Staatl. Bibliothek
Regensburg
1215

Hist pol II,
335 (1

88

2974

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachteu Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

SBR069026944551

Holbein gez.t

in Stahl gest. v. Rosmäsler in Berlin 1835

Preussens Vorzeit,

oder

historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen aus der Vorzeit von Städten, Burgen, Schlössern, Klöstern und Dörfern; Biographieen berühmter vaterländischer Personen und Züge aus dem Leben der Fürsten, Herren, Ritter und Bürger.

Eine Lektüre

zur

Kenntniss der vaterländischen Geschichte

und zur

Belebung patriotischen Sinnes.

Im Verein mit mehreren Geschichtsfreunden
herausgegeben
von

Dr. FR. REICHE,

Verfasser des Führers auf dem Lebenswege, der Familienbibel, ꝛc.

Erster Band.

oder erster Jahrgang 1s — 3s Heft.

Mit Stahlstichen vom Prof. Rosmäsler und Carl Mayer nach Original-Zeichnungen von den Malern Hollbein und P. C. Geissler.

Berlin und Leipzig 1835.
Verlag von Carl Heymann.

G68/1028

Staatliche Bibliothek
Regensburg

1.

Die Wenden.

In der Gegend, wo heute die stolze Residenz **Berlin** steht und das mannigfachste und bunteste Leben sich entfaltet; wo die Wissenschaften blühen und die Künste den Menschen mit allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten versehen, die er sich nur immer wünschen mag, hauseten zu den Zeiten **Karls des Großen** — vor einem Jahrtausend — einige arme Fischer, in Felle oder schlechte Wolle gehüllt, vom Ertrage des Netzes, der Jagd und des Ackerbaues sich nährend. Dicke Wälder, zum Theil heilige Haine, bedeckten die weite Ebene; hier und da sah man Gruppen von ärmlichen Hütten, mit Mauern, Steinen und Gräben roh befestigt.

Es war die slavische Nation der **Wenden** oder **Wilzen**, welche hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatte; aus verschiedenen Stämmen bestehend, nahm sie den Raum von der Spree bis zur Ostsee, von der Elbe bis zur Oder ein. Um die Gegend von Brandenburg wohnten die **Heveller**, um Treuenbriezen die **Brizaner**; um das jetzige Dorf Lebusa im Kreise Schweinitz die **Lebuser**. Die **Stoderaner** wohnten in der Gegend von Storkow bis Berlin, die **Ukrer** in der Ukermark; die **Tollensier** an der Tollensee, die **Rhedarier**, **Circipaner** und **Kyziner** an der Peene*), die **Rügier** auf der Insel Rügen. Jenseits der Oder bis an die Weichsel, zwischen der Warte und Ostsee, saßen die **Pommern**, d. h. die am Meere Wohnenden.

Alle diese verschiedenen Stämme führten anfangs ein patriarchalisches Leben, bis die Reibungen mit den Polen und den jenseits der Elbe wohnenden deutschen Völkern Parteiungen und

*) Diese vier Völkerschaften behielten zuletzt den Namen Lutizier.

Bürgerkriege erzeugten. Diese gingen wieder in Volkskriege über, deren Ende die fast gänzliche Ausrottung der Slaven und die Besitznahme des Landes durch deutsche Ansiedler war.

Es war Karl der Große, welcher, durch seine Unterjochungskriege gegen die Sachsen, die Wenden zuerst um ihre Freiheit besorgt machte und darüber mit einzelnen Stämmen in Kampf gerieth. Er besiegte diese und kam dabei bis in die Mark Brandenburg; die Wilzen zu unterjochen wollte ihm jedoch nicht gelingen. Noch hundert Jahre bewahrten dieselben ihre Freiheit, bis Kaiser Heinrich I. durch die Eroberung von Brandenburg sie ihnen theilweise entriß (926). Unter Otto dem Großen glaubten sie das Joch wieder abwerfen zu können, aber der kaiserliche Statthalter, Markgraf Gero, einer der kriegerischsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit, von seinen Zeitgenossen der Wendenbändiger genannt, räumte ohne Schonung alle diejenigen aus dem Wege, welche den geringsten Verdacht einer Empörung auf sich luden. Unter dem Vorwande, das bestehende friedliche Vernehmen zu befestigen, lud er, nach der Ueberlieferung, dreissig wendische Fürsten zu einem Gastmahl auf das Schloß Burgk (im heutigen Amte Cottbus) bei sich ein. Diese ehrlichen Schlachtopfer, von denen behauptet wird, daß sie sich zu Gero's Untergange verschworen haben sollten, nahmen die Einladung ohne allen Argwohn an und zechten nach ihrer Sitte bis tief in die Nacht. So durch den Rausch unfähig gemacht, sich zu vertheidigen, ja überhaupt an einen Angriff nicht einmal denkend, ließ Gero sie überfallen und sämmtlich ermorden. Andere Chronisten melden, daß die wendischen Fürsten sich selbst zu einem Gastmahl versammelt hätten und dabei von Gero überfallen worden wären. Wie dem auch sei, die Wenden hatten ihre edelsten Häupter verloren und waren für lange Zeit geschwächt; aber sie verloren das Gefühl für Treu und Glauben immer mehr und nährten in tiefer Brust den heißen Durst nach Rache.

Es ist nicht ohne Interesse, das Volk näher kennen zu lernen, in dessen Mitte auf solche Weise moralisches Unkraut gesä't wurde; das Volk, welches vor einem Jahrtausend sich in diesen Gegenden bewegte und in patriarchalischer Einfachheit ein glückliches Leben führte. Das Andenken dieses Volks ist bis auf den Namen und wenige Charakterzüge fast vergessen. Wer weiß, ob in einem Jahrtausend von uns und aus unsrer Zeit größere Ueberbleibsel vorhanden sind!

Die Wenden waren von ziemlich hohem Wuchse, schön, lang und grade gewachsen; ihre Glieder starknervigt und muskulös. Rauh wie das damalige Klima dieser Gegend, kannten sie keine Verweichlichung. Die Gesichtsfarbe spielte ins Braungelbe, die Farbe der Haare war lichtbraun oder ins Röthliche fallend. Der erste Anblick der Wenden war den Deutschen fürchterlich; ihr Gesicht und der starre Blick verriethen Wildheit.

In Bezug auf Charakter und Sitten hat man den Wenden eben so viel Rühmliches als Schlechtes nachgesagt. Sie waren gut, so lange sie sich deutsche Verderbniß nicht angeeignet hatten; sie waren schlecht, als ihr Charakter das Volksthümliche verlor. Ihre unüberwindliche Liebe zur Freiheit erzeugte bei ihnen einen grenzenlosen Haß gegen fremdes Joch. Dieser Haß wurde bis zum Fanatismus gesteigert, als die Christen ihre Tempel zerstörten und sie nicht höher achteten wie Hunde. Sonst waren die Wenden, als ein harmloses Volk, das wenig oder gar keine Bedürfnisse kannte, sorglos und unbekümmert um die Zukunft, genossen, was sie hatten, im Uebermaß und überließen sich, wenn sie wohlleben konnten, zügellos ihren Begierden und allen Ausschweifungen; sie darbten und hungerten eben so gern, wenn sie nichts hatten.

Wer gleichet uns freudigen
Fischern im Kahn?
Wir wissen die schmeidigen
Fische zu fahn.
Wir sitzen und schweben
Geflügelten Lauf;
Wir tanzen und heben
Die Füße nicht auf.

Wohl bergen uns schützende
Hütten die Nacht,
Bis wieder das blitzende
Sternchen erwacht.
So geht es und nimmer
Geht's anders als gut;
Ein Fischer hat immer
Gar fröhlichen Muth.

Eine der rühmlichsten Tugenden der Wenden war die Gastfreiheit, die man überall findet, wo das Volk noch im patriar-

chalischen Zustande lebt. In einem besondern Zimmer hatten sie beständig Essen und Trinken bereit: Fremde und Hausgenossen konnten von dem Aufgetragenen genießen, wann und wieviel ihnen beliebte. Die vorgesetzten Speisen und Getränke wurden sogleich durch andere ersetzt, und volle Schüsseln, mit dem reinlichsten Tuche vor Mäusen, Fliegen und anderm Ungeziefer bedeckt, erwarteten immer neue Gäste. Jeder wetteiferte, Fremde gastfreundlich in sein Haus aufzunehmen; man wusch ihnen die Füße, ehe man Speisen auftrug. Was der Ackerbau, die Jagd und der Fischfang darreichten, wurde mit verschwenderischer Freigebigkeit vorgesetzt; je reichlicher das Mahl ausfiel, desto höher glaubte der Wirth im Rufe und Ruhm der Tapferkeit zu stehen. Dieser Eifer, den Fremdling bewirthen zu können, trieb sogar viele zum nächtlichen Rauben und Stehlen an, um am folgenden Tage mit seinen Gästen recht schwelgen zu können. Ein Wende, der einem Fremden die gastliche Aufnahme versagt hätte, wäre nicht nur bei seinen Mitbürgern als ein schlechtdenkender Mensch verhöhnt worden, sondern man hätte ihm Haus und Güter verbrannt. Diese Gastfreundschaft machte, daß man bei den Wenden das Armenwesen und die Bettelei gar nicht kannte; milde Unterstützungen brauchten nicht erst durch dritte Hände zu gehen, um an den Hungrigen und Durstigen zu gerathen. Daher gab es ferner keine Diebe unter den Wenden, denn Speisen und Getränke zu stehlen, war kein Verbrechen; es wurde als verzeihlich mit dem Mantel der Gastfreundschaft bedeckt. Eine solche Treue und ein solcher Glauben herrschte unter ihnen und so wenig fürchteten sie Betrug und Diebstähle, daß sie ihre Kisten und Schränke nie verschlossen, ihre Kleider, Geld und alle Kostbarkeiten in Kisten und Fässern, nur obenhin ein wenig bedeckt, verwahrten. Auf ihr Wort konnte man sich sicher verlassen und Eidschwüre wurden selten abgelegt.

Die zur Fröhlichkeit geschaffene Seele der Wenden, ihr Hang, Alles heiter und vergnügt um sich zu sehen, ließ die Leidenschaft der Rachsucht und Unversöhnlichkeit ursprünglich in ihren Herzen nicht aufkommen; wo sie aber geweckt war, da tilgte ein herzlicher Kuß der Aussöhnung sie wieder aus. Mit einem warmen Kusse und freundschaftlichen Umarmungen empfingen sie jeden Freund bei ihren Zusammenkünften.

Die Liebe zu Vergnügungen zeigte sich unter den Wenden auch durch ihre große Neigung zum Gesange, Tanz und zur Musik.

An allen Festtagen und bei großen Gastmählern wurde mit lauter Fröhlichkeit und wildem Toben getanzt; rauschend und lärmend war die Musik, und Hörner zum Blasen, welche in den Tempeln und Continen aufbewahrt wurden, scheinen zu ihren Lieblings-Instrumenten gehört zu haben. So kann der denkende Bewohner der heutigen Mark Brandenburg denn also bei einem Blick auf seine Erdscholle wohl sagen:

Hier haben viel fröhliche Menschen
Lang vor uns gelebt und gelacht! —

Eine allgemeine Tugend bei beiden Geschlechtern war ferner die eheliche Treue. Gegenseitige Liebe der Aeltern und Kinder fesselte die Herzen an einander und die Dankbarkeit der Kinder erzeugte die herzlichste Fürsorge für ihre alten, schwachen und kranken Aeltern. Es gab aber auch Stämme, wo die Kinder aus religiösem Aberglauben ihren alten hülflosen Aeltern einen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie ihnen gewaltsam den Tod gaben.

Groß war die Ehrerbietung der Wenden gegen ihre Fürsten und Obrigkeit. Wer seine Zuflucht in die fürstliche Burg genommen, durfte keine Beleidigungen fürchten, sondern fand das sicherste Asyl. Dies hinderte sie nicht, sogleich zum Aufstande geneigt zu sein, sobald der geringste Schein einer Verletzung der Volksrechte vorhanden war. Treue, Glauben und Eidschwüre galten nichts mehr, sobald die Freiheit bedroht war.

Die Wohnungen der Wenden waren schlecht; sie bestanden entweder aus Hütten von geflochtenen Zweigen, die nur nothdürftig gegen Wind und Regen schützten und deren Verlust ihnen im Kriege nicht besonders schmerzlich war, oder aus Balken und Brettern. Der innere Raum des Hauses hatte in der Regel keine besondern Abtheilungen; die ganze Familie wohnte bei einander. Hausgeräthe kannte man nicht; an der Wand war eine Bank befestigt; ein Ofen von Thon diente zur Heizung und zum Brotbacken. Einige Oeffnungen in der Wand dienten zum Einlaß des Lichts und zum Ausführen des Rauchs. Abends erleuchtete man das Zimmer mit Kienspänen. In den Städten fand man unterirdische Wohnungen oder Keller, die zugleich zu Gefängnissen dienen mußten.

Die Nahrungsmittel haben wir bereits angedeutet; Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mohn, Hanf, Bohnen und Erbsen und verschiedene Arten von Baumfrüchten waren im Ueberflusse

vorhanden, ebenso wie die Butter von Kühen, Milch von Schafen, fette Lämmer, Hammel und Schweine. Die Jagd in den dichten Wäldern verschaffte eßbare Thiere und Wildpret in Menge; das Meer, die Seen und Flüsse wimmelten von Fischen, und Heringe gewannen die Anwohner der Ostsee im Ueberfluß. Wilde Bienen in den Wäldern gaben Honig, aus welchen man ein Getränk (Meth) verfertigte, das, so wie es den nordischen Völkern ein Göttertrank war, den Gefährten des Bischofs Otto den köstlichsten Falernerwein zu übertreffen schien.

Die Kleidung der Wenden bestand in einem langen Gewande, das bei den Weibern bis an die Waden reichte und in einer Art von Mantel oder Oberrock; auf dem Kopfe trug man einen Huth oder Pelzhaube. Die Fürsten zeichneten sich durch Pelzröcke aus, die sie sich von dem erlegten Wilde anschafften. Die Weiber pflegten sich auch wohl mit mancherlei Verzierungen von Glas und Metall zu schmücken, die man durch Handel und Raubzüge erlangte. Uebrigens verstanden die Wenden schon die Kunst der Leinweberei; ihren Hanf und Flachs bauten sie selbst. Doch konnten sie nur grobe wollene Tücher verfertigen, obgleich die Reichen und Vornehmen einen hohen Werth auf feine und kostbare Tücher setzten.

Die allen Menschen natürliche Furcht vor dem Tode war bei den Wenden vorzüglich groß, und ein Leichnam ihrem Anblicke sehr unangenehm. Die Verstorbenen wurden von dazu gemietheten Leuten, wahrscheinlich Weibern, beklagt, die in weiße Tücher gehüllt, sie heulend zum Begräbnißplatze begleiteten. Die Verwandten, Freunde und Nachbaren, welche der Aelteste des Dorfs durch einen schwarzen Stock benachrichtigte, der von Haus zu Haus ging und zugleich statt der Todesanzeige diente, folgten. Auf dem Begräbnißplatze errichtete man einen Scheiterhaufen und legte die Leiche darauf. Dann wurden Pferde und andere Thiere, die dem Verstorbenen sehr werth gewesen, Knechte und Mägde, sogar in einigen Gegenden die Ehefrau ihm geschlachtet und, wenn nicht verbrannt, doch begraben. Was zu den Begräbnissen der Verstorbenen gehörte, Hausgeräth, Speisen und Getränke, wurde neben die Aschenkrüge in größere Urnen gethan, in denen auch die klein geschlagenen Knochen aufbewahrt wurden. Unter einigen Stämmen oder Ständen soll nicht das Verbrennen, sondern das Begraben der Todten üblich gewesen sein. In diesem Falle legte man die Todten, mit dem

Kopfe nach Osten, bloß auf die Erde und bedeckte sie mit Steinen. Viele dieser Grabhügel waren zirkelrund und bestanden gewöhnlich aus festen Mauern von großen Feldsteinen, auf deren Oberfläche, um das Grabmal gleichsam zu verschließen, bisweilen so außerordentlich große Steine ruheten, daß man sich wundern muß, wie Menschenhände dieselben so hoch haben emporbringen können. Im Innern befanden sich verschiedene Abtheilungen oder Kammern. Gewöhnlich liegen diese Grabhügel von Morgen gegen Abend, doch fand man deren auch von Mitternacht gegen Mittag; gegen Morgen sind die größten Steine öfters mit der Spitze in die Höhe gerichtet. Je vornehmer die Verstorbenen waren, mit desto größerem Fleiße wurden die Steinhaufen errichtet und einen desto größeren Raum nahmen sie ein; manche derselben sind mit einer großen Menge von Aschenkrügen angefüllt, weil nach und nach die Asche ganzer Familien darin beigesetzt wurde. Nicht selten ist der Boden, auf welchen die Leichen gelegt, oder die Aschenkrüge gesetzt wurden, gepflastert.

Die Begräbnißfeierlichkeiten beschloß ein Leichenmahl, von dem auch die Todten ihren Theil bekamen; an Getränken war dabei ein solcher Ueberfluß, daß sich oft Gelegenheit zu einem neuen Todtenmahle fand. Diese Todtenfeier wurde auch noch den 30sten, dann den 60sten und 100sten Tag, und endlich, wenn das Sterbejahr geendigt war, an dem Jahrestage wiederholt, womit das Trauern ein Ende hatte.

Die Hauptbeschäftigung der Wenden bestand anfänglich größtentheils im Ackerbau; sie besaßen eine große Kunst, sandige Gegenden tragbar zu machen. Ihr Acker-Instrument war der Haken, der noch jetzt in einzelnen Provinzen bei den leichten Feldern gebräuchlich ist und vor welchen Pferde oder Ochsen gespannt wurden *). Der Sichel und Sense bedienten sie sich, das Getreide zu mähen; sie setzten es in Garben und draschen es auf dem Felde aus.

Den Gartenbau ließen die Wenden sich ebenfalls sehr angelegen sein. Die Bekehrer fanden einen so großen Ueberfluß an fruchttragenden Bäumen, daß sie Pommern das Land der Verheißung nannten und die Mönche in Deutschland einluden, hierher zu ziehen und Klöster anzulegen.

*) Daher hießen die wendischen Hufen auch Hakenhufen (unci), welche aus 15 Morgen bestanden und kleiner als die deutschen Landhufen waren. Zwei Hakenhufen machten eine deutsche Hufe.

Gleich einträglich waren die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei. Bei der Viehzucht hielt man besonders viel auf schöne Pferde, ja die Macht und der Reichthum der Vornehmeu wurde nach der Zahl der Pferde geschätzt.

Handwerke waren den Wenden unbekannt; Jeder befriedigte seine wenigen Bedürfnisse durch eigene Handarbeit und die Vornehmen ließen sich durch ihre Leibeigenen das Nöthige verfertigen. Das Schmieden allein scheint man in so weit gekannt zu haben, als es zur Herstellung der nothwendigen Haus- und Ackergeräthe und einiger Waffen nöthig war. Gleich unerfahren waren sie ohne Zweifel in der Kunst, Metalle zu gießen und zierlich zu verarbeiten, sowie in der Bildhauerei und Malerei; was man an Kunstwerken dieser Art bei ihnen fand, war entweder das Werk eingewanderter Künstler, oder auf Raubzügen erbeutet. Dagegen waren die Wenden in Thonarbeiten sehr geschickt. Die Fruchtbarkeit des Landes an Naturprodukten aller Art, das hier herrschende Wohlleben und die gastliche Aufnahme der Fremden erzeugte einen lebhaften Handel, dessen Hauptniederlage Julin am Ausflusse der Oder in die Ostsee war.

Seit die Wenden durch das Andringen der Christen aus ihrer Ruhe gekommen waren, auch gewisse Bedürfnisse kennen gelernt hatten, wurden Land- und Seeräuberzüge die Lieblingsbeschäftigung und der Erwerbszweig vieler Stämme. Von den Dänen lernten sie die Seekriege, und der dänische König Harald (Blauzahn) flößte ihnen in der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts die Neigung zur Seeräuberei ein, die endlich mit solcher Ausgelassenheit getrieben wurde, daß der nördliche Ocean überall mit wendischen Seeräuberschiffen bedeckt war. Der wendische Ackerbau gerieth darüber in Verfall, weil man sich auf leichtere Weise zu bereichern vermochte. Auch andere Nachtheile waren davon unzertrennlich. Indem nämlich die Begier, Beute zu machen, um sich griff, begannen die Wenden Einfälle in die benachbarten christlichen Länder zu thun, von wo aus man längst auf ihre Besiegung oder ihre Unterjochung sann und so entzündeten sich jene Vertilgungskriege, die den ursprünglich gutmüthigen Charakter des Volks völlig umänderten und verdarben. Die Waffen, deren sich die Wenden dabei bedienten, bestanden gewöhnlich in eisernen Harnischen, ledernen Schilden, in Helmen, Schwertern, langen Messern am Gürtel und Wurfspießen.

Die Wuth, mit welcher diese Kriege geführt wurden, über-

schritt alle Grenzen. Man suchte sich gegenseitig zu überlisten, man versteckte sich in hohlen Wegen oder Morästen und auf dem Meere hinter Vorgebürgen und brach dann unvermuthet aus dem Hinterhalt hervor. Mit einem fürchterlichen Gebrüll begannen die Wenden das Treffen; sie vergrößerten das Geräusch, indem sie mit ihren Schwertern auf ihre Schilde und Helme schlugen. Ueberall ließen sie Spuren ihrer Grausamkeit zurück; schreckliche Verwüstungen bezeichneten ihren Pfad. Was sie nicht fortschleppen konnten, das wurde ein Raub der Flammen und oft trieben sie Menschen und Vieh in Häusern und Hütten zusammen und zündeten Alles an. Ihre Mordlust weidete sich an allerlei Arten von Qualen, in deren Erfindung sie dann sinnreich waren. Sie spießten die Körper ihrer Gefangenen auf Pfähle und rissen ihnen die Eingeweide aus dem Leibe; die Christen schlugen sie ans Kreuz, oder schleppten sie zum Opferaltar und schlachteten sie ihrem Gotte. Ja sie scalpirten die Christen, löseten ihnen die Haut des Kopfes, welche sie in der Gestalt des Kreuzes eingeschnitten hatten, ab, und schleppten dann die Unglücklichen duurch die Stadt. Eine Menge von Gefangenen führten sie aus dem Kriege mit in ihre Heimat und bewahrten sie in Gefängnissen auf, bis sie ein ansehnliches Lösegeld erhielten, oder brachten sie auf die Sklavenmärkte.

(Schluß im nächsten Heft.)

2.

König Tugumir.

(Aus der Vorzeit von Brandenburg.)

Die Stelle, wo heut die Altstadt Brandenburg steht, ist merkwürdig, ja klassisch für den Preußen. Sie ist der Mittelpunkt, um welchen das Vaterland sich bildete, die Wiege des heutigen Staats. Um den Besitz dieses Orts mußten in grauer Vorzeit Tausende das Leben lassen, und den Vorwand dazu gab leider — das Christenthum.

In der Gegend der jetzigen St. Gotthardskirche stand im zwölften Jahrhundert, von Wald und Heide rings umgeben, ein fester wendischer Ort, Namens Parduin. Noch heute führt der Dom den Namen der Burg; hier residirten die Könige

Beherrscher des umwohnenden Volks der Heveller und anderer wendischer Stämme. Ueberreste der ehemaligen starken Befestigung des Orts findet man noch an der Feldseite der Altstadt.

Ueber Parduin, auf dem Harlunger= (jetzt Marien=) Berge stand ein Tempel des Triglaff, den die umwohnenden wendischen Stämme als Mittelpunkt ihres Götzendienstes betrachteten, und auf dessen Zerstörung daher die Christen ein vorzügliches Augenmerk richteten.

Die erste historische Kunde von den hier stattgefundenen Kämpfen ist aus dem Jahre 926. Im Winter dieses Jahres drang der Kaiser Heinrich I. bis Parduin vor, nachdem er die ihm entgegengezogenen Haufen des Königs Tugumir zurückgewiesen hatte. Parduin wurde belagert; der eingefallene strenge Frost flößte vergeblich dem Könige die Hoffnung ein, daß die Deutschen würden abziehen müssen; grade dieser Frost gereichte ihm zum Verderben. Die wenigen Mundvorräthe in der Stadt wurden von der Masse des Volks, welche Tugumir hier zusammengezogen hatte, in kurzer Zeit aufgezehrt, die Belagerer schnitten alle Zufuhre ab und es entstand eine Hungersnoth. Die Deutschen, durch die zugefrorenen Sümpfe und Gewässer begünstigt, schritten zum Sturm, erstiegen die Mauern, verwüsteten den Ort und zerstörten den Götzendienst. Durch einen Vergleich überließ der Kaiser dem Tugumir das eroberte Land gegen einen jährlichen Tribut und die Verpflichtung, das Christenthum anzunehmen.

Dieser Tribut wurde indessen sehr unordentlich abgeführt und an die Stelle des Christenthums trat bald von neuem der Götzendienst. Ewig mit den Wenden im Kampfe, mußten die deutschen Kaiser bemüht sein, ihre Herrschaft hier zu befestigen und der schlaue Markgraf Gero der Nordmark (S. 2.) that einen sehr entscheidenden Schritt für diesen Zweck.

Das Alter hatte den König Tugumir unmündig, geizig und furchtsam gemacht; Gero verblendete ihn durch Geschenke und gelobte ihm goldene Berge, wenn er an seinem Vaterlande zum Verräther würde. Tugumirs einziger Thronerbe, sein Enkel oder Vetter, hielt sich damals in Parduin als königlicher Befehlshaber auf. Ohne Zweifel theilte dieser junge hoffnungsvolle Mann die Abneigung der Wenden gegen deutsche Oberherrschaft und kam daher mit den Ansichten des alten schwachen Königs nicht überein, dessen Eifersucht Gero listiger Weise erregt hatte.

Indem Tugumir sich von der Furcht einnehmen ließ, am Ende seiner Tage noch die Regierung zu verlieren, und solche in die Hände seines Erben übergehen zu sehen, wurde das Verderben des letztern beschlossen. Unter dem Scheine, als flüchtete er sich vor den Deutschen, kam der alte Tugumir nach Brandenburg (945), wo man ihn mit Freuden aufnahm und Alles für die Vertheidigung seines Lebens und seiner Freiheit aufzuwenden versprach. Aber in dem Augenblick, wo Gero mit einem Heere sich vor den Thoren zeigte, wurde der Thronfolger hinterlistig festgenommen und ums Leben gebracht, die Stadt aber dem Feinde übergeben.

Tugumir mußte bald erkennen, wie treulos der Mann sei, mit dem er sich in einen Vertrag eingelassen hatte; die erwarteten Belohnungen blieben aus oder wurden ihm verkürzt. Die Geschichte kennt sein Ende nicht. Das brandenburgsche Reich der Heveller aber, hatte ein Ende, das Land wurde den Markgrafen von Salzwedel zur Aufsicht übergeben und ein Bisthum, welches Kaiser Otto der Große hier anlegte (949) hatte den Zweck, das Christenthum fester zu begründen und auszubreiten.

Und es strahlt' ein neues Leben
Durch die heitre Welt herein;
Das Gebeugte will sich heben
An der Freude Sonnenschein.
Ueber der Zerstörung Trümmern
Will die neue Schöpfung schimmern.

3.

Die Stubnitz.

(Aus der Vorzeit der Insel Rügen.)

„Es giebt", sagt Tacitus in seiner Geschichte der alten Deutschen, „auf einer Insel des Oceans einen heiligen Hain und in demselben einen geweihten Wagen, der mit einem Gewande bedeckt ist und nur vom Priester berührt werden darf. Dieser bemerkt, wenn die Göttin in dem Heiligthume ist, und auf ihrer Fahrt, von Kühen gezogen, folgt er ihr mit vieler Ehrfurcht nach. Dann sind fröhlich die Tage und festlich die Oerter, die sie ihrer Ankunft und ihres Besuches würdigt. Man beginnt keinen Krieg,

man nimmt kein Schwert in die Hand, alles Eisen ist unthätig (verschlossen). Nur dann kennt, nur dann liebt man Frieden und Ruhm; bis der Priester die Göttin, vom Umgange mit Sterblichen gesättigt, in den Tempel zurückbringt. Alsdann werden der Wagen und die Gewänder, und, wenn man es glauben will, die Gottheit selbst, in einem verborgenen See gewaschen, wobei Sklaven sie bedienen, welche sogleich eben dieser See verschlingt. Daher das geheime Schrecken und die heilige Unwissenheit, was das sein möge, was nur zum Untergang Bestimmte sehen."

Es ist die Stubnitz auf der Insel Rügen, wo man diesen Ort des geheimnißvollen Hertha-Dienstes wiederfinden will. Die Stubnitz ist ein Buchenwald längs dem Meeresufer, der in der Länge zwei Meilen, in der Breite eine halbe Meile oder auch weniger hat. An sich gewährt dieser Wald dem Wandrer ein großes Vergnügen; aber das höchste Interesse erhält er durch die Denkmäler des vormaligen heidnischen Götzendienstes, dergleichen es in ganz Europa nur noch wenige giebt. Der Umstand, daß sie sich in dem äußersten Winkel von Deutschland befinden, hat sie vor der gänzlichen Zerstörung bewahrt.

Man findet in der Stubnitz den sogenannten Burg- oder schwarzen See und glaubt, daß darin die Abwaschungen der Göttin verrichtet worden wären. Die hohen Ufer, welche ihn umgeben, bilden fast ein regelmäßiges Oval und sind mit dichten Buchen umkränzt. Dieser See ist vielleicht ein Werk der Natur, aber neben ihm erblickt man in einer uralten Anlage ein Werk menschlicher Kunst. Westwärts stößt nämlich unmittelbar daran ein Wall (Burgwall), der einen ovalen Platz einschließt; er hat bei einem Umfange von 500 Schritten in seinem längsten Durchmesser 100 Schritt. Der steile Abhang des Walles beträgt nach außenhin an den meisten Stellen mehr als 100 Fuß, nach innen 40 und weniger. Nördlich läßt er einen schmalen Zugang zu dem innern Raume, und nach der See zu gleichfalls einen Ausweg offen. Westlich wird er fast in einem Viertelkreise von einem zweiten Walle eingefaßt, der ihm von dort her zum Schutze dient, aber nicht so regelmäßig angelegt ist. Das Ganze ist jetzt mit hohen Buchen bewachsen. Wahrscheinlich schloß dieser Wall einst eine Burg ein, die jedoch, in einem Thale gelegen, nicht sowohl zur Abwehr des Feindes, als zu einer stillen friedlichen Zuflucht gedient haben mag, wo man abgesondert von der Welt

ein Heiligthum bewahren oder ein feierliches Geschäft den Augen der Menge entziehen wollte; er hat mit einem Worte das Ansehen eines heiligen Haines und eines Opferplatzes, dergleichen die nordischen Völker gleichfalls mit runden Wällen oder Mauern zu umgeben pflegten.

Am merkwürdigsten ist der See, dessen Tacitus erwähnt. Der hiesige ist um so mehr ein verborgener See zu nennen, als er ringsum von einem hohen Ufer umgeben wird, und von der einzigen Seite, wo der Zugang eben ist, den Wall zur Einfassung hat. Die friedliche Stille und das Dunkel der Schatten ringsumher verbreiten einen heiligen Schauer über diesen See.

Geisterlispel wehn' im Thale
Um versunk'ne Heldenmale.

Hier konnte die Göttin, wie sonst nirgendwo, beim Waschen allen fremden Blicken entzogen bleiben. Die Ausfahrt aus dem Burgwalle nach dem See scheint zu keinem andern Zwecke so bequem, als zu einer solchen geheimen Untersuchung und die Tiefe des Wassers gleich nahe am Rande, ist vorzüglich geschickt, um arme Sklaven ein Glück, das ihnen aufgedrungen war, auf der Stelle mit dem Tode bezahlen zu lassen. Auch der zweite Wall konnte dazu dienen, die Spazierfahrt der Göttin außer ihrem innern Heiligthum zu decken.

Noch bis zu dieser Stunde haben sich auf der Insel Rügen Sprüchwörter im Munde des Volks erhalten, welche auf die Hertha Bezug haben und Micrälius meint sogar, daß sie in ihrem Heiligthum keinen Angriff dulde. „Da vor Zeiten sich Einige unterstanden", sagt er, „mit einem Kahn auf dem Burgsee zu fahren, haben sie denselben des folgenden Tages auf einem Buchenbaume suchen müssen, auf welchen ihn der Geist des Nachts gebracht; sie haben auch noch daneben des Teufels Gespött mit deutlichen Worten gehört, da er gesagt: er und sein Bruder Nickel hätten dies gethan." Und bis auf den heutigen Tag erzählen Leute, die nie ein Wort von Tacitus gehört haben, Alles, was er anführt, als eine weltkundige Sache, deren Andenken sich hier vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt habe. Wir aber sagen im Angesicht jener Buchen mit dem Dichter:

Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmücket Euch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in Eurer Pracht erhalten!

4.
Swantewit in Arkona.

In Arkona an der Ostsee, auf der nördlichsten Spitze der Halbinsel Wittow und Deutschlands, stand zu Karls des Großen Zeiten und später die sehr alte Bildsäule des wendischen Gottes Swantewit. Er war der Gott der Götter und vor allen andern Göttern berühmt wegen seiner Siege und Antworten, die mit dem Erfolge genau übereinstimmten. Ihm, als dem allgemeinen Orakel, sandten alle slavischen Prinzen jährlich Tribute und brachten ihm Opfer. Auch die Kaufleute, welche bei seiner Tempelburg anlandeten, durften nicht eher kaufen und verkaufen, als bis sie von ihren Waaren das Ausgesuchteste und Kostbarste ihm geopfert hatten. Selbst der christliche König Sueno von Dänemark zollte ihm Geschenke und Tribut.

Kein anderer Ort möchte so, wie Arkona, zu einem Göttersitz gleichsam von Natur geschaffen gewesen sein; vom hohen Vorgebirge hinab überschaute das Auge die weiten Flächen der Ostsee.

Das Götzenbild war ein Ungeheuer von Bild, das an Größe jeden menschlichen Körper weit übertraf. Es hatte vier Köpfe mit eben so viel Hälsen, von welchen zwei Köpfe vorwärts nach der Brust, zwei nach dem Rücken gerichtet waren. Die Gesichter zeigten eine Miene tiefsinniger Ueberlegung. Der Bart war wie zerfressen und das Haar dem rügischen Kopfschmuck so ähnlich verschoren, daß man die Geschicklichkeit des Künstlers bewundern mußte. In der rechten Hand hielt er ein Horn, welches mit verschiedenen Metallen ausgelegt war und jährlich mit frischem Wein gefüllt wurde. Die linke Hand war in die Seite gesetzt und bildete durch die Krümmung des Armes einen Bogen. Mit den Füßen berührte er die Erde, das Grundgestell der Füße aber verbarg die Erde. Das Kleid erstreckte sich bis an die Schienbeine, welche aus fremdem Holze geschnizt waren und deren Zusammenfügung mit den Knieen nur bei einer sorgfältigen Untersuchung bemerkt werden konnte.

Der Tempel des Swantewit stand auf dem Markte in einer Ebene mitten in der Festung; zwar war er nur von Holz erbaut, aber er glänzte sowohl von außen durch Pracht und mancherlei Schnitzwerke, als auch inwendig durch die Bildsäule des Gottes

und viele künstliche Arbeiten und Schätze. Von seinen zwei Hallen war die äußere mit einer Wand eingefaßt und mit Purpur bedeckt, die innere ruhte auf vier Seiten, zwischen welchen herabhangende Teppiche die Stelle der Wände vertraten. Hinter dem Vorhange trat man in das Innere des Tempels, wo die Bildsäule stand. Nicht weit davon hingen der Sattel und Zaum des Gottes und mehrere andere Zeichen der Gottheit; besonders aber erregte sein Schwert von ungeheurer Größe, dessen Scheide und Gefäß von gravirter Arbeit waren, die allgemeine Bewunderung. Außerdem waren die Wände noch mit vielen Purpurdecken behangen, deren Farbe zwar noch glänzte, die aber von Alter so vermodert waren, daß sie bei der geringsten Berührung auseinandergingen. Auch befanden sich im Tempel eine Menge ungewöhnlicher Hörner von allerlei wilden Thieren, zum Theil durch künstliche Bearbeitung sehr sehenswerth.

Arkona war gegen Morgen, Mittag und Mitternacht durch die steilen Ufer des Meeres befestigt; gegen Abend schützte es ein Erdwall von 50 Ellen Höhe, oben zum Ueberflusse mit Palisaden und Plankwerk bedeckt. Durch das Plankwerk ging ein einziges Thor, welches von einem Thurm über demselben vertheidigt werden konnte und bei Belagerungen mit ausgestochenen Rasen überdeckt wurde.

Der Aberglaube der Wenden flößte ihnen zu dieser Befestigung ein so großes Vertrauen ein, daß sie den Thurm bloß mit ihren Fahnen und Zeichen bepflanzten und von diesen den stärksten Schutz erwarteten. Eben deswegen blieb in Friedenszeiten diese Festung (wie andere Tempelörter), ganz leer und unbesetzt; nur wurde sie verschlossen und die Beschützung derselben dem Gotte Swantewit überlassen.

Der Tempel des Swantewit war mit reichen Einkünften bedacht. Sie bestanden außer den Geschenken und dem Tribute von allen slavischen Provinzen, außer den Abgaben der auf Rügen handelnden Kaufleute und dem dritten Theile von der Beute noch in den Opfergaben, Erstlingen der Früchte, Zehnten des Viehes und einem festgesetzten Kopfgelde von einer jeden Person männlichen und weiblichen Geschlechts. Auch liegende Gründe gehörten zum Tempel. Man hielt dem Swantewit dreihundert Pferde und eben so viele Reiter, welche alle Beute, die sie machten, der Verwahrung der Priester übergaben. Diese Priester hatten ein großes Ansehen und auf die Staatsgeschäfte

den bedeutendsten Einfluß. Sie allein durften bei den Opfern sitzen, einen langen Bart tragen und in das Innere des Tempels gehen. Ja der Oberpriester hatte ein größeres Ansehen, als der König. Die kriegerischen Unternehmungen lenkte er nach Belieben und oft unternahmen auch fremde slavische Stämme keine wichtige Angelegenheit ohne seine Einwilligung oder angeblichen Göttersprüche. Er schloß den Frieden und schrieb den Feinden die Bedingungen desselben vor, oder er vermittelte, wenn seine Nation unglücklich war, den Frieden so vortheilhaft für dieselbe, als es nur immer möglich war. Die Schätze des Tempels verbrauchte er zur Befriedigung seiner Begierden und bildete dem Volke ein, daß sie in Kisten verschlossen unverletzt aufbewahrt würden.

Zum Weissagen bei Opfern und andern feierlichen Gelegenheiten war dem Swantewit ein weißes Pferd geheiligt, auf welches nur der Priester, der es wartete, sich setzen durfte. Die Priester machten das Volk glauben, daß der Gott in der Nacht auf jenem Pferde einen Ritt gegen die Feinde mache; und um dieses Vorgeben zu bewahrheiten, zeigten sie das Pferd öfters am Morgen ganz bestäubt und mit Schweiß bedeckt, als käme es von einer weiten Reise zurück. Keine Unternehmung von Erheblichkeit, kein Krieg wurde begonnen, bevor nicht der Ausgang desselben durch das Pferd erforscht war. Nach einem feierlich gesprochenen Gebete führte der Priester es am Zügel aus der Kapelle über eine dreifache Reihe von Spießen — in jeder derselben waren zwei Spieße kreuzweis in die Erde gesteckt, — und ließ es dieselben so überschreiten, daß der Uebertritt mit dem rechten Fuße immer zuerst geschah: dies wurde für das glücklichste Zeichen gehalten. Trat nur einmal der linke Fuß eher über, so unterblieb die Unternehmung. Sollte ein Seeräuberzug unternommen werden, so mußte das Pferd den glückbedeutenden Uebergang dreimal gemacht haben.

Nach der Ernte wurde jährlich zu Arkona ein allgemeines Landesfest gehalten. Das Volk versammelte sich aus dem ganzen Lande in zahlreicher Menge und brachte seinem Gotte die Erstlinge der eingesammelten Früchte dar. Vor dem Tempel standen die Opferthiere. Am Tage zuvor hatte der Priester, der durch sein langes Kleid, seinen langen Bart und Haare ein ehrwürdiges Ansehen erhielt, die Kapelle selbst ausgefegt, in welche er allein gehen durfte. (Bei dieser Verrichtung mußte er sich hüten,

Athem in der Kapelle zu holen, damit nicht der gegenwärtige Gott durch seinen Hauch entheiligt würde; so oft er daher des Athemholens bedurfte, mußte er zur Thür hinaus). Sein erstes Geschäft an dem heiligen Tage war, das große Horn, welches er aus der rechten Hand des Swantewit nahm, zu untersuchen. War es noch ganz angefüllt, so weissagte er ein fruchtbares Jahr; war aber auch nur ein geringer Theil von dem Getränke abgegangen, so bedeutete es Mangel und Theurung, und nach diesen Anzeigen befahl der Priester, mit den Früchten zu sparen oder sie reichlich zu genießen. Das alte Getränk goß dann der Priester vor die Füße des Götzen, trank das von neuem angefüllte Horn schnell in einem Zuge aus und gab es vollgegossen dem Götzen wieder in die Hand. Dann weihte er dem Gotte einen runden Honigkuchen von solcher Größe, daß fast ein Mensch sich dahinter verbergen konnte. Den Kuchen zwischen sich und das Volk stellend, fragte er das letztere: ob es den Kuchen sähe? und wünschte, daß es ihn im künftigen Jahre nicht sehen möchte; weil es für ein Vorzeichen einer guten Ernte galt, wenn er fehlte oder, nach dem Vorgeben des Priesters, vom Götzen verzehrt worden war. Zuletzt ermahnte er das Volk zur treuen Verehrung des Gottes, überbrachte ihm einen Gruß von dem Götzen und versprach Beute und Sieg. Ein unmäßiges Schmausen, bei welchem die gebrachten Opfer verzehrt und jeder Aeußerung von Mäßigkeit Hohn gesprochen wurde, beschloß dieses Fest.

Für den Krieg befand sich im Tempel zu Arkona eine Landesfahne (Stanitza), welche vorzüglich groß und buntfarbig war. Man konnte, wenn sie vorgetragen wurde, ungestraft Alles thun, Städte verwüsten, Altäre zerstören, ja alle rügischen Gottheiten angreifen und verbrennen.

Da Arkona ein Hauptsitz des wendischen Kultus war, läßt sich glauben, welcher Fanatismus der Einführung des Christenthums hier entgegengestellt wurde. Der Bischof Otto von Bamberg wollte, nach Vollendung des Bekehrungswerkes in Pommern, von Usedom aus die Insel Rügen besuchen, aber seine Freunde widerriethen es ihm und hielten ihn fast gefangen, damit er nicht heimlich abreisen möchte. Die Bewohner von Rügen hatten dem Bischofe längst mit dem Tode gedroht, wenn er sich sollte einfallen lassen, sich bei ihnen einzufinden. Otto bewog demnach seinen Kaplan Ulrich zu dem Entschlusse, die ge-

fahrvolle Reise zu unternehmen: aber auch dieser Versuch mißglückte, denn ein siebentägiger Sturm vereitelte Ulrichs Bemühungen, dahin zu segeln und so stand endlich der Bischof von seinem Vorhaben ab. Swantewits Zeit war noch nicht gekommen: Arkona sollte auch ferner ein Göttersitz bleiben. Swantowits Burg glänzte weit hin über die See.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne
Fern am Eiland Fischerkähne,

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer,

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel
Wild umschwärmt von Seegeflügel.

5.

Der Apostel Bernhard in Julin.

Julin, am Ausflusse der Oder in die Ostsee, galt im 12ten Jahrhundert neben Stettin für die vorzüglichste Stadt der pommerschen Wenden. Ihre Geschichte ist in so geheimnißvolles Dunkel gehüllt, daß sogar ihr Dasein von Einigen für ein Mährchen erklärt wurde. Man wußte die Stätte, auf welcher Julin gestanden haben sollte, nicht mehr anzugeben; andere, welche behaupteten, die Stadt sei vom Meere verschlungen worden, suchten ihre Ueberreste in der Ostsee, in den sogenannten Ruinen von Vineta. Diese geheimnißvollen Ruinen liegen am Ufer der Insel Usedom, beim Dorfe Damerow und sind bei niedrigem Wasserstande zu sehen: man erkennt, wie die Sage meldet, Mauern von Backsteinen und mehrere Straßen und einzelne Schiffe wollen sogar an hervorragenden Pfeilern gescheitert sein.

Nun ist zwar von neuern Geschichtsforschern ausgemittelt worden, daß eine Stadt, Namens Vineta nie existirt habe: da-

gegen hat man in und bei Wollin die Spuren von Julin wieder aufgefunden. Julin lag entweder auf der Stelle, wo man das heutige Wollin sieht, oder doch ganz nahe dabei. Auf der benachbarten Feldmark führen seit undenklichen Zeiten mehrere Stellen noch Namen, die auf eine ehemalige Stadt hindeuten: sie heißen z. B. der Fischmarkt, der Pferdemarkt, der Jul-Markt u. s. w. Hat Julin hier gelegen, so darf man ihm eine bedeutende Ausdehnung beimessen. Auch in Wollin selbst will man altes Mauerwerk von eigner Bauart gefunden haben, in dem man Ueberreste der Stadt Julin erkennt.

Julin war die Hauptniederlage des Handels, welchen mehrere Nachbarvölker mit den Wenden trieben, und Adam von Bremen schildert sie als die größte Stadt in Europa. Nichtsdestoweniger erfahren wir aus der Lebensbeschreibung des Bischofs Otto, daß die Straßen eng und so schmutzig waren, daß man überall Brücken und Bretter legen mußte; auch fand Otto ein Gemach im herzoglichen Schlosse nur von Balken und starken Brettern erbaut und mußte aus Mangel an Steinen eine Kirche von Zimmerholz errichten und das Sanktuarium mit Stroh bedecken.

Bei alle dem konnte Julin sehr füglich eine Hauptstadt der Wenden sein. Sie wimmelte von fremden Kaufleuten und war mit jeder Gattung von Waaren, mit mannigfaltigen Seltenheiten und Kostbarkeiten angefüllt. Hier wohnten Völker von verschiedenen Sprachen und Religionen; jede Nation hatte ihre besondere Straße, die wieder den Namen von ihr hatte. Völlige Freiheit und Sicherheit wurde allen Fremden hier vergönnt, nur durften sie sich nichts vom Christenthum merken lassen. Nicht die Wenden waren ein Handelsvolk, sondern der Handel war in den Händen der fremden Kaufleute, die ihre Waaren hier gegen allerlei Landesprodukte umsetzten. Wie einträglich dieser Handel den fremden Kaufleuten war, zeigt die Verleugnung des christlichen Namens und die Gefahr, welcher sich die christlichen Sachsen und Russen aussetzten, wenn sie sich unglücklicherweise als Christen verriethen; ferner die Erniedrigung, welche sie sich gefallen ließen, dem Gotte Swantewit in Rügen (S. 4.) einen Theil der allerbesten und kostbarsten Waaren zu entrichten; denn ehe dieser Tribut bezahlt war, wurde ihnen nicht der geringste Verkehr an der rügischen Küste vergönnt.

Zu den Göttern, welche man in Julin verehrte, gehörte

besonders der Triglaff. Ein einziger Hut bedeckte hier seine drei Köpfe. Man fand sein Bild hier nicht blos in übermenschlicher Größe aus Holz gehauen, sondern auch sehr klein und in Gold gearbeitet. An den Wänden des Tempels gab es Stühle oder Throne für die Götterbilder, welche nach Verhältniß der Größe dieser Götter groß oder klein, oft so klein waren, daß man sie in den Kleidern verbergen und unbemerkt wegbringen konnte.

Auch die Sonne wurde hier verehrt. Ihr Bild stellte in der Gestalt einer Säule einen halb nackenden Mann vor, der statt des Kopfes eine strahlende Sonne, auf der Brust aber ein flammendes Rad hatte, welches den Lauf der Sonne andeutete und Juel hieß. Von dieser Säule hatte die Stadt vielleicht ihren Namen.

Im Anfange des Sommers feierte man in Julin ein Fest, zu welchem viel Volk zusammenkam, um es mit Schmausen, Tanzen und mancherlei Ausschweifungen zu begehen. Bei Gelegenheit eines solchen Festes fielen die Juliner vom Christenthum wieder ab, zu welchem der Bischof Otto sie bekehrt hatte; sie holten den verborgenen Triglaff wieder hervor, trugen das Götzenbild herum und verjagten die christlichen Priester und Andere, die es mit ihnen hielten.

Die Einwohner von Julin waren ursprünglich Fischer und zwar Fischer der kühnsten Art. —

Es lachet des sausenden
Sturms unser Muth,
Und erntet der brausenden
Tiefe Tribut.
Wir freun uns des Meeres
So wild es auch scheint,
Und traun ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.

Seit dem zehnten Jahrhundert ging die Fischerei in Seeraub über, und dieser Unfug dauerte länger als ein Jahrhundert. Ihn zu rächen, landete im Jahre 1096 eine dänische Flotte bei Julin, ein großes Heer Wenden wurde zurückgeschlagen und Julin erobert. Die Stadt mußte eine ansehnliche Summe Geld bezahlen und die ärgsten Seeräuber ausliefern. Diesen, an Pfähle gebunden, öffnete man die Körper, riß die Eingeweide

heraus und marterte sie zu Tode. Doch behauptete Julin seine Unabhängigkeit.

Es ist nicht zu verwundern, wenn in einer Hauptstadt, wie Julin, sich öfters Heidenbekehrer einfanden; ein grausamer, martervoller Tod war hier ihr gewöhnliches Loos. Zu denen, welche leichter davon kamen, gehörte ein spanischer Eremit, Namens Bernhard, ein frommer, gelehrter, in der heiligen Schrift, in der Recherkunst und Chronologie sehr erfahrener Mann. Von seinen Freunden aus der Einsamkeit der Wüste hervorgezogen, und in Rom zu einem Bischofe erwählt und eingeweiht, entsagte er aus Liebe zum Frieden dem Bisthum, weil sein Vorfahr, der seines bösen Lebens wegen abgesetzt worden war, noch einen großen Anhang hatte.

Entschlossen, zur Ehre Gottes etwas zu thun, wandte er sich, weil er gehört hatte, daß dem Herzoge Boleslaus von Polen an der Bekehrung der Pommern sehr viel gelegen wäre, an denselben und erbot sich, die Pommern zum christlichen Glauben zu bekehren und in Julin den ersten Versuch zu machen. Mit Vergnügen ging der Herzog auf diesen Vorschlag ein, und gab ihm, da er die slavischen Sprache nicht verstand, einen Dollmetscher, Wegweiser und Priester mit. Bernhard kam in Julin an und ließ sich durch den Dollmetscher als einen Boten des großen Gottes des Himmels und der Erde ankündigen; aber die Juliner verlachten ihn, als sie seinen dürftigen Anzug der Größe und Erhabenheit des Gottes, der ihn gesendet haben sollte, so wenig angemessen fanden. Denn Bernhard kam in einer armseligen schlechten Kleidung mit bloßen Füßen zu ihnen; er aß wenig und nur trockene Speisen und trank Wasser; seine ganze Lebensart kündigte daher eher einen Bettler, als einen Boten des großen Gottes an. Es kam den Julinern lächerlich vor, daß der mächtige Schöpfer Himmels und der Erden einen solchen Bettler zu ihnen schicken sollte; sie argwöhnten, daß er gekommen wäre, sie um ihr Geld zu bringen und sich zu bereichern.

Dieser Argwohn entzündete Bernhards heiligen Eifer; um seine göttliche Sendung durch Wunder zu bekräftigen, forderte er sie auf, ihn in ein altes unbrauchbares Haus zu setzen und es anzuzünden; wenn sie ihn dann unbeschädigt sehen würden, dann würden sie doch wohl glauben, daß er ein wirklicher Bote Gottes sei. Jetzt hielten die Juliner ihn gar für einen Unsinnigen oder für einen Verzweifelten, den die äußerste Armuth zu diesem

Schritte zwänge. Andere sahen in ihm einen Bösewicht, der aus Rachsucht durch das Anzünden des Hauses ihre ganze Stadt in Brand setzen wolle.

Die Juliner berathschlagten, was sie mit diesem Menschen thun sollten, und wurden einig, ihn nicht zu tödten, um nicht das Schicksal ihrer Brüder, der Preußen zu haben, die den heiligen Adalbert ermordeten. Sie beschlossen aber, den Bekehrer in ein Schiff zu bringen und ihn in irgend einem andern Lande auszusetzen.

Während dieser Berathschlagung ergriff Bernhard, von Begierde zum Märtirer-Tode erfüllt, eine Axt, um die heilige Juels-Säule niederzuhauen. Da fiel ihn der Pöbel wüthend an, schlug ihn zu Boden und würde ihn auf das jämmerlichste ermordet haben, wenn nicht die Vornehmen und selbst heidnische Priester sich seiner erbarmt, ihn mit seiner Gesellschaft in einen Kahn gesetzt und aufs frische Haff gebracht hätten, mit der Erinnerung: dort den Fischen und Vögeln zu predigen, da man in Julin keine Zeit habe, seine Vorträge anzuhören.

Bernhard begab sich nun wieder zum Herzoge von Polen zurück, berichtete ihm den unglücklichen Erfolg seiner Bemühungen und sah bald selbst ein, wie sehr sein armseliger Aufzug und der Umstand, daß er die Landessprache nicht verstanden, ihm geschadet hätten. Er wendete sich darauf nach Deutschland, wurde in Bamberg ein Mönch und bemühte sich, den Bischof Otto zu dem Unternehmen der Bekehrung der Pommern zu bereden.

6.

Die Seeräuber-Republik Jomsburg.

In der Mitte des 10ten Jahrhunderts eroberte der König von Dänemark, Harald II. einen Distrikt von Pommern längs der Seeküste, und legte, um hier festen Fuß zu fassen, bei Julin (5) die Festung Jomsburg an, oder besetzte sie vielmehr mit dänischen Truppen. Diese Truppen legten sich bald auf den Seeraub und zwar so eifrig, daß die Jomsvikinger, d. h. Jomsburger Seeräuber, das weite Meer mit ihren Schiffen anfüllten. Sie erhielten eine eigne republikanische Verfassung.

Ein mächtiger dänischer Seeräuber und königlicher Statthalter von Fünen, Namens Palna Toke, war der Gründer und das erste Oberhaupt der Jomsvikinger. Sein väterlicher Oheim war auf König Haralds Befehl unschuldiger Weise hingerichtet worden und dies erzeugte in ihm den Durst nach Rache. Als Erzieher des dänischen Prinzen Sven, welchen Harald mit seiner (Palna Toke's) Nähemagd gezeugt, nachher verworfen und nicht für seinen Sohn erkannt hatte, benutzte Palna Toke sein Amt, um dem Könige Nachtheil zu bereiten: er erfüllte das Gemüth seines Pflegesohns von dessen zartester Jugend an mit Verachtung gegen Harald, reizte ihn zum Aufruhr und unterstützte diesen durch die Jomsvikinger nachdrücklich.

Nach Haralds Tode kam Jomsburg an den Fürsten Burisleif von Pommern und erlebte mancherlei Schicksale, bis dieser Fürst es dem Palna Toke mit der Bedingung zu Lehn gab, daß er die Küsten gegen die Seeräuber vertheidigen sollte. Palma Toke baute nunmehr Jomsburg völlig aus und machte es zu einer unüberwindlichen Festung. Er legte darin einen Seehafen an, welcher 300 Schiffe fassen konnte; ein enger Zugang, durch eine steinerne Brücke und eiserne Fallthüren verschlossen, vertheidigte ihn. Palna Toke erneuerte die alte republikanische Verfassung der Jomsvikinger und gab ihnen strenge Gesetze. Keiner durfte ohne die allgemeine Zustimmung Aller in die Republik aufgenommen werden; die Aufzunehmenden mußten zwischen 18 und 50 Jahren sein und durften keine Weiber haben. Weder auf Freundschaft, noch auf Verwandschaft, noch Fürsprache der Mitglieder, wurde bei der Aufnahme gesehen; die persönliche Tüchtigkeit allein entschied. Wer einem Andern den Zweikampf versagte, wenn er in gleicher Rüstung dazu aufgefordert war, konnte nicht aufgenommen werden. Zum Ueberfluß wurde die Unerschrockenheit des neuen Mitgliedes durch Schwerthiebe geprüft, die man ihm in das Gesicht gab und wobei der Kandidat nicht einmal die Augenlieder schließen durfte. Palna Toka behielt für sich allein die Macht, alle Streitigkeiten ohne Widerrede nach seinem Gutbefinden zu entscheiden und selbst die Mordthaten schon aufgenommener Jomsvikinger zu bestrafen; er allein war berechtigt, Neuigkeiten einzuholen und zu erzählen. Keiner durfte ohne seine Erlaubniß drei Nächte ausserhalb der Burg sich aufhalten, Keiner den Andern verleumden oder schmähen, Keiner Furcht in seinen Mienen zeigen oder furchtsame Reden führen, mochte die Gefahr

auch noch so groß sein. Alle waren verpflichtet, den Mord oder die Beleidigung eines jeden Mitbürgers an Fremden zu rächen und alle Beute an einen öffentlichen Ort abzuliefern, wo ein Spieß aufgerichtet war, bei Strafe der Verweisung, wenn das Geringste fehlte. Alle lebten mit einander in Gemeinschaft der Güter und verzehrten nach vollbrachter Unternehmung in stetem Wohlleben gemeinschaftlich das Erbeutete. Diese Einrichtung, welche dem Geschmacke der nordischen Völker vollkommen zusagte, zog eine große Menge von Dänen und Norwegern in die Festung und durch diese wurde die Kunst und die Neigung zu Seekriegen und Seeräubereien unter den Wenden verbreitet.

Nachdem Palna Toke auf diese Weise seinen Staat organisirt, machte er sich unabhängig, eröffnete allen mißvergnügten Unterthanen des Königs von Dänemark in seinem Gebiet eine Freistatt, entriß seinem Lehnsherrn Burisleif verschiedene Orte und verband sich gegen ihn mit dem Herzoge Boleslav von Polen. Endlich trat er seinen Freistaat dem Sohne des Grafen von Seeland, Jarl Sigvald ab (993) und beschloß sein Leben in Ruhe.

Jarl Sigwald milderte die strengen Gesetze, welche sein Vorgänger ertheilt hatte und erlaubte den Frauenzimmern, erst auf einige Tage, dann für beständig in der Republik zu bleiben; ja er selbst entschloß sich zu heirathen. Astrit, eine Tochter des Pommerschen Königs Burisleif, wurde ihm unter der Bedingung zur Gemahlin gegeben, daß er die Pommersche Küste von den Dänen reinige und den König Sven gefangen nach Jomsburg führe.

Diese Bedingung zu erfüllen, nahm Sigvald seine Zuflucht zur List. Mit drei Schiffen nach Seeland segelnd, ließ er den König um einen Besuch auf dem Schiffe bitten, weil er, auf dem Sterbelager liegend, ihm wichtige Geheimnisse zu entdecken habe. Der König fürchtete nichts Arges und kam auf das Schiff. Indem er sich bückte, um den anscheinend kranken Sigvald besser zu verstehen, ergriff ihn dieser und segelte eilig mit ihm nach Jomsburg. Hier begegnete er ihn mit vieler Ehrerbietung und es kam zwischen Burisleif und Sven eine Vereinigung zu Stande, die jedoch nicht lange dauerte.

Als Sigvald darauf zu dem Begräbniß-Gastmahle seines Vaters, des Jarl Strutharald nach Ringstadt zog und die vornehmsten Jomsvikinger ihn auf 170 Schiffen begleiteten, hatte er sich beim Mahle übernommen. In diesem Zustande

ließ Sven ihn und seine Gefährten schwören, binnen drei Monaten den norwegischen Jarl Hakon und dessen Sohn Erik zu ermorden und ihr Reich dem Sven zu übergeben.

Mit 165 Schiffen, von welchen der König 40 hergegeben hatte, segelten die Jomsvikinger nach Norwegen und unternahmen mit ihrer bekannten Tapferkeit einen so raschen und fürchterlichen Angriff, daß Hakon sich verbergen mußte, um allmählig Schiffe und Truppen zu sammeln. Endlich fanden ihn die Angreifer in einem Meerbusen mit vielen Schiffen schlagfertig. Ein wüthendes und blutiges Treffen, das einen großen Theil der Jomsvikinger um Leben und Freiheit brachte, wurde geliefert und Sigvald entkam nur durch treulose Flucht mit 24 Schiffen sehr geschwächt nach Dänemark.

Viele Jahre nachher (1018) erschien Svens Nachfolger, der König Knut, um die Räubereien der Wenden zu rächen, mit einer Flotte an der pommerschen Küste, eroberte Jomsburg und ließ die ärgsten Seeräuber hinrichten. An Sigvalds Stelle setzte er seinen Sohn Sven zum Statthalter von Jomsburg, der aber bald wieder zurückgerufen wurde.

Die innerlichen Uneinigkeiten, welche nach Knuts und Svens Tode in Dänemark entstanden, benutzten die Pommern, um diesen Distrikt von der dänischen Herrschaft zu befreien. Sie beunruhigten von neuem die dänischen Küsten und der König Magnus sah sich genöthigt, ihre Verwüstungen zu ahnden. Mit einer mächtigen Flotte landete er bei Jomsburg, eroberte und verbrannte die Festung und verheerte das Land so schrecklich, daß sich viele der Einwohner ihm unterwarfen, andere aber weit von der Küste wegzogen, um ihre Freiheit unverletzt zu erhalten. Die Seeräuber-Republik hatte damit ein Ende; ihre Stätte ist heut nicht mehr zu finden. —

Das Buch, der Pflug, das Schwert, der Stab,
Fand unter Einem Staub ein Grab.

7.

Der Bischof Otto in Pyritz.

Pyritz, (einst Piris, Piriscum), ist eine uralte, in einer fruchtbaren Ebene gelegene Stadt Hinterpommerns. Sie ist mit

einer Mauer und fünf hohen Thürmen umgeben und war früher mit einem doppelten Walle versehen.

Die christliche Lehre fand in Pommern in dieser Stadt zuerst Eingang, und noch heute besteht die Hauptmerkwürdigkeit des Orts in dem heiligen Brunnen, wo Otto von Bamberg im Jahre 1124 die ersten 7000 Pommern taufte. Ein Rückblick auf diese Zeit wird daher nicht ohne Interesse sein.

Mehrere Versuche zur Bekehrung der Pommern waren ohne Erfolg geblieben. Der Herzog Boleslaus von Polen suchte vergeblich seine Bischöfe zur Uebernahme dieses Geschäfts zu bewegen; die Furcht vor der Wildheit der Pommern und vor den Gefahren, die mit einer Mission dahin verbunden waren, schreckte sie ab. Da erinnerte sich der Herzog seines alten Freundes, des Bischofs Otto von Bamberg, der früher Kapellan seiner Mutter gewesen und mit Sprache und Sitten der Slaven vertraut war. An diesen Bischof, einen angesehenen, gelehrten und frommen Mann, schickte Boleslaus eine Gesandschaft mit Geschenken und ließ ihn zur Ehre Gottes, aus christlicher Liebe und ihm zu Gefallen bitten, das große Werk der Bekehrung der Pommern, bei dem er ihn möglichst unterstützen werde, zu übernehmen. Otto, dem schon durch den Mönch Bernhard eine Neigung zu diesem wichtigen Geschäfte eingeflößt war, (S. 22.) sahe des Herzogs Aufforderung für einen göttlichen Ruf an und entschloß sich, demselben zu folgen. Die Kapitularen und Vornehmsten seines Bisthums, mit welchen er die Sache überlegte, widerriethen ihm zwar dies Unternehmen, stellten ihm die großen Gefahren vor, denen er sich aussetze und erinnerten ihn, daß das Stift seiner nicht entbehren könne; Otto blieb aber standhaft und die Gesandten kehrten mit der frohen Nachricht zu Boleslav zurück, der sie sogleich dem Herzog Wratislav von Pommern, einem Beförderer des Christenthums, mittheilte.

Otto erhielt zu seinem Unternehmen die Erlaubniß des Papstes Calixtus II. und des Kaisers Heinrich V., und traf die besten Anstalten zur Reise. Er erwählte geschickte Geistliche, die ihm bei seiner Unternehmung behülflich sein sollten; unter ihnen befand sich ein gewisser Adalbert, der die slavische Sprache verstand und nachher erster Bischof von Julin wurde. Mit großer Klugheit versorgte Otto sich mit allem Nothwendigen und sparte kein Geld, damit er mit allem Ansehen, aller Pracht und dem Ueberflusse, den sie von einem Boten des großen Gottes

erwartet hatten, zu den Pommern käme, und nicht den Vorwurf befürchten dürfte, daß es ihm nur um ihre Reichthümer zu thun wäre. Den Fürsten und die vornehmsten Pommern reichlich zu beschenken, ließ er Kleider, theure Tücher und allerlei Kostbarkeiten anschaffen und versorgte sich besonders überflüssig mit Allem, was zur Kirchen-Nothdurft erforderlich und in Pommern nicht zu erhalten war: namentlich mit schönen Meßgewänden, Kelchen, allerlei Behängen und Decken für die Altäre, und was sonst zum Kirchengepränge gehört, auch mit Meßbüchern, Bibeln und andern Büchern, so daß er im Ganzen 150 beladene Wagen mitnahm.

So mit Allem reichlich versehen, brach Otto am 24. April 1124 mit seinen Gefährten von Bamberg auf und reiste über Prag und Schlesien an den Hof des Herzogs Boleslaus von Polen. Ueberall wurde er mit vieler Achtung und großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, besonders aber ehrte ihn der Herzog von Polen so auszeichnend, daß er ihm vor der Stadt Gnesen mit der ganzen Geistlichkeit und dem Volke 200 Schrite weit mit Kreuzen und Fahnen in Prozession und mit bloßen Füßen entgegenging. Hier ruhte Otto sich sieben Tage lang von den Beschwerden der Reise aus, während Boleslaus geschäftig war, ihn mit allen Nothwendigkeiten zu einer solchen Reise reichlich zu versorgen. Er gab ihm Geistliche mit, welche der deutschen und slavischen Sprache mächtig waren, besonders aber ordnete er ihm Paulitzki, einen seiner vornehmsten Räthe bei, der, ein beredter Mann, von Seiten des Herzogs von Polen diese wichtige Sache den Pommern dringend empfehlen und den Bischof überall unterstützen sollte.

Von dem Grenzschlosse Utzda (Uscz) an der Netze sendete Paulitzki einen Gesandten an den Fürsten Wratislav, um ihm die Ankunft des Bischofs bekannt zu machen. Sechs Tage reiseten sie mit vieler Beschwerlichkeit durch einen großen, schaurigen Wald, welcher die Grenze zwischen Polen und Pommern machte, und durch welchen der Herzog Boleslav früher in Pommern eingefallen war, indem er mit der Axt mühsam einen Weg aushauen ließ. Man lagerte sich an einem Grenzflusse, jenseits dessen der Herzog Wratislav in seinem Schlosse Zitarigrod, den Bischof mit fünfhundert Reitern erwartete. Nach einer freundschaftlichen und herzlichen geheimen Unterredung mit dem Bischofe trennte sich Wratislav von ihm, ließ Führer und Be-

gleiter zurück und schickte an alle Oerter in Pommern Befehle den Bischof gastfreundlich aufzunehmen. Man richtete nunmehr den Weg nach dem Schlosse Pyritz, und kam am dritten Abende zu einer Zeit an, als eben ein großes heidnisches Fest, zu welchem sich aus der Provinz an viertausend Menschen versammelt hatten, gefeiert wurde.

Am folgenden Tage zeigten Paulitzki und die Gesandten des Wratislav den Vornehmen und dem Volke die Ankunft des Bischofs an und bemühten sich, diesem eine gute Aufnahme zu bereiten. Aber erst nach vielen Entschuldigungen und Vorwänden zeigte sich das Volk bereit, seine Vorträge zu hören und das Christenthum anzunehmen.

Er lehrt: die in des Todes Schatten
In finstrer Nacht gewandelt hatten
Sehn staunensvoll ein neues Licht. —

Es wurden während ungefähr zwanzig Tagen, welche der Bischof sich in Pyritz aufhielt, an siebentausend Menschen getauft. Otto errichtete einen Altar und eine Kapelle, setzte einen Priester ein und reisete dann nach Camin.

8.

Die Preußen.

In dem Ostsee-Gebiete zwischen der Weichsel und Memel, dessen heutige Hauptstadt Königsberg ist, wohnte im zehnten Jahrhundert das slavische Volk der Pruzzi oder Preußen in patriarchalischer Verfassung. Ihr Gebiet war in elf große und zwei kleinere Provinzen oder Landschaften getheilt, deren keine mit der andern in politischer Verbindung stand; keine gehorchte einem Könige oder Oberhaupte, keine widersetzte sich ohne besondere Veranlassung dem eindringenden Feinde, so lange sie selbst unangetastet blieb; ein Umstand, welcher später dem deutschen Orden die Eroberung des Landes ungemein erleichterte. In schlechten Dörfern beisammenwohnend, wurden die Preußen von den Szupanen (Edlen, regulos) tirannisirt; die Unterthanen gehörten diesen Herren leibeigen; ihr Vermögen, ihre Familie, ihr Leben hing von der Willkühr derselben ab. Ackerbau, Viehzucht, Fischfang,

Jagd waren die allgemeinen Nahrungsquellen. Gartengewächse wußten die Preußen nicht anzubauen; die Samländer staunten, als sie die Deutschen Ritter Gemüse essen sahen. Boten, welche auf einem Schlosse der Ritter Kohl, Knoblauch und Petersilie unter den Gerichten gesehen hatten, brachten ihren Landsleuten erschrocken die Nachricht, daß gegen die Deutschen nicht auszudauern sei: sie äßen Gras, wie die Pferde und könnten sich in jeder Wildniß sättigen. — Die Bienen gaben den Preußen Honig und Meth, die Pferde Milch und Fleisch; die Pferdemilch ließen sie gähren und verwandelten sie durch Kunst in ein geistiges, berauschendes Getränk, das meist nur die Vornehmeren genossen. Die Aermeren begnügten sich mit Meth, den sie im Ueberflusse hatten.

Die Kleidung bestand aus Leder, Leinen oder Wolle und war beinahe dieselbe, welche man noch heut bei den unvermischt lebenden Lithauern und Letten findet. Das einzige Bedürfniß der Preußen war, ihre Blöße zu decken: vom Putz wußten sie nichts. Erst als der deutsche Orden sich hier angesiedelt hatte, wurde ihr Geschmack verfeinert und sie setzten einen Werth auf schöne Kleider: ein bunter Rock, der ihnen zum Geschenk versprochen wurde, reizte ihre Eitelkeit so heftig, daß sie sich, um ihn zu verdienen, in Todesgefahren stürzten. Frauenzimmer trugen Armringe von Metall, Korallen von Bernstein, Kügelchen von gefärbtem Thone, Schnallen und Halsketten von verschiedener Form und Gestalt.. Denn in Töpferarbeiten, Bernsteinschneiden, Steinsprengen und mancherlei Schmiedewerken waren sie nicht unerfahren.

Die Sprache der Preußen war ebenfalls die des slavischen Nachbarvolks der Litthauer und noch im 16ten Jahrhundert fand man keine größere Verschiedenheit zwischen beiden Sprachen, als die eines benachbarten Dialekts.

Das häusliche Leben war schroff. Die Sitte, Familienglieder, die aus Altersschwäche oder Krankheit sich selbst und Andern zur Last wurden, umzubringen, oder auch Kinder weiblichen Geschlechts, wenn schon eins vorhanden war, als überflüssige und unnütze Geschöpfe zu tödten, herrschte bei den Preußen, wie bei den meisten Slaven; sie ging aus ihren Religionsbegriffen, wie aus ihren Umständen und ihrer bürgerlichen Verfassung hervor. Jeder Freie durfte sich drei Weiber nehmen; wollte er dieses Maaß überschreiten, so ließ man ihn von Hun-

den zerreißen. Das Schicksal der Frauen war so traurig, wie es noch diesen Augenblick bei den dem türkischen Scepter unterworfenen und wenig in der Bildung vorgeschrittenen slavischen Völkern ist: sie wurden geraubt und getauft, zu Ehen gezwungen und nicht besser, denn Sklavinnen behandelt. Sie durften mit dem Manne nicht essen, mußten ihn vielmehr bei Tische bedienen, ihm und seinen Tischgenossen die Füße waschen und sich jede Demüthigung gefallen lassen. Daher gehörten die Weiber auch zu den Gegenständen des Eigenthums, das sich auf den Sohn vererbte; sie waren diesem zu denselben Diensten verpflichtet, die sie dem verstorbenen Hausherrn leisteten.

Die verschiedenen Stände waren strenge gesondert. In den einzelnen Landschaften standen Kriegsfürsten an der Spitze der bewaffneten Mannschaft, die aus den Edlen, Besitzern ganzer Dörfer und Gebiete, und dem gesammten niedern Volke gebildet wurde. Von dem letztern aber waren getrennt die Sklaven oder leibeigenen Knechte, wahrscheinlich durch Kriegsgefangenschaft in dies Loos gerathen und unter sehr hartem Drucke gehalten.

Die Waffen der Preußen bestanden nicht, wie bei den Deutschen, in Schwert und Schild. Sie bedienten sich vielmehr einer langen Wurfkeule und trugen außerdem sechs bis acht Wurfkeulen im Gürtel, die sie mit ungemeiner Geschicklichkeit zu werfen verstanden; endlich trug der Preuße auch noch eine Steinschleuder, aus welcher er spitzgeschärfte Wurfsteine warf. Bei den Pferden wurde die Schnelligkeit mehr geschätzt, als der kraftvolle Bau. Der Ueberfall, das Auflauern in Morästen und dichten Wäldern war den Preußen die bequemste Angriffsweise; die jeder Gefahr trotzende Bewegung im offnen Felde suchten sie dagegen zu vermeiden. Gefangene Feinde sammt ihren Waffen und Pferden den Göttern durch den Feuertod zu opfern, achteten sie stets als eine unerläßliche Verpflichtung für die Wohlthat des Sieges.

Die Namen, Eigenschaften und Wirkungskreise dieser Götter werden wir gelegentlich kennen lernen.

In religiöser Hinsicht scheinen alle Preußen nur einem einzigen Oberhaupt, dem Kriwe gehorcht zu haben, dessen Sitz Romowe genannt wird. Dies war aber nicht sowohl ein Ort, als eine freie Gegend, ein Thal.

In der Ecke des Thals, von hohen Linden umgeben,
Ruhete still des Kriwe Sitz: — ein offener Tempel,
Von der Hand der Natur geformt mit erhabener Einfalt,
Und, in der Kindheit der Künste, von dürftigem Witze verschönert.
Bäume, wie Berge gethürmt, mit Geißblatt berankete Lauben,
Säle, gezimmert von Holz, und Hallen, aus Leimen erbauet: —
Alda saß, fast göttlich geehrt, der mächtige Kriwe,

Nach Romove wallfahrteten die Preußen von Zeit zu Zeit, um dort ihre gemeinschaftlichen religiösen Feste zu feiern und Opferungen vorzunehmen.

In der Tiefe des Thals versammelten ehe der Morgen
Vor dem Mittage wich, sich alle Männer und Greise,
Feierlich angethan, in ehrerbietiger Stille.
Finster und kühl, von Hügeln umarmt und voll heiligen Schauers
War die Stätte, vergraben in hundertjährige Linden,
Eine grüne romantische Kluft, — wo der Kriwe sein Fest hielt:
Unter den Bäumen umher, auf glatt gehauenen Steinen
Saßen die Greise jetzt, und die düstere Kühle der Schatten
War von Lampen erhellt: ein hoher begeisternder Anblick!
Siehe! da trat, von Cymbeln umtönt, der Vertraute der Götter
In den versammelten Kreis: von den glatten gehauenen Sitzen
Hoben die Greise sich auf und beugten sich tief vor dem Kriwe.
Schneeweiß war sein Gewand, von einem goldenen Gürtel
Ueber den Hüften umschlossen, und Staubgold deckte sein Haupthaar.

Auf einem jener großen Opfersteine, die man noch hin und wieder findet, brachte er den Göttern im Namen des Volkes Opfer, die freilich oft blutig genug sein mochten.

Und die knarrende Lohe verschlang das Opfer und dampfte
Süßen Wohlgeruch vom Altare der heimischen Götter.
Jünglinge dieneten ihm; sie trugen das Opfergeräthe
Weg vom Altar' und standen fern mit gefaltenen Händen. —
Nun erhub der gebietende Greis die Stimme; so rief er:
Brüder und Freunde, die Götter der Erd' und des wallenden Himmels
Haben uns einen erfreulichen Lenz gegeben — und reicher
Aernten Hoffnungen blühn in meinen und Euren Gefilden!
Fallet nieder und betet an die schützenden Götter;
Den gefürchteten Gott des Donners, und Korche, den stillen
Pfleger der keimenden Saat und die Mutter der Linden und Bienen!
Fallet nieder und betet an die liebenden Götter,
Unser ist Heil und Glück, kein Unhold schadet uns ferner.
Hört ihr das Rauschen des Hains? — die Götter wandeln unsichtbar
Ueber uns hin; denn wir sind ihre Vertreter und Diener.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Kommt und empfangt aus meiner Hand die beglückende Weihe. —
Und die Greise traten umher und empfingen die Weihe:
Jeglichem küßt' er die Stirn mit einem Worte des Segens,
Und benetzte das Antlitz ihm mit kühlendem Wasser,
Stand und murmelte Jedem ins Ohr, was die liebenden Götter
Ihm enthüllet und ihm und dem ganzen Volke verheißen
Hatten in einsamer Nacht, von keinem Ohre behorchet. —
Muthvoll schieden die Greise, vertieft in ernste Betrachtung,
Aus den Lindengewölben, und ihnen folgte der Kriwe.
Feiertänze beschlossen den Tag und die Jünglinge scherzten
Unter Gesang umher, bis am dämmernden Rande des Himmels
Schauerlich glänzte der Mond mit vollgerundeter Scheibe.

9.

St. Adalbert.

(Aus der Vorzeit von Tenkitten.)

Mehrere Jahrhunderte hatten die Preußen (S. 8.) in dem Zustande der Einfachheit und Harmlosigkeit zugebracht. Zu einer Zeit, wo bei den benachbarten Küstenvölkern der Seeraub fast die alleinige Erwerbsquelle war, hatten sie noch sehr beschränkte Begriffe von der Schifffahrt und standen in dem seltenen Rufe der Menschenfreundlichkeit gegen Schiffbrüchige. Eben so wenig hatten sie Gelegenheit gehabt, durch Landkriege sich in der geschickten Waffenführung zur Vertheidigung ihres Landes zu üben. Unerwartet wurden sie jedoch genöthigt, sowohl zu Lande, als zu Wasser sich zu vertheidigen, und von diesem Zeitpunkt an, wird der harmlose Charakter des Volks verfälscht; Hinterlist, Grausamkeit, Kriegswuth begannen ihr Regiment.

Erst waren es, zu Ende des 9ten und im Laufe des 10ten Jahrhunderts, die dänischen Seeräuber, welche den Frieden der Preußen durch häufige Raub- und Eroberungszüge störten. Dann folgten, seit das benachbarte Polen im Jahre 966 zum Christenthum übergegangen, die Bekehrungskriege der Polen und den Beschluß machten die 53jährigen Vertilgungskriege des deutschen Ordens.

Den Bekehrungskriegen der Polen gingen mehrere Missions-Versuche voran. An das Hoflager des Herzogs Boleslaus von Polen kam im Jahre 997 der Bischof Adalbert von Prag,

sein geistliches Amt bei den unfolgsamen böhmischen Edlen mit Widerwillen aufgebend, um bei einem rohen heidnischen Volke die Ehre des ersten christlichen Apostels zu erwerben. In der Wahl des Volks schwankend, gab der Herzog dem eifrigen Missionar für seinen eigenen Vortheil absichtlich die Richtung nach Preußen, wo Adalbert mit sehr vernünftiger Ueberlegung, lieber die von den Polen entfernteste Küste, als das nächste, die christlichen Polen schon feindselig hassende Culmerland für sein erstes Auftreten wählte.

Von Boleslaus mit einem Schiffe und dreißig Bewaffneten unterstützt, fuhr Adalbert auf der Weichsel nach Danzig hinab. Die Aufnahme, welche er hier fand, entsprach seinen Wünschen. Man hielt den Fremdling für einen mächtigen Zauberer und sein Taufwasser für irgend ein Beschwörungsmittel. Adalbert wünschte sich Glück, segelte längs der Nehrung nach der südwestlichen Spitze von Samland und schickte seine bewaffnete Begleitung, deren er nicht mehr zu bedürfen glaubte, zurück. Aber hier ereilte ihn sein Geschick. Durch den zeitherigen Erfolg muthig gemacht, wagte er es, an die Heiligthümer der Preußen zu tasten und suchte ihre frommen Gebräuche auszurotten: da erwachte ihr Fanatismus, da entbrannte ihr Zorn. Am 23. April 997 ergriffen sie den Verwegenen, banden ihn an einen Pfahl und ein Priester durchbohrte seine Brust.

Sterbt mit Entzücken, Ihr Märtirer,
Süß für die Wahrheit ist der Tod;
Der Himmel grüßt Euch, Triumphirer,
Die Dulder-Palme reicht Euch Gott.

St. Albrecht oder Tenkitten, jetzt ein königliches Dorf bei Lochstedt, wird für die Blutstelle gehalten, auf welcher Adalbert den Märtirertod erlitt. Erst vier Jahrhunderte später errichtete man zu seinem Andenken hier eine Kapelle. Sie wurde bald das Ziel vieler Wallfahrten, und Pabst Eugen versprach im Jahre 1431 durch eine besondere Bulle denen, welche die Kirche an bestimmten Tagen während der nächsten zwanzig Jahre besuchen und ein Geschenk zu ihrer Verschönerung und Ausbesserung hinterlassen würden, einen hunderttägigen Ablaß.

Nach der Reformation wurde der Name St. Adalbert dergestalt vergessen, daß man den Namen des Orts in St. Albrecht verstümmelte und die Kirche ganz verfallen ließ. Die letzten Ma-

terialien verwendete man zum Bau der Kirche in Lochstedt, und ließ nur ein Stück des Gemäuers als Erinnerung an die erste christliche Kirche in Preußen übrig.

10.

Peter der Däne u. das Schloß auf dem Zobten.

Zobten ist ein kleines Städtchen am nördlichen Fuße des Zobtenberges, welcher mitten in Schlesien in einer großen blühenden Ebene kegelförmig aufsteigt, in den ältesten Zeiten mons silentii oder silesii hieß und dem Lande Schlesien den Namen gab. Aus diesem Grunde sowohl, wie auch aus andern Rücksichten verdient es der Zobten, daß wir die Geschichte Schlesiens mit ihm beginnen.

Der Zobten ist für den Reisenden gleichsam ein Leitstern und gewährt einen malerischen Anblick; von seinem Gipfel aus übersieht man einen ansehnlichen Theil der Provinz. Diese Aussicht belohnt die saure Mühe des Aufsteigens überflüssig, und man wählt gewöhnlich den Morgen, um zugleich den Aufgang der Sonne zu schauen. Nachdem man lange das sanfte zunehmende Roth am östlichen Himmel gesehen, fangen einzelne Streifen an, mit purpurfarbenem Glanze zu schimmern und plötzlich tritt der Rand der Sonnenscheibe prächtig glühend hervor. Ihre ersten Strahlen vergolden nur die Kapelle auf dem Gipfel des Berges und die hohen Gebüsche: auf dem Thale ruht noch die Nacht, die sich erst allmählig in eine sanfte Dämmerung verwandelt; aber in wenig Sekunden werden auch die Berge und Felsenmassen am Abhange des Berges und die Gefilde der Niederung anleuchtet und nun liegt eine der schönsten Flächen vor dem Naturfreunde.

Von der Stadt aus dauert der Weg auf die Spitze des Berges an drittehalb Stunden. Man findet auf demselben eine Menge Stationen und einige zerschlagene Statuen, z. B. eine in Stein ausgehauene Mädchenfigur, mit einem Fischsack in der Hand. Sie soll, als sie von Silsterwitz über den Berg nach Tampadel zur Kirchmesse gehen wollen, von einem Bären zerrissen worden sein, dessen plumpe Figur ebenfalls zu sehen ist.

Am Fuße des Berges erblickt man ein steinernes Schwein, angeblich ein Grenzzeichen des Herzogs Bolko von Schweidnitz.

Die auf dem Berge befindliche Kapelle ist 1702 erbaut und brannte vor einigen Jahren ab. Ueber ihr sieht man die Ruinen des Schlosses des Grafen Peter Wlast, dessen Geschichte wir als einen interessanten Beitrag zur Kenntniß schlesischer Vorzeit hier nach den glaubwürdigsten Nachrichten mittheilen.

Im Anfange des 12ten Jahrhunderts regierte in Krakau, Sendomir, Siradien und Schlesien der Herzog Boleslav III., mit dem Beinamen Krzyvousti (Schiefmund), der sich durch Weisheit, Güte und Gastfreundlichkeit, am meisten durch seine Heldentugenden auszeichnete*). Die Mönche, zu jener Zeit die alleinigen Geschichtsschreiber, sind in seinem Ruhme unerschöpflich gewesen; denn er war ihr eifrigster Beschützer und Wohlthäter, weshalb sie auch sogar versichern, daß sein schiefer Mund ihn gar angenehm gekleidet habe, weil beständig etwas Lächelndes an demselben gewesen sei. Boleslav trat in seinem 15ten Jahre die Regierung an (1102) und gewann während derselben (bis 1138) nicht weniger als 47 Feldschlachten. Sogar seinen Feinden flößte er Ehrfurcht und Bewunderung ein. Unterdessen er die Soldaten des Kaisers Heinrich V. auf einem Rückzuge von Glogau unaufhörlich drängte und ängstigte, sangen sie des Nachts, um sich wach zu erhalten, Loblieder auf ihn.

Der Ruhm eines solchen Fürsten erscholl bald bis in die fernsten Länder und von allen Seiten her versammelten sich die edelsten Ritter an seinem Hofe, um an dem Glanze desselben Theil zu nehmen und sich in jeder Rittertugend vollkommen zu bilden. Unter diesen war auch ein junger Däne, der alle seine Landsleute an Schönheit, Reichthum, Adel und Witz übertraf. Er hieß Peter (Wlast) und brachte Empfehlungsschreiben von seinem Könige Heinrich (Erich II.) an den Herzog Boleslav mit. Obgleich sein Vater unter den dänischen Baronen der Erste war, so empfahl sich doch Peter dem Herzoge mehr durch sein edles Betragen, als durch seine Geburt. Seine Mannheit und Fertigkeit in den ritterlichen Uebungen, wie auch seine sanften Sitten und sein einnehmender Umgang verschafften ihm nicht nur die Gunst des Herzogs und seiner Hofleute, sondern auch aller

---

*) Derselbe, der sich die Bekehrung der Pommern und Preußen so angelegen sein ließ. Siehe S. 26. und 32.

Großen in Polen. Keiner beneidete ihn, was bei einem Fremden viel, bei einem Hofmanne kaum glaublich ist: Alle hielten ihn lieb und werth. Er hatte in der polnischen Sprache eine solche Fertigkeit erlangt, er zeigte sich bei jeder Gelegenheit so gefällig und so biegsam, er nahm so viel Antheil an den Staatsgeschäften, besonders wenn etwas Wichtiges zu betreiben war, daß man hätte glauben sollen, er wäre kein Ausländer, sondern ein eingeborener Pole gewesen. Boleslav suchte daher einen solchen Mann mit sich und dem Reiche noch mehr zu verbinden und schenkte ihm viele Schlösser, Städte, Marktflecken, Dörfer und Güter, unter andern die Stadt Szrem (Schrimm) mit der ganzen Grafschaft, wovon er den Namen Graf von Szrem führte. Er bekleidete zugleich die Stelle eines Landeshauptmanns von Breslau und war einer der vorzüglichsten Wohlthäter dieser Stadt und des ganzen Schlesiens. Durch Boleslavs Vermittelung vermählte er sich mit Maria, der Tochter des Herzogs Wladimir von Rußland. — Das Wappen des Grafen enthielt auf dem Helm einen weißen Schwan und im Schilde ein dreifaches halbes Kreuz mit einem angehängten R. —

Alle Geschichtsschreiber des Grafen Peter machen ihn zum Besitzer eines Schatzes; auf welche Weise er aber diesen erlangt habe, darüber sind sie nicht einig. Ein Kronikenschreiber sagt: Petersek (so nennt er den Grafen) habe sich aus Müdigkeit in einem Walde bei einem Bächlein niedergelegt um zu schlafen und sein Schwert habe er quer über das Wasser gelegt. Es war Niemand bei ihm als ein Knecht, der seinen Herrn bewachte. Wie der Herr von seinem Lager aufstand, sagte er zu dem Knechte: mir hat geträumt, es liefe eine Maus über eine eiserne Brücke in einen Baum, in welchem ein unsäglicher Schatz verborgen war. Da der Knecht dies hörte, sprach er: ich sah, als Ihr schliefet, daß eine Feldmaus über Euer Schwert lief und sich dort in jenen Baum verkroch. Petersek erkannte sogleich, daß die eiserne Brücke im Traume sein Schwert sei, ging mit dem Knechte zum Baume, fand einen großen Schatz, nahm einen Theil desselben mit sich und damit Niemand dies Abentheuer erfahren möchte, durchstach er den Knecht, dem er befohlen hatte, vor ihm her zu reiten, von hinten mit dem Schwert.

Andere behaupten, daß der Vater des Grafen den großen Schatz eines ermordeten dänischen Königs verborgen und der Herzog Boleslav denselben mit dem Grafen zu Schiffe abge-

holt habe. Dieses Märchen ist jedoch mit der dänischen Geschichte nicht zu vereinigen und das Wahrscheinlichste mag vielmehr sein, daß Peter und sein Vater ihre großen Reichthümer durch Seeräuberei an sich gebracht haben, die zu jener Zeit die Anwohner der Ostsee fast ausschließlich beschäftigte. Wenn gleich nun nach den Begriffen und Sitten der damaligen Zeit das Rauben einen edlen Ritter nicht entehrte, so scheint es doch, daß Graf Peter und sein Vater in der Folge Gewissensbisse darüber gefühlt und den sündlichen Erwerb ihrer Reichthümer durch eine fromme Anwendung dieselben wieder haben vergüten wollen. Es wurden davon nach und nach 77 steinerne Kirchen in Polen und Schlesien gebaut. In verschiedenen derselben stiftete Graf Peter auch Klöster und versah sie mit reichen Schenkungen. Dies war unter andern der Fall auf dem Zobtenberge, wo neben dem Schlosse des Grafen noch eine Kirche zu Ehren Unserer lieben Frauen aufgeführt und ein Mönchskloster angelegt ward, dessen noch vorhandenen Fundationsbrief (von 1139) man für die älteste Urkunde Schlesiens hält.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin hatte der Graf sich mit Maria, der Tochter eines französischen Herzogs vermählt, die er wahrscheinlich hatte kennen lernen, als er seinen Herrn auf einer Wallfahrt nach Frankreich begleitete. Sie hatte einen jungen Mönch aus einem Kloster zu Arras (in Brabant) mit sich nach Schlesien gebracht; diesen machte sie zu ihrem Kapellan und er wußte sich durch sein gutes Betragen die Gunst des Grafen und seines ganzen Hofstaats in einem hohen Maaße zu erwerben. Vielleicht war er es auch, der die Anlegung eines Klosters auf dem Zobtenberge vornehmlich betrieb. Wenigstens ward er zum Abte desselben ernannt und erhielt den Auftrag nach Arras zu reisen und einige seiner vormaligen Brüder, regulaire Kanoniker des Augustiner-Ordens, nach Schlesien zu bringen. Diese wurden die ersten Bewohner des Klosters und bekamen einige in der Nachbarschaft gelegene Dörfer zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse geschenkt.

Bis zum Tode Boleslav's vervielfältigte Peter der Däne seine Verdienste um dessen Länder mit jedem Jahre; unter andern stiftete er sich ein Denkmal durch die Errichtung steinerner Meilenzeiger, die man in jenen Zeiten und Gegenden um so weniger vermuthen sollte, da sie in der That eine Aufmerksamkeit auf die Landespolizei voraussetzen, an der es noch

jetzt bei sehr kultivirten Völkern mangelt. Nach Boleslav's Tode (1138) wurden seine Länder, wie er es verordnet hatte, unter seine vier Söhne getheilt. Wladislav II. erhielt Kleinpolen und Schlesien zu seinem Antheil. Dies war ein schwacher Fürst, der sich von schlechten Rathgebern leiten ließ. Den meisten Einfluß auf ihn hatte seine Gemahlin Adelheid, eine Tochter Kaisers Heinrich V. Diese, die eine Reihe von Kaisern zu Vorfahren und den Kaiser Konrad III. zum Bruder hatte, fand die Macht und das Ansehen ihres Gemahls zu Krakau, der nur den vierten Theil von Polen besaß, für ihren Stolz zu eingeschränkt und verleitete ihn zum Kriege mit seinen Brüdern, in der Absicht, ihre Länder an sich zu bringen und Oberherr über ganz Polen zu werden. Peter der Däne, welcher ihren herrschsüchtigen Eingebungen entgegenarbeitete, und Einigkeit unter den Brüdern zu erhalten suchte, wurde endlich von dem schwachen Wladislaus ihrer Rachsucht aufgeopfert. Ein übel angebrachter Scherz gab dazu die Gelegenheit.

Nichts konnte unschuldiger sein, als daß eine junge Prinzessin sich einen Geistlichen aus ihrem Vaterlande zum Beichtvater wählte, zumal sie in ein Land verpflanzt wurde, dessen Sprache sie nicht kannte und wo für die Bedürfnisse einer frommen Seele zu jener Zeit so schlecht gesorgt war. Die Jugend und Schönheit des Kapellans gab an sich noch keinen Grund zum Argwohn, und daß er mehr Zutritt, als ein Anderer, zur Prinzessin hatte, war natürlich, da er als Beichtvater ihr ganzes Vertrauen besaß und seine Sprache und Sitten ihr angenehmer sein mußten, als die Sitten und Sprache eines fremden, noch wenig gebildeten Volks. So billig dachten aber die Hofleute Wladislav's nicht. Vielleicht war es Neid gegen den Geistlichen, vielleicht Begierde, den Grafen Peter zu kränken, daß sich die Hofleute in's Ohr flüsterten: Maria habe nicht blos in andächtiger Absicht den jungen Abt so oft in ihrer Gesellschaft.

Zugleich sagten sie einander ziemlich laut, die Herzogin Adelheid lebe in zu großer Vertraulichkeit mit einem deutschen Ritter, Namens Dobies (Tobias), der sich an ihrem Hofe aufhielt. Ein Zufall brachte die Sache endlich zwischen den beiden Ehemännern zur Sprache und die Folgen davon waren erschrecklich.

Der Herzog war eines Tages mit Peter dem Dänen auf der Jagd. Sie verfolgten ein Wild bis tief in einen abgelegenen

öden Wald, wo sie die Nacht überfiel. Sie sahen sich genöthigt, Feuer anzuzünden, an welchem sie das gefällte Wild brieten, um ihren Hunger zu stillen. Statt des Weins, sagt eine alte Kronik, sogen sie Schnee, den sie mit den Händen zusammenballten. Sie legten sich alsdann auf die bloße Erde hin, unterhielten einander von den Hofbequemlichkeiten und scherzten über ihre Waldmahlzeit und über ihr hartes Lager.

„Ja", sagte endlich der Herzog, der sich nicht am besten aufs Scherzen verstand: „deine Frau, Peter, wird jetzt mit ihrem Abte weicher liegen, als wir diese Nacht."

Graf Peter wollte entweder den Scherz erwiedern, oder sich wegen der ihm angethanen Beleidigung an einem Manne rächen, der zu dergleichen Spott eben keine Ursach hatte. Er erwiederte daher: „und Eure Gemahlin, gnädiger Herr, mit dem deutschen Ritter Dobies."

Wladislav gerieth über diese Antwort in Zorn, doch ließ er ihn nicht merken, weil er Ursache zu haben glaubte, den Grafen jetzt noch zu schonen — ihn, der sein Anverwandter war, den er unter allen Edeln am höchsten schätzte; der die allgemeine Liebe und Achtung des Volks genoß! Er war aber kaum auf seinem Schlosse angelangt, als seine Gemahlin bei der Bewillkommnung einen düstern Blick und eine finstere Miene an ihm bemerkte. Sie drang in ihn und da er sie einmal gewöhnt hatte, um alle Heimlichkeiten seines Herzens zu wissen, so ließ sie nicht eher nach, als bis sie den Grund seiner veränderten Gemüthsstimmung erfuhr. Der gefällige gutherzige Fürst erzählte ihr Alles. Da sie daraus merkte, daß man ihre Keuschheit in Verdacht hatte, ward sie so aufgebracht, daß sie von der Zeit an alle Mittel, die nur in ihrer Gewalt waren, aufbot, diese Beschimpfung zu rächen. Sie suchte durch die beweglichsten Vorstellungen und durch Liebkosungen ihren Gemahl gegen den Grafen zu reizen; sie überredete ihn, er würde, so lange dieser lebte, nie die völlige Herrschaft über Polen erlangen. Ja sie suchte sowohl selbst als durch Andere, die sie in ihr Interesse gezogen, bei dem Herzoge den Verdacht zu erregen, daß Peter eine Empörung anzetteln, ihn der Regierung berauben und mit Gift umbringen wolle.

Männer von geprüfter Frömmigkeit bemühten sich zwar, sie von ihrem Vorhaben abzuziehen, aber bei einer so aufgebrachten und arglistigen Frau fruchteten keine heilsamen Vorstellungen. Noch war ein Werkzeug ihrer Bosheit nöthig, dem sie ihr Geheimniß

ganz anvertrauen konnte, um die That, die sie schon fest beschlossen hatte, auszuführen. Sie wählte dazu ihren vertrauten Kammerherrn Dobies, der bei dieser Gelegenheit zugleich die ihm selbst angethane Kränkung an Peter rächen konnte. Um seinen Eifer noch mehr zu beleben, versprach sie ihm die Güter des Grafen zur Belohnung. Es fehlte jetzt nur noch an einer bequemen Gelegenheit, die schändliche That so auszuführen, daß das Volk nicht durch eine Gewaltthätigkeit an seinem Wohlthäter zu sehr empört würde. Auch diese bot sich ungesucht dar. Graf Peter wollte eben seine Tochter mit dem Fürsten Jaxa von Servien vermählen und zwar zu Breslau, damit die Gäste bequemere und anständigere Wohnung hätten und größere Pracht getrieben werden könnte. Zugleich sollte dabei nach der damaligen Sitte ein Turnier gehalten werden. Dobies war nicht geladen, als er sich aber dennoch einfand, nahm Peter ihn freundlich auf und behielt ihn bis spät in die Nacht bei sich. Beim Abschiede sagte er dem Grafen, er habe einen Auftrag vom Herzoge an ihn, den er am andern Morgen ausrichten wolle. Kaum aber war der Graf eingeschlafen, als Dobies mit gedungenen Leuten zu ihm zurückkehrte. Man öffnete ihm, als einem herzoglichen Abgesandten, ohne Verzug die Thüre. Die Ersten, die ihm entgegenkamen, waren Roger, des Grafen Hauptmann, und sein Sohn. Diese ließ er sogleich gefangen nehmen. Peter, der noch im Bette ruhte, nachdem der Lärmen ihn geweckt hatte, sprang auf, und in demselben Augenblicke drang Dobies mit seinem Gefolge ins Schlafgemach. Man nahm ihn gefangen und führte ihn gefesselt in der größten Stille aus Breslau auf ein Schloß, wo er so lange bleiben sollte, bis sein Schicksal entschieden wäre. Daß die Hochzeitfeierlichkeiten seiner Tochter dadurch ganz gestört wurden, läßt sich leicht denken. Fröhlich brachte der Ritter dem Herzoge und seiner Gemahlin die Nachricht von der ausgeführten That; aber Wladislav zeigte sich lange unentschlossen, strenge mit dem Gefangenen zu verfahren, da ihn das Andenken an seine Unschuld und alle ihm, seinem Vater und seinem Reiche geleisteten Dienste auf allen Schritten verfolgte; dazu kam, daß verschiedene Bischöfe und Standespersonen für den Grafen Peter sprachen und durch Bitten und ernste Vorstellungen den Herzog von einer ferneren Grausamkeit abzuhalten suchten. Allein Adelheid, welche besorgte, ihr Gemahl möchte aus Furchtsamkeit oder Mitleid den Grafen loslassen, drohte und schwur, ihn nie

wieder für ihren Gemahl zu erkennen, wenn er ihre beschimpfte Keuschheit nicht rächte. Wladislav ward endlich besiegt und gab den grausamen Befehl, dem edelsten und um ganz Polen so sehr verdienten Manne die Augen zu blenden und die Zunge auszureißen. Die Kronikenschreiber erzählen, dieser Befehl sei pünktlich vollzogen worden: um aber seine Unschuld zu erhärten und für seine frommen Stiftungen einigermaßen erkenntlich zu sein, lassen sie ihn durch ein Wunder den Gebrauch der Augen und der Zunge wieder erlangen. Eine Randglosse zu dieser Nachricht in Probst Benedikts Leben des Grafen Peter sagt: dieses sei zwar nicht gewiß, aber doch wahrscheinlich und möglich.

Vielleicht schonte Dobko, der den schändlichen Auftrag hatte, den Grafen aus Ehrfurcht oder Erbarmen und berichtete dem Herzoge blos, sein Befehl sei vollzogen; vielleicht ward der Unschuldige nur zum Scheine verletzt. Wenigstens nahm Graf Peter bald nachher (1148) seine Zuflucht zu Wladislav's Brüdern, kehrte mit ihnen zurück und nahm seine eingezogenen Güter in Besitz, nachdem Wladislav und hernach auch Adelheid mit ihren Prinzen aus Polen flüchtig geworden waren. Er bereicherte während seiner übrigen Lebenszeit die von ihm erbauten Kirchen und Klöster mit mehreren Stiftungen, und empfahl seinen Söhnen, dies auch nach seinem Tode zu thun. Er starb am 22. August 1153 und fand seine Ruhestätte im Vinzenzkloster zu Breslau.

Noch bei Lebzeiten des Grafen ward den Mönchen auf dem Zobten die Luft zu rauh und ungestüm, und sie begaben sich mit seiner Bewilligung erst nach Gorkau (an der Seite des Berges) und dann nach Breslau, wo sie anfänglich die Kirche zu St. Adalbert und späterhin die zu U. L. Frauen auf dem Sande in Besitz hatten. Im J. 1209 bestimmte Herzog Heinrich **I.** von Breslau die Grenzen des Antheils, welcher dem Kloster zu U. L. Frauen von dem Zobtenberge gehören sollte, genauer und zwar nicht zum Nachtheil der Mönche. Heinrich **IV.**, der in diesem Stücke haushälterischer war, nahm den Mönchen einen ansehnlichen Theil des Zobtenberges wieder ab, doch beschwor er auf seinem Sterbebette (1290) seinen Nachfolger Heinrich **V.**, Alles wieder herzustellen, was er den Kirchen und Klöstern genommen, und so erhielten die Mönche ihren alten Antheil an dem Zobtenberge wieder.

Das Schloß auf dem Berge hatten sich die Herzoge von

Breslau diese Zeit über vorbehalten und Heinrich V. mußte es unter andern seinem Bruder Bolko dafür abtreten, daß dieser die Vormundschaft für seine Kinder übernahm (1296). Mit dem Tode des Herzogs Bolko von Schweidnitz (1368) erlosch der Name der dortigen piastischen Herzoge. Kaiser Karl IV. dem es am Herzen lag, die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer mit Böhmen zu vereinigen, hatte die einzige Tochter von Bolko's Bruder, Heinrich, in dieser Absicht geheirathet, und sie brachte ihm jene Fürstenthümer zu. Seit dieser Zeit besaßen das Schloß auf dem Zobtenberge einige von Adel, welche seine Lage ungemein liebten, da es ihnen bequeme Gelegenheit gab, die vorüberziehenden Reisenden zu erspähen und zu berauben. Bei dem Einfall der Hussiten (1429) nahm einer ihrer Hauptleute, Hans Cholda, das feste Schloß auf dem Zobtenberge ein, um für die Seinigen einen festen Punkt zu haben und von hier aus die Nachbarschaft zu plündern. Allein die Breslauer und Schweidnitzer, denen er vorzüglich gefährlich war, griffen ihn mit vereinten Kräften an und nöthigten ihn am 7. Juni, mit einem großen Verluste an Todten und Verwundeten abzuziehen. Da aber späterhin die dortigen Edelleute wieder ihre Befehdungen erneuerten, so verbanden sich die Breslauer und Schweidnitzer Bürger gegen sie und zerstörten 1471 das Schloß gänzlich. Die Kapelle, welche 1702 auf der Spitze des Berges gebaut wurde, wurde allmählig zu einem Wallfahrts-Orte.

11.

Der Dom zu Magdeburg.

Anders als in der Gegend der heutigen Residenz Berlin (1) sah es zu Karls des Großen Zeiten in den blühenden Gegenden jenseits der Elbe aus. Wir wenden uns in die Ebene, in welcher jetzt das schöne Magdeburg liegt. Auch hier finden wir Alles in ärmlichem Zustande, aber nicht in dem Grade, wie in den Sandwüsten der Mark.

Magdeburg hieß in den ältesten Zeiten Magathaburg, Magadaburg, Maidburg, was gleichbedeutend mit Jungfernburg oder Jungfernstadt ist. Die alten fabelhaften Kronikenschreiber leiten den Namen ohne Bedenken von der Venus

her, indem sie behaupten, daß die Römer dieser Göttin hier einen Tempel erbaut hätten, und daß dieselbe bis zu Karls des Großen Zeiten hier verehrt worden sei. Sie schmücken die Fabel auch mit allerlei artigen Erfindungen aus. Nach ihren Beschreibungen und nach einem in mehreren Kroniken befindlichen Holzstiche verehrte man damals in Magdeburg die Venus in der Gestalt eines unbekleideten Frauenzimmers, mit einem Myrthenkranze um den Kopf, auf einem von zwei Schwänen und zwei Tauben gezogenen goldnen Wagen stehend, mit einer brennenden Fackel auf der Brust, in der rechten Hand die Weltkugel, in der linken drei goldene Aepfel haltend, und hinter ihr die Grazien, welche ihr mit verschlungenen Händen und abgewandtem Gesichte Aepfel zum Geschenk darreichten.

Der Tempel der Venus soll an der Stelle des ehemaligen Burggrafenschlosses, in der Gegend des spätern Maria-Magdalena- oder Jungfrauenklosters gestanden haben. Die Umgegend, das heutige Fischerufer, mag damals von Fischern bewohnt worden sein. Als eine Stadt existirte Magdeburg schon zu Karls des Großen Zeiten, wo die ganze Gegend Nord-Thüringen hieß.

Die Burg wurde ohne Zweifel im 6ten Jahrhundert von den Sachsen zum Schutze gegen die Einfälle der slavischen Völker erbaut. Im J. 784 wurde Magdeburg von den Wenden und Hunnen gänzlich zerstört. Mit der Unterjochung der Sachsen breitete Karl der Große auch hier das Christenthum aus; er soll oberhalb des Knochenhauer-Ufers die St. Stephanskirche erbaut haben. Nachdem der Ort noch einmal von den Hunnen zerstört worden, (923) baute Otto's des Großen Gemahlin Editha ihn neu auf, und nun beginnt die historische Kunde.

Editha hatte die Gegend von Magdeburg liebgewonnen; sie schien ihr Aehnlichkeit mit der Gegend um London zu haben, ihre Einbildungskraft verwandelte die Ufer der Elbe in die der Themse. Sie erhielt das Land zum Leibgedinge (937), bestimmte sofort selbst den Umfang der neu zu erbauenden Stadt und ließ diese zum Theil mit Mauern einschließen; der Kaiser aber that seiner Seits Alles, um seiner frommen Gemahlin ihren Lieblingsort angenehm zu machen. Er stiftete (21. Sept. 973) an der Stelle, wo jetzt der Dom steht, das Benediktiner- oder Moritzkloster und schenkte den Mönchen die kaiserliche Pfalz oder Burg, welche sich von der Stelle der jetzigen Möllenvogtei

bis hinter den heutigen Dom erstreckte. Editha wurde nach ihrem Tode (947) in diesem Kloster begraben.

Später baute der Kaiser noch auf der Seite des Domplatzes, wo jetzt die Regierung ihren Sitz hat, eine Kirche zu Ehren des h. Mauritius und ließ sie vom Papste Johann XIII. im J. 968 zum Erzbisthum erheben *). Zugleich mußten auch die Benediktiner ihr Kloster verlassen und das vor der Stadt neu erbaute Kloster Bergen beziehen, von wo sie nachher jährlich, am Tage vor Laurentius, barfuß eine Wallfahrt nach ihrem alten Wohnsitz machten.

Das neue Erzbisthum, welches später 30 Städte umfaßte, wurde vom Kaiser mit vielen Einkünften versehen und bekam zugleich die Schenkungen, welche zuerst das Benediktinerkloster erhalten hatte. Die Bisthümer Merseburg, Zeitz, Meissen, Havelberg und Brandenburg wurden ihm untergeordnet. Der Erzbischof erhielt das Recht, die Bischöfe jener Stifter zu weihen, das Primat mit den Erzbischöfen zu Mainz, Trier und Köln, das erzbischöfliche Pallium, Sitz unter den Kardinal-Bischöfen u. s. w. Auch mußten sich die Deutschen in Kirchen-Sachen an das erzbischöfliche Tribunal wenden und konnten weder nach Rom appelliren, noch suppliciren. — Die nachher so berühmt gewordene Domschule ließ Otto durch einen der ersten damaligen Gelehrten, den Abt Gerbert von Fleury, nachmaligen Papst Sylvester, einrichten. Die Schüler machten bald große Forschritte und der Ruhm dieser Schulanstalt verbreitete sich so sehr, daß selbst aus entfernteren Ländern sich nach und nach so viel lernbegierige Schüler in Magdeburg einfanden, daß der Kaiser sogar die Stadt deshalb noch erweitern ließ.

Am 7. Mai 973 starb der Kaiser und wurde zur Seite seiner Gemahlin beerdigt. Die Magdeburger ehrten ihn als den Stifter ihrer Stadt und ihres Wohlstandes und setzten ihm die noch heut vorhandene Statue auf dem alten Markte.

Wir beschränken uns hier auf die Sagen, Merkwürdigkeiten und Alterthümer, welche sich uns bei der Betrachtung des Doms zu Magdeburg aufdringen. Man erblickt hier im stillen häuslichen Walten ein kaiserliches Ehepaar, dessen große politi-

---

*) Den angeblichen Kopf des heil. Mauritius, eine Reliquie, erhielt das Erzstift von dem Cistercienserkloster Langheim bei Bamberg gegen eine jährliche Abgabe von 12 Fässern Heringe.

sche und religiöse Wirksamkeit aus grauer Vorzeit in die Gegenwart herüberreicht.

Leider wurde der Dom im Jahre 1207 durch eine große Feuersbrunst in Asche gelegt; der jetzige, an der Stelle des ehemaligen Benediktinerklosters (1211) wieder erbaute Dom ist also nicht das Bauwerk des Kaisers und der Kaiserin. Aber er ist eins der merkwürdigsten Denkmale gothischer Baukunst in Deutschland. Die Höhe vom Erdboden bis zur Spitze des Frontons beträgt 215, der Umfang 1200 rheinländische Fuß; zwei Thürme, deren Höhe zwischen 300 und 400 rheinl. Fuß beträgt, gereichen ihm zur Zierde.

Jeder Thurm hat drei Galerien, deren unterste mit der um den hohen Dom selbst führenden zusammenhängt. Auf 428 steinernen Stufen kann man den nördlichen ganz ersteigen, von welchem man eine herrliche weite Aussicht genießt; in dem südlichen aber ist der untere Theil der Treppe zerfallen. Auf jenem befinden sich drei große Glocken, deren größte (Susanna) 266 Zentner wiegt und 13 Ellen im Umfange hat. Dieser nördliche Thurm ist mit einer steinernen Krone von durchbrochener Arbeit, und so wie der andere mit allerlei Thiergestalten verziert. Die Krone ist so groß, daß ein Feldstück mit einem Kanonier Raum darauf haben. Die bei der Belagerung im J. 1631 abgeschossene Krone des andern Thurms soll bei der früheren Belagerung im Jahre 1551 sogar eine Batterie von drei Kanonen getragen haben. Beide Thürme sollen von dem auf diesem Platze (der einst ein Anger war) durch einen Schäfer gefundenen ansehnlichen Schatze erbaut worden sein, auch erblickt man noch den frommen Schäfer mit dem Hunde über der Vorhalle des Doms, nach den Thürmen emporschauend.

In dieser Vorhalle, von den darin befindlichen Gemälden das Paradies genannt, sind außer verschiedenen bildlichen Darstellungen biblischer Geschichten und einigen Statuen von Sandstein, besonders merkwürdig die fünf klugen und fünf thörigten Jungfrauen, jene mit sehr verschiedenem Ausdruck im Gesicht lächelnd, dagegen auf den Gesichtern dieser die Traurigkeit, und bei jeder wieder besonders, ausgedrückt ist.

Im Innern des Doms, dessen hohes Gewölbe auf zwölf starken Pfeilern ruht, erblickt man gleich rechts am ersten Wandpfeiler eine aus Holz geschnitzte, mit schweren eisernen Ketten gefesselte, männliche Gestalt. Es ist dies die Abbildung des

einen der beiden Grafen von Gleichen (den andern hat der Zahn der Zeit befreit), welche auf ihrem plündernden Streifzuge durch das Magdeburgische Land (1278) bei Frose gefangen genommen und bei Wasser und Brot so lange eingesteckt wurden, bis sie sich mit 4000 Mark Silber löseten.

Nach einigen andern steinernen Bildnissen gelangt man zu einem sehr künstlich gearbeiteten großen eisernen Gitter, welches die von dem Erzbischof Ernst erbaute Kapelle einschließt, worin unter andern das von Vischer in Nürnberg gearbeitete metallene Denkmal merkwürdig ist. Die größern Stäbe jenes Gitters sind hohl und so in einander gefügt, daß, wenn Oel hineingegossen wurde, es vermittelst einer Pumpe durch das ganze Gitter getrieben werden konnte, wo es dann aus einzelnen Oeffnungen hervorquoll und das Werk vor Rost schützte. Die dünneren Stäbe sind in verschiedenen Richtungen sehr künstlich in einander verflochten. Wegen dieser großen Künstlichkeit der Arbeit wurde dieselbe von der Unwissenheit dem Teufel zugeschrieben, der den Schlosser, welchem er bei Verfertigung des Gitters behülflich gewesen, weil eine Schraube daran gefehlt, mit sich zum Kirchendach herausgeführt haben soll, wo auch jetzt noch zwei kleine Fallthüren befindlich sind.

Eine ähnliche Sage wird auch von der Krone des einen Thurms erzählt, an dessen Spitze man das Bildniß eines Mönchs erblickt, der vom Satan, wegen einer verlornen Wette, den Thurm zu erklettern, von demselben herabgestürzt worden sein soll.

Nicht weit von dem Denkmal des Erzbischofs Ernst ruhen die Gebeine des Dompredigers Bake, welcher bei der Zerstörung der Stadt durch seine rührende Anrede an den Wütherich Tilly mehr als tausend Menschen, die sich mit ihm in den Dom geflüchtet hatten, das Leben rettete.

Ueber dem künstlichen eisernen Gitter befindet sich die große künstliche Orgel, an welcher sich eine Menge von Figuren, womit sie verziert ist, größtentheils durch Ziehwerke in Bewegung setzen lassen. Es war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts ein alt hergebrachter Gebrauch, daß am Michaelisfeste Nachmittags, wenn die Orgel gespielt wurde, diese Figuren daran ein Konzert aufzuführen schienen. In der Mitte schlug ein Engel als Chorführer den Takt und David und Salomo nickten mit ihren gekrönten Häuptern Beifall; eine Schaar von Engeln umher stieß in Trompeten und Posaunen, rührte die Pauken und andere musi-

kalische Instrumente. Ein schwarzer Adler hob die Fittiche, ein kleiner vergoldeter Hahn klatschte mit den Flügeln und krähete zum Schlusse dreimal. Zu diesem musikalischen Kirchenfeste zogen die Landleute mehrere Meilen weit in großen Schaaren herbei und lauter Jubel erfüllte dann den alten Dom.

An der dritten Kirchthüre sieht man das Denkmal eines Herrn von Asseburg und Heideck. Dieses zeichnet sich von Seiten der Kunst durch ein Gemälde der Auferstehung der Todten und des jüngsten Gerichts aus und wegen einer ganz besonders warnenden Geschichte ist die zur Seite befindliche Abbildung der Gattin des Heideckers, Mathilde, mit ihren drei Kindern merkwürdig. Diese wurde nämlich in einer Krankheit von einer so tiefen und anhaltenden Ohnmacht befallen, daß man sie für wirklich todt hielt, in einen Sarg legte und ins Grabgewölbe einsenkte. Ein diebischer Todtengräber, der noch einiges kostbare Geschmeide von der Leiche zu stehlen hoffte, erbrach in der Nacht nach der Beerdigung das Gewölbe und öffnete den Sarg. Da bewegte sich die vermeinte Leiche und wollte sich aufrichten. Der Erschrockene entfloh, ließ Leiter und Laterne im Stich und die Thür offen. Die Erwachte schaut mit Schrecken umher, erblickt sich unter den Todten, rafft ihre Kräfte zusammen, entsteigt dem Sarge und Gewölbe und wandert zu den Ihrigen. Die, welche die Erstandene zuerst erblickten, hielten sie für ein Gespenst und flohen davon, doch bald klärte sich Alles auf und dem Entsetzen folgte die Freude. Die Wiedererstandene gab nach ihrer Rückkehr ins Leben ihrem Gatten noch drei Kinder, die mit abgebildet sind, aber wie die Mutter eine bleiche Todtenfarbe haben.

Den Pfeiler neben der schönen Kanzel ziert eine holdselige Maria mit dem Kinde. Zu ihren Füßen ein uraltes Monument des Erzbischofs Friedrich I. aus Metall vom Jahre 1152, ebenfalls ein ehrenwerthes Denkmal der Kunst aus dem Mittelalter. An demselben Pfeiler befindet sich eine runde, mit gothischen Thürmchen verzierte Kapelle mit den steinernen Bildnissen Otto's und Editha's auf einem Altare.

Unweit dieser Kapelle des frommen Kaiserlichen Ehepaars findet man, als grellen Gegensatz, den eisenbeschlagenen, mit drei Schlössern versehenen Ablaßkasten Tetzel's.

Eine vorzügliche Zierde des Doms ist der Taufstein, aus orientalischem Porphyr in achteckiger Form sehr schön gearbeitet.

Er soll, der Sage nach, aus einer wieder aufgefundenen Säulentrümmer des zerstörten Salomonischen Tempels erbaut worden sein. Tilly soll das davon fehlende eine Eckstück abgeschlagen und zum Andenken mitgenommen haben.

An der vierten Kirchthür, dem Kreuzgange vorbei, findet man in einem Verschlage ein sogenanntes wunderthätiges Marienbild. Es ist nach morgenländischer Art ziemlich bräunlich, und hat seinen Ruf, wie fast alle ähnliche wunderthätigen Bilder, einem Mährchen zu danken. Diese Maria soll einst über einen von ihr oft gewarnten, aber unverbesserlichen Sünder, den Erzbischof Udo, in Gesellschaft der zwölf Apostel unter ihrem Vorsitz, ein hochnothpeinliches Halsgericht haben hegen lassen, worauf derselbe zum Tode verurtheilt und auf einem vor dem hohen Altar befindlichen weißgestreiften runden Marmorstein, der, wenn man etwas Flüssiges darauf gießt und die Stelle reibt, noch blutige Flecken zeigen soll, vom Ritter Moritz enthauptet worden sein. An der einen Seite des hölzernen Gehäuses, welches das Marienbild einschließt, befindet sich inwendig auch ein Christusbild auf Leder gemalt, welches eine Kopie des in dem Schweißtuche der heiligen Veronika abgedruckten Gesichts Jesu sein soll.

Vor dem hohen Chor erblickt man unter andern, am ersten Pfeiler, im ehemaligen domprobsteilichen Stuhl, das Bildniß des Baumeisters Bonsack, Erbauers des Domes, dessen Vollendung er aber nicht erlebte. Er ist auf einem Steine knieend und eine Säule auf der Schulter tragend abgebildet. Auf einem Piedestal von Marmor steht der heilige Moritz, als Schutzpatron des Doms, eine Kreuzfahne in der Linken, und ein Schild mit schwarzem Adler in der Rechten haltend. Die Fahne dieses tapfern christlichen Ritters, der gewöhnlich und auch hier als Mohr abgebildet ist, haben die Magdeburger in den Türkenkriegen, denen sie einst beiwohnten, mit sich geführt.

Am Eingange zum hohen Chor steht das eherne Monument Adelberts, des ersten Erzbischofs von Magdeburg. Er durchbohrt mit seinem Bischofsstabe den Kopf eines kleinen Mädchens, oder einer Nonne, die durch ihre Stellung sein Fleisch in Versuchung geführt haben soll. Vielleicht aber ist diese Vorstellung nur ein Sinnbild seiner Keuschheit. — Der freundliche Blick Otto's auf der entgegengesetzten Seite am Eingange des hohen Chors, ladet nun ein, auf diesen Schauplatz großer Erinnerungen zu treten.

In der Mitte desselben erblickt man zunächst das Grabmal des Kaisers Otto. Einfach und ohne Prunk, das Zeichen wahrer Größe, nur von hölzernen Schranken umgeben, deckt dasselbe ein weiß gestreifter Marmor.

Hinter dem hohen Chore ruhen die Gebeine seiner ersten Gemahlin, der frommen Editha. Sie sind aus der alten ehemaligen Klosterkirche hierher gebracht. Das steinerne Grabmal ist mit Statuen umgeben. Auf derselben liegt Editha schlummernd im kaiserlichen Schmuck. Das Ganze umschließt ein eisernes Gitter und ist als das älteste Stück im Dom besonders merkwürdig. — Auch der Hochaltar ist von ungewöhnlicher Einfachheit. Er besteht aus einer seltenen, 14 Fuß langen, 6 Fuß breiten, und 1½ Fuß dicken, schön polirten röthlichen jaspisartigen Platte auf einem Fußgesims von Marmor. Kaiser Otto soll verordnet haben, daß auf diesem Altar nur das Bildniß des gekreuzigten Heilandes, und die Bibel, woraus er allein zu erkennen, sich befinden solle.

Außer vielen seltenen Bildern und Schnitzwerken, zeigt man hier auch als Reliquien Tillys Kommandostab und Helm; ein Stück von Judas Laterne; ein Stück von der Leiter, auf welcher Petrus warnender Hahn gesessen; Pilatus Waschbecken; eine Rippe von dem Wallfische, der den Jonas verschlang; einen Schuh des Erzbischofs Norbert; ein Stück vom Pantoffel der heiligen Maria; vier Zweige von den Palmen, die bei Christi Einzuge in Jerusalem ausgestreut wurden; ein Fragment von einem der Wasserkrüge auf der Hochzeit zu Kana u. s. w.

Merkwürdiger als diese heiligen Ueberbleibsel aus der ehemaligen, jetzt abgebrochenen, Pilatuskapelle am Eingange des Doms, ist die gleichfalls aus derselben aufbewahrte Schmerzensmutter (Maria dolorosa) zwar nur von Sandstein, aber von rührendem Ausdruck. Der vom Kreuz abgenommene Sohn ruhet auf ihrem Schooße und es scheint, als sähe man die heißen mütterlichen Thränen auf den Inniggeliebten niederfließen.

Noch wird in einem Verschlage der unverweste Leichnam eines etwa 1jährigen Kindes weiblichen Geschlechts aufbewahrt. Es liegt mit gefalteten Händchen in einem roth ausgeschlagenen, mit aromatischen Kräutern ausgefüllten Sarge. Das Todtenhemdchen ist von feiner Leinwand und das Sterbekleid von weißer Seide, mit rothseidenen Schleifen und Quasten, Das Mützchen, von gleicher Farbe und Stoff, ist mit Gold und fei-

nen Spitzen besetzt. Obgleich nun dieser kindliche Leichnam (wahrscheinlich von nicht gemeiner Herkunft, über welche es aber gänzlich an Nachricht fehlt), wohl vielleicht schon mehrere hundert Jahre hier aufbewahrt worden sein mag, so sind doch nicht die geringsten Spuren von Verwesung an demselben zu entdecken, sondern er ist durch die reine allmählig austrocknende Luft in eine natürliche Mumie verwandelt.

12.

Mathilde, Gemahlin Heinrichs I.

(Aus der Vorzeit von Quedlinburg.)

Im letzten Jahrzehend des 9ten Jahrhunderts lebte im westphälischen Sachsen ein mächtiger Graf, Namens Thiaderich. Er herrschte, wie die Ueberlieferung meldet, über das nachmalige Herzogthum Engern und vielleicht auch über einen Theil von Oldenburg, und war unter den sächsischen Fürsten seiner Zeit sowohl durch die Tapferkeit seines Arms, als durch den Adel seines Geschlechts, den er von dem Helden Wittekind ableitete, berühmt. Seine Gemahlin, ein Bild ehrwürdiger Tugend, hieß Reinhild und stammte aus einem friesisch-dänischen Geschlechte ab. Sieben Kinder waren die Frucht ihrer Verbindung; eine Tochter, Namens Mathilde, ist der Gegenstand unserer jetzigen Unterhaltung. Ihr Leben, wie das ihres nachherigen Gemahls, ist ein rührendes Bild des religiösen Sinnes jener Zeit.

In einer vielbewegten Zeit, wo Deutschland in Anarchie lag und Westphalen ein Tummelplatz der Normannen war, erblickte Mathilde (etwa im J. 897) das Licht der Welt. Frühe verrieth das heranblühende Kind, was die blühende Jungfrau werden würde. In zartester Jugend war sie bereits der Ruhm ihrer Aeltern, die Freude ihrer Verwandten, die Hoffnung ihres Geschlechts. Um dieser ihrer Lieblichkeit willen nahm die Mutter des Grafen Thiaderich, die fromme Aebtissin Mathilde von Herford, sie schon als kleines Mädchen zu sich, um sie, nach der Weise jener Zeiten, in stillen klösterlichen Mauern für ihr künftiges Leben zu erziehen. Sie entsprach den Erwartungen ihrer für sie zärtlich besorgten Großmutter und keine Jungfrau der

damaligen Zeit mochte ihr wohl an Fertigkeit im Lesen der Psalmen, wie an Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten gleichkommen.

Der Ruf von ihrer Schönheit und Sittsamkeit, von ihrer Bildung und adeligen Abkunft kam auch zu Ohren des ehrwürdigen Sachsenherzogs Otto des Erlauchten und seiner Gemahlin Hathui. Beide wünschten eine solche Schwiegertochter für ihren Sohn Heinrich, der unstreitig einer der herrlichsten Menschen war, welche die Geschichte kennt. Voll Glut für Gott und Vaterland, ehrgeizig, doch mehr ehrliebend, früh berühmt durch Heldenthaten, fröhlich in seinen Unterhaltungen, ohne je seine Würde zu vergessen, adelig von Sitte und schön durch die Majestät seines Aeussern, hatte derselbe grade damals seinem Vater viele Sorge durch eine leichtfertige Ehe gemacht, welche wieder getrennt werden mußte.

Graf Thiatmar, der Erzieher Heinrichs und Vertraute des Herzogs wurde ausersehen (etwa 909), nach Herford zu gehen und sich von der Wahrheit des Gerüchts über die Bildung und Schönheit Mathildens zu überzeugen. Durch die heimliche Unterstützung der Frauen, die nach dem Befehl der Aebtissin der jungen Mathild aufwarteten, gelangte er ins Kloster, sah Mathilden im Sprachzimmer und überzeugte sich, daß der Ruf den alten Herzog nicht getäuscht habe. Freudig kehrte er zurück, stattete seinen Bericht ab und schon am folgenden Tage veranlaßte der glückliche Vater seinen geliebten Heinrich ebenfalls zu einem Besuch des Klosters.

Heinrich sah Mathilden inkognito und entglühte für sie. Mit fürstlichem Gefolge begab er sich zum zweitenmal ins Kloster und wurde von der Aebtissin, die seinen Heldenruf kannte, mit Freundlichkeit aufgenommen. Sie führte ihn, nebst seinem Hofmeister Thiatmar, in ihr Gemach, wo sich bald ein langes und vertrauliches Gespräch entspann. Schüchtern lenkte Heinrich allmählig die Rede auf ihre Enkelin Mathilde und äusserte furchtsam den Wunsch, sie sehen zu dürfen. Er ward ihm gewährt; Mathilde erschien auf den Ruf ihrer Großmutter zögernd und mit sittsamem Erröthen. Man wußte nicht, sollte man an ihr mehr die keusche Zucht und den jungfräulichen Anstand, oder die Schönheit ihrer blendenden Haut, das Rosenroth ihrer Wangen oder die Anmuth bewundern, die über ihr heiteres Antlitz wie ausgegossen war. Heinrich vermochte dem Eindruck so seltener Reize nicht zu widerstehen. Mit innigen Bitten drang er in die ehr-

würdige Frau, ihm Mathilden zu verloben: die Aebtissin aber, entweder überrascht durch diesen schnellen Entschluß, oder ergriffen durch den Ernst des Augenblicks, lehnte es ab. Als der Prinz nicht aufhörte, sie zu bestürmen, entgegnete sie endlich: „Ich kann die Jungfrau, ohne den Rath und die Einwilligung ihrer Aeltern, keinem Manne verloben. Es ist meine Pflicht, die Tochter den Aeltern so wieder zu übergeben, wie sie mir dieselbe anvertraut haben. Auch weiß ich nicht bestimmt, ob nicht Mathilde schon irgend einem andern Manne zur Braut bestimmt ist. Denn Viele, durch Geschlecht und Gestalt ausgezeichnet, haben um sie geworben. Obgleich ich nun nicht weiß, wen die Aeltern zum Schwiegersohne wohl noch erwählen werden, so will ich doch Eurem Wunsche nicht entgegen sein, und — wenn es Gottes Wille ist — das Meinige dazu beitragen, daß die Verlobung nicht verzögert werde. Denn der Adel Eures Hauses ist mir wohl bekannt und auch Eure Anwesenheit mißfällt mir nicht."

Die ehrwürdige Frau hielt Wort. Schon am folgenden Tage kamen die Aeltern und Verwandten Mathildens, welche in der Nähe von Herford wohnten, zusammen, verlobten das Mädchen, nach der Sitte jener Zeiten, mit dem durch seine Siege über die Wenden und durch den Adel seines Geschlechts ausgezeichneten Fürstensohn und übergaben es in seine Hände. Freudig folgte die blühende, vielleicht kaum 13jährige Braut dem jungen Manne aus dem düstern Westphalen in das freundliche Sachsen, wo der priesterliche Segen sie mit ihm verband und ein prächtiges Beilager gehalten wurde.

Heinrichs Vater war noch 3 Jahre Zeuge des ehelichen Glücks seines Sohnes; er starb 912. Mathildens schönes Beispiel veredelte den wackeren Heinrich immer mehr. Ihr Herz litt viel in der Zeit, wo ihr Gemahl, als Herzog von Sachsen, seine Würde gegen den König Konrad im Streit behauptete. Als im J. 919 ihr Gemahl die deutsche Krone erhielt, ward sie, weit entfernt von jedem Stolze, nur immer demüthiger. Zwar schmückte sie sich, ihrem Stande gemäß, mit Edelsteinen und seidenen Gewändern, aber es geschah nur, um die königliche Würde nicht zu verleugnen. Wie ihr Gemahl, unterhielt sie sich voll anmuthiger Leutseligkeit mit ihren Unterthanen. Nicht den Begüterten allein, sondern den Dürftigen reichte sie die schöne Rechte. Es gelang ihr dabei, ihrer Würde nichts zu vergeben; Alle liebten sie, aber Alle ehrten sie auch als Fürstin. Aus allen

ihren Handlungen und Reden, fern von jeder Verstellung, leuchtete ein lieblicher Ernst und eine bewundernswürdige Majestät hervor. Ein besonderer Zug ihres frommen Charakters war es, daß sie nichts nach eigener Willkühr that, sondern Alles Gott anheimstellte. Sanft wie ihr Aeußeres, welches bis in ihr spätestes Alter eine gewisse jungfräuliche und keusche Würde behielt, war auch ihre Stimme. Ihr Wahlspruch war: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Ihren Gemahl liebte sie innig und versüßte ihm das Leben auf jede mögliche Weise. Ihr Herz war so weich, daß sie Keinem etwas versagen konnte; erfuhr sie, daß Jemand durch Gewalt unterdrückt worden war, oder wegen eines Verbrechens im Kerker schmachtete, oder auch zum Tode hingeführt werden sollte, so war alle ihre Heiterkeit verschwunden, bis es ihr gelang, den Zorn des Königs zu besänftigen. Nicht selten entzog er sich daher, in gerechter Entscheidung über Tod und Leben, dem Gerichte, überließ das Endurtheil seinen treuen Räthen und ging in die Kirche oder übte sonst ein Werk der Frömmigkeit, um ja in den Augen seiner Mathilde keinen Antheil am Blutvergießen zu haben. „Denn," sprach sie stets, „richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; mit welchem Maße ihr messet, damit wird euch auch gemessen werden."

Mathildens Liebe zur Religion ging nach und nach völlig in eine sanfte Schwärmerei über. Oft schlich sie sich bei nächtlicher Weile von der Seite ihres Gemahls hinweg und warf sich betend nieder, oder ging in die Kirche neben ihrem Pallast, um da, in Andacht versunken, den frühen Morgen zu erwarten. Ihr ganzes Leben war eine Reihe ununterbrochener Wohlthaten, die sie der Menschheit erwies. Ihre Freigebigkeit gegen Arme und Nothleidende ging fast zu weit. Sorgfältig erkundigte sie sich nach allen Kranken, und ging, wenn sie nicht zu entfernt wohnten, selbst zu ihnen. Leutselig reichte sie ihnen die schöne wohlthätige Hand, redete wohlwollend mit ihnen und entließ sie oft mit zu reichen Gaben. Besondere Sorgfalt trug sie auch für Reisende und nicht selten überraschte einen armen Wanderer, den sie durch die Scheiben ihres Fensters schon von fern erblickt hatte, ihre stets bereite Mildthätigkeit. Für ihre Untergebenen sorgte sie nicht nur mit liebevollem Herzen, sondern sie machte sich noch besonders dadurch um sie verdient, daß sie dieselben, ohne Unterschied des Geschlechts, im Lesen und in Verfertigung künstlicher Arbeiten unterwies.

Mathildens Lieblingssitz war damals Nordhausen. Der Himmel hatte sie nach und nach mit fünf blühenden Kindern gesegnet. Der älteste Sohn, der nachherige Otto der Große, (geb. 22. Nov. 912) schien von der sanften Mutter wenig geerbt zu haben. Stark von Körperbau, trotzig beim ersten Anblick, loderte in seinen Augen das Feuer, welches in seiner Seele lebte; nicht selten leuchteten seine Blicke wie durchbohrende Blitze. Sein Gesicht war geröthet, sein Bart lang; sein kühnes Haupt bedeckte weißliches Haar, das in langen sparsamen Locken bis auf seine Schultern hinabrollte. Seine rauhe Brust war hin und wieder mit Haarstreifen bedeckt, die Löwenhaaren glichen. Ein bald langsamer, bald schneller Gang, ein durch Reden und heftige Bewegungen unterbrochener Schlaf zeigte von den kühnen Entwürfen seines Geistes. Dabei zeichnete er sich eben so durch Unerschrockenheit, wie durch Versöhnlichkeit, ungeheuchelte Frömmigkeit und Großmuth aus.

Der zweite, im J. 921 geborene Sohn Heinrich schien dagegen ein verjüngtes schönes Abbild seines leutseligen Vaters zu sein, und war der sanften Mutter um desto lieber. Heinrich war äußerlich liebenswürdig, besaß aber nicht die Gutmüthigkeit und den Geist seines Vaters. Verzärtelt, neidisch, eitel, stolz, hinterlistig, konnte man nicht begreifen, wie grade dieser Knabe der Liebling der Mutter werden konnte. Durch die Vorzüge, welche sie ihm vor ihren übrigen Kindern einräumte, legte sie den Grund zu einem spätern unheilvollen Bruderzwist.

Der jüngste Sohn Bruno (geb. 933) war ein Knabe von den glücklichsten Anlagen. Sein Lehrer Balderich, Bischof von Utrecht, hatte ihn trefflich für den geistlichen Beruf ausgebildet. Sein kaiserlicher Bruder verschaffte ihm später das Erzbisthum Köln und Bruno wurde einer der würdigsten und geistreichsten Fürsten seiner Zeit. Außer diesen Söhnen hatte Mathilde noch zwei Töchter, Gerburgis und Hedwig, die beide ihrer Mutter würdig waren und in der Geschichte nicht unbekannt geblieben sind. Während Mathilde so im häuslichen Kreise lebte und wirkte, opferte ihr Gemahl alle seine Kräfte dem Wohle Deutschlands. Er hatte den Deutschen Namen geachtet gemacht, das Volk von neuem zum Bewußtsein seiner Kräfte erhoben; rauchende Brandstätten verwandelten sich unter seiner Regierung in blühende Städte, daher man ihm auch den Namen des Städte-Erbauers beilegte. Unter andern gründete er die Stadt Qued=

linburg, für die er eine besondere Vorliebe hegte. Er schenkte sie seiner Gemahlin und beide beschlossen, Gott für alle ihnen gesendete Hülfe dadurch zu danken und zugleich ihrem Namen ein frommes Denkmal dadurch zu setzen, daß sie an diesem Orte ein vor andern geistlichen Gebäuden ausgezeichnetes Münster erbauten, in welchem auf immerwährende Zeit Messen für ihr Seelenheil gelesen werden möchten.

Noch ehe dieser Plan ausgeführt werden konnte, starb Heinrich zu Memleben. Als er fühlte, daß der Augenblick seiner Auflösung nahe sei, berief er seine treue Gemahlin zu sich und redete Vieles insgeheim mit ihr, vielleicht über ihre Vorliebe zu dem schönen Heinrich. „Treue, geliebte Gattin," schloß er dann: „wie danke ich Christo, daß du mich überlebst, denn ein treueres, besseres Weib hat wohl Niemand gehabt als ich. Habe Dank, daß du mich so oft und so unermüdet besänftigtest, wenn mich der Zorn übermannte; habe Dank für jeden guten Rath. Oft hast du mich vom Unrechten zum Rechten hingeleitet, zum Schutz des Unterdrückten mich ermahnt. Möge sich der allmächtige Gott und alle Heiligen über dich erbarmen." Mit thränendem Auge dankte die Königin auch ihm für alle Liebe und Treue, die er ihr bewiesen hatte und eilte, vom Schmerz zerrissen, von seinem Lager hinweg nach der Kirche. Nicht lange hatte sie hier gebetet, als das Jammern des Volks ihr verkündigte, daß ihr Gemahl verschieden sein müsse. Aufs neue kniete sie hin, betete mit Inbrunst und empfahl seine Seele dem Erlöser. Dann erhob sie sich, fragte die Priester, welche um sie herumstanden, ob noch einer von ihnen nüchtern sei, und als der Eine ihr dies versicherte, schenkte sie ihm ihre beiden kostbaren Armbänder mit den Worten: „Nimm dieses Gold und singe eine Seelenmesse." Auch in der Folge blieb sie ihm stets gewogen und ihr Sohn gab ihm später aus dankbarer Erinnerung an diesen rührenden Augenblick das neugestiftete Erzbisthum Magdeburg. (S. 43.)

Kaum waren die letzten Töne der Messe verklungen, als die Königin in das Gemach ging, wo der Leichnam ihres Gatten lag. Um ihn herum standen weinend seine Söhne, und selbst seine fürstlichen Vasallen und heldenmüthigen Feldherren schämten sich der wehmüthigen Theilnahme um ihren guten König nicht. Als Mathilde dies sah, flossen Ströme von Thränen über ihre zarten Wangen. Sie warf sich zu den Füßen des Leichnams hin. Bald aber ermannte sie sich und zeigte den ihr eignen mo-

ralischen Heldenmuth. Indem sie laut von Heinrichs großen Vorzügen sprach, wandte sie sich an ihre Söhne mit den Worten: „Theuerste Söhne! prägt es Eurem Herzen tief ein, daß Furcht vor dem Höchsten, der solches zu thun vermag, eine heilige Pflicht ist.“ Schlüßlich sprach sie noch Vieles von der Eitelkeit der irdischen Güter, den Vorzügen wahrer Demuth und ermahnte ihre Söhne beim Anblicke des verblichenen Königs, nicht nach irdischer Ehre zu streben, sondern des Spruchs immer eingedenk zu sein: „Wer sich erhöht, der wird erniedrigt werden, und wer sich erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Nach dem Verlangen des Verstorbenen wurde sein Leichnam in Quedlinburg beigesetzt. Mit wehmuthsvollem Herzen feierte Mathilde jährlich den Tag, an dem sie ihn verloren hatte; es war der 2te Juli (936). Sieben und zwanzig Jahre hatte sie mit ihm in einer glücklichen und gesegneten Ehe gelebt. Sie verlegte — was Heinrich nicht mehr hatte ausführen können — das Kloster Winethusen nach Quedlinburg, erbaute einen prachtvollen Münster auf dem dasigen Berge und dotirte das neue Stift mit reichen Gütern, worunter auch die Stadt Quedlinburg gehörte.

Mathilde hielt sich von nun an meist in diesem neuen Stifte auf. Eine ihrer vorzüglichsten Sorgen ging dahin, durch eine strenge Auswahl der aufzunehmenden Jungfrauen den Ruhm und die Sittenreinheit des Klosters zu sichern. Nur die Töchter von Rittern, Grafen und Fürsten sollten den heiligen Schleier in Quedlinburg empfangen dürfen, weil Mathilde die Erfahrung gemacht zu haben glaubte, daß adelig Geborene und Erzogene am schwersten von der Bahn der Tugend abwichen. Umringt von diesen Jungfrauen brachte sie hier in heiliger Stille ihre Gebete und sich selbst als lebendiges Opfer dem höchsten Gotte dar. So war es der Wille ihres Gemahls gewesen, und so forderte es die Sitte der damaligen Zeit.

Nach dem Willen des verstorbenen Königs war der hochherzige und löwenkühne Otto zum Könige erwählt und durch eine prunkvolle Krönung bestätigt worden. Dies erregte den Neid seines Bruders Heinrich, der sich Rechnung auf die Krone machte, weil er zu einer Zeit geboren war, als der verstorbene König schon auf dem Throne saß, während Otto geboren wurde, als er nur erst noch Herzog von Sachsen war. Es entstand ein gefährlicher Empörungskrieg, in welchem jedoch Heinrich zuletzt unterlag. Er mußte sich in Frankfurt am Main (942) seinem un-

besiegbaren Bruder unterwerfen. Mathildens schöner Sohn kniete hier, blaß und entstellt, vor seinem großmüthigen Bruder nieder und flehte um Gnade. Er erhielt sie, und nach einiger Zeit, auf Bitten seiner frommen Mutter, das Herzogthum Baiern.

Auch als Wittwe setzte Mathilde ihre frommen Uebungen fort. Beten, Arbeiten, Wohlthun war ihre Losung. Von den reichen Einkünften, die sie aus ihren weitläuftigen Gütern bezog, bekamen immer die Armen einen Theil und die Priester den Zehnten. Ihre Wohlthätigkeit ging endlich so weit, daß selbst ihr großherziger und freigebiger Sohn Otto es für recht hielt, sie einzuschränken. Auf den Rath schlechter Menschen, die seine Mutter der Verschwendung bezüchtigten, schickte er Kundschafter aus, welche die Armen anhalten, ihnen die reichen Gaben abnehmen und sie bestrafen sollten. Eine leidenvolle Zeit begann nun für die weichherzige Mathilde. Otto war von ihr vernachlässigt worden und man konnte es ihm verzeihen, wenn er sich gegen sie erhob. Aber auch ihr Liebling Heinrich lehnte sich auf gegen sie und wollte sie zwingen, ihrem reichen Witthum zu entsagen und den Schleier zu nehmen.

Sie ertrug dies Alles geduldig, ohne Jemandem einen Vorwurf zu machen. Wollte man sie trösten, so sagte sie: „daß der König Otto mich verfolgt, ist meine eigene Schuld. Gott aber wird den kennen, welcher mir das Herz meines geliebten Heinrichs entzogen hat. Durch seinen Beistand glaubte ich geschützt zu sein und nun wird der mein Feind, welcher hätte mein Tröster sein sollen. Doch ich will es nicht dulden, daß man etwas Unziemendes von ihm spreche. Ich liebe ihn dennoch unendlich, obwohl er mein Feind ist. Möge ihn nie die göttliche Rache treffen. Gern will ich leiden, wenn nur zwischen ihm und seinem Bruder Eintracht bleibt.“ Als Mathilde nun aber sah, daß die Beleidigungen ihrer Söhne täglich zunahmen, verließ sie ihre Güter und begab sich nach Engern in Westphalen, um ihre Söhne nicht zu ferneren Vergehungen zu reizen und die Strafe Gottes über sie zu bringen.

Otto und Heinrich fühlten bald, wie schwer sie sich an ihrer Mutter vergangen. Der Erstere führte ein so unruhiges Leben und wurde in so viele politische Händel verwickelt, daß man darin eine Strafe Gottes erkennen wollte. Priester und Fürsten kamen zu Otto's frommer Gemahlin Editha*) und baten sie, ihren

*) S. Seite 43.

Gemahl zu ermahnen, daß er seine heilige Mutter auf eine ehrenvolle Weise nach Sachsen zurückführe. Sie that es, überzeugte ihn und die Versöhnung fand statt. Otto reiste seiner ehrwürdigen Mutter entgegen; in ihrer Nähe angekommen, sprang er vom Pferde, ging auf sie zu und fiel auf die Knie. „Bestimmt, welche Strafe ihr wollt, nur schenkt uns Euer Wohlgefallen wieder. Schon haben wir genug gebüßt, was wir gegen Euch verbrochen haben; seitdem ihr Euer Witthum verlassen habt, hat das Unglück nicht aufgehört, uns zu verfolgen.“ Mathildens Augen füllten sich mit Thränen; sie gab ihm den Kuß der Versöhnung und tröstete ihn mit der Versicherung, daß er gewiß Gnade bei Gott finden würde. — Heinrich folgte dem Beispiel seines Bruders bald nach. Von nun an lebte Mathilde in ununterbrochener Eintracht mit ihren Söhnen. Sie setzten sie in ihre Besitzungen wieder ein und unterstützten sie mit Rath und That bei Erbauung von Kirchen und Klöstern.

Otto's Gemahlin Editha starb frühzeitig und der König sah sich veranlaßt, anderweit zu einer Ehe zu schreiten und sich mit Adelheid, der Wittwe des Königs Lothar, zu vermählen, die er erst aus den Händen der Feinde befreien mußte. Bald sah Mathilde sich von neuen Enkeln und Enkelinnen umhüpft. Adelheid gebar ihrem Gemahle zwei Söhne, Heinrich und Bruno, und ein Mädchen Mathilde. Die ehrwürdige Wittwe beschäftigte sich am meisten mit der letztern, die nach dem Willen des Vaters und einem Gelübde ihrer Mutter, dem Stifte zu Quedlinburg schon in ihrer zartesten Jugend übergeben worden war. Man merkte aber auch jetzt noch, wie sehr sie ihren zweiten Sohn Heinrich begünstigte. Ihre Liebe zu Otto's Kindern war bei weitem nicht so stark und lebendig, als die zu denen ihres geliebten Heinrichs.

Dieser aber sollte bald ein Raub des Todes werden. Mit unendlichem Schmerz erfuhr Mathilde die Nachricht von seinem Ableben. Eine tödliche Blässe bedeckte plötzlich ihr Antlitz, ein kalter Schauer durchzitterte ihre Glieder, ihr gesenkter Blick ruhte starr auf dem Gebetbuche. Erst nachdem sie sich wieder etwas gefaßt hatte, brach sie in Thränen aus. Sie verschmähte an diesem Tage jede Nahrung, und die Religion war ihr einziger Trost. Sie rief die Nonnen zur Kirche und ermahnte sie, für den Verstorbenen zu beten und ihn der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen. Niederkniend betete sie laut: „Herr Gott, erbarme

dich über die Seele deines Dieners, welchen du von hier abgerufen hast. Gedenke, daß Freude nur selten, Schmerz und Angst oft sein Theil war." Sie stand auf und ging mit langsamem Schritt zum Grabe ihres geliebten Gemahls, das in der Nähe war. Hier neigte sie das thränenmüde Haupt auf das theure Todesdenkmal und sprach: „O mein Gemahl, um wie viel glücklicher als ich bist du doch, da du einen solchen Schmerz nicht erlebt hast. Du ruhst in Frieden."

Von diesem Tage an hüllte sie sich in schwarze Trauerkleider und hatte für das Weltliche keinen Sinn mehr. Sie theilte ihr Leben zwischen Wohlthun und heiligen Beschäftigungen; ihre Demuth ging so weit, daß sie den Armen, die sie speiste und tränkte, die Füße wusch. Sie vergaß sogar die Thiere nicht, die sie als Geschöpfe ihres guten Gottes betrachtete; sie ließ Brosamen unter die Bäume streuen, damit die Singvögel Nahrung fänden. Mit gleicher Sorgfalt sorgte sie für den Hahn, welcher den Tagesanbruch verkündigt und die Gläubigen zum Dienste Christi ermahnt.

König Otto hatte inzwischen durch seine Tapferkeit und von seinem Glücke unterstützt, alle Unruhen in Deutschland besiegt. Jetzt wollte er einen neuen Zug nach Italien unternehmen, die dort ausgebrochenen Aufstände unterdrücken und den Glanz seines Thrones durch die kaiserliche Krone vermehren. Die Reichsverweserschaft übertrug er seiner allgemein verehrten Mutter und seinem, mit einem vornehmen slavischen Frauenzimmer erzeugten Sohne Wilhelm, der als Erzbischof von Mainz sich allgemeinen Ruhm erworben hatte. Zur Vorsorge ließ er von den Fürsten seinen Sohn Otto wählen und krönen. Während der König sich so in neue Gefahren stürzte, wurde seine, nun schon alte Mutter von Angst und Sorge gequält, daß er ihr ebenfalls durch Unfall entrissen werden möchte. In dieser Zeit der ängstlichen Besorgniß fing sie an, ein Kloster in Nordhausen zu erbauen, welches sich bald, wie auch ihre andern früheren Stiftungen, durch Reichthum, Geburt und Zahl der Geweihten und strenge Zucht auszeichnete. Nordhausen war ihr theuer, weil sie hier ihren Liebling Heinrich geboren hatte. Schon bangte Mathilden, daß sie die Mittel nicht würde aufbringen können, dieses ihr letztes Werk zu vollenden, als der aus Italien zurückkehrende Kaiser ihr erst in Mainz, dann in Nordhausen selbst diese Sorge abnahm. Der Kaiser blieb in Nordhausen sieben Tage bei seiner

alten Mutter. Am Tage seiner Abreise unterhielten sie sich lange und mit bewegtem Herzen mit einander; Mathilde ahnte, daß sie ihren Sohn zum letzten Male sähe. Sie besuchten die Kirche und hörten die Messe. Mathildens Antlitz schien heiter, aber ein tödtlicher Schmerz lag auf ihrem Herzen. Nach der Messe sagte sie: „Mein lieber Sohn, denkt fleissig an das, was ich an diesem Orte Euch empfohlen habe. In dieser lieben Stadt verlebte ich glückliche Tage. Hier schützte mich Gott in der Stunde der Geburt. In ihr gebar ich Euren Bruder Heinrich, den ich zu sehr liebte, weil er den Namen Eures Vaters trug, und Eure Schwester Gerburg. Hier erhörte die heilige Jungfrau mein Flehen in der Stunde der Geburt. Drum legte ich auch den Grund zu diesem Kloster, welches für das Seelenheil Eures Vaters, Eures Bruders und für Euch errichtet wird. Vergeßt deswegen Euer Versprechen nicht. Ich fühle es, dies sind meine letzten Worte, die ich mit Euch spreche."

Mit inniger Rührung schied der Kaiser; mit Thränen und Küssen begleitete ihn Mathilde bis an sein Pferd. In die Kirche zurückgekehrt, küßte Mathilde die Stelle, auf der ihr Sohn während der Messe gestanden hatte. Als der Graf Witigo und einige andere Ritter, die von Otto's Gefolge zurückgeblieben waren, dies bemerkten, verließen sie tiefbewegt den heiligen Ort, um ihrem Kaiser nachzueilen und es ihm zu sagen. Er sprang vom Pferde herab, ging schnell in die Kirche zurück und fand seine alte Mutter noch betend und weinend. Sogleich fiel er ihr zu Füßen und sprach: „Womit können wir Euch diese Thränen vergelten?" Gefaßt sagte sie nach einigen Worten: „Was hilft ein längeres Verweilen, da unsere Trennung nothwendig ist und der Anblick den Schmerz nicht mindert, sondern mehrt. Gehe, der Friede Christi sei mit Dir. Mein Antlitz wirst Du hinfort nicht mehr sehen. Gedenke Deines Versprechens."

Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Ein Jahr des Schmerzes und der Krankheit kam über sie. In Nordhausen war ihre treue und fromme Dienerin Richburg Aebtissin geworden. Als sie diesen Ort zum letztenmale besuchte, ließ sie die Aebtissin zu sich rufen und sagte zu ihr: „Treue vertraute Freundin, ich fühle, daß der Tag meiner Auflösung sich nähert; drum muß ich meine Reise fortsetzen, damit ich nicht hier eine Beute des Todes werde." Als Richburg ihre geliebte Königin nicht entlassen wollte, sondern unter Thränen bat, sie möchte bleiben, und den Ausgang der

Krankheit, oder — sei es Gottes Schickung — ihren Tod hier erwarten, und ihnen so wenigstens die Ueberreste ihres theuren Leichnams als ewiges Denkmal zurücklassen, so sprach sie: „Gerne wollte ich hier begraben werden, denn dann würde die Gnade Otto's und seiner Nachfolger Euch in besonderem Grade werden. Aber ich darf nicht. Mein Herr und Gemahl ruht in Quedlinburg. An seiner Seite muß ich begraben werden und den letzten Tag erwarten."

So schied sie. In Quedlinburg angekommen, verfiel sie in eine heftige Krankheit und wurde von nun an nicht wieder gesund. Fühlend, daß ihr Ende herannahe, ließ sie die Aebtissin Richburg zu sich kommen. Ihre noch übrige Habe theilte sie unter die Klöster und Armen aus. Unter den unzähligen Menschen, die nach Quedlinburg eilten, um die Heilige noch vor ihrem Tode zu sehen, war auch ihr Enkel Wilhelm, Erzbischof von Mainz. Sein Anblick erheiterte die kranke Fürstin zusehends; sie beichtete ihm, erhielt Zusicherung der Vergebung ihrer Sünden und hatte die Beruhigung, daß er in der nahen Kirche für sie, für ihren Gemahl, so wie für alle Gläubigen, eine andächtige Messe sang. Dann sicherte er ihr nochmals die Vergebung ihrer Sünden zu, reichte ihr das Abendmahl und salbte sie mit dem letzten Oele. Drei Tage lang blieb er noch bei ihr, aber der Trost, ihr in der Stunde des Todes nahe zu sein, sollte ihm nicht werden. Als Reichsverweser mit wichtigen Staatsangelegenheiten beschäftigt, schied er von ihr und ließ einen Priester zurück, der ihm von ihrem etwanigen Ableben schleunige Nachricht bringen sollte. Nicht lange war er abgereist, als der Tod seinem schönen thätigen Leben unerwartet ein Ende machte. Boten brachten diese traurige Nachricht nach Quedlinburg; Keiner von Mathildens Dienerschaft wagte es, sie ihr zu hinterbringen, aus Furcht, der Schmerz möchte sie tödten. Tiefbetrübt standen sie um ihr Lager und flüsterten sich unter einander zu. „Was murmelt Ihr unter einander?" sprach plötzlich Mathilde: „warum wollt Ihr mir die traurige Botschaft verhehlen? Ich weiß und fühle es, daß Wilhelm gestorben und das Maß meiner Leiden voll ist." Dann befahl sie, die Glocken zu läuten und die Armen mit Almosen zu versehen; beides zum Heil ihres heimgegangenen Wilhelm. Nach dieser erschütternden Begebenheit lebte sie nur noch zehn Tage.

An ihrem Todestage ließ sie Alle zu sich, die sie sehen wollten, ermahnte und segnete sie und sprach die rührendsten Worte.

Dann nahm sie nochmals das Sakrament und ließ eine feierliche Messe lesen. Unter dem Gesange der Psalmen und Ablesung evangelischer Abschnitte erwartete sie schweigend und mit gefalteten Händen den Tod. Ihre Augen waren zum Himmel gerichtet. Als die neunte Stunde sich nahte, ließ sie eine grobe Decke auf den Boden ausbreiten und befahl ihren kranken Körper darauf zu legen. Sie selbst bestreute ihr Haupt mit Asche. „Der Christ muß in Staub und Asche sterben," waren ihre letzten Worte. Nur in dem andächtigen Kreuzesschlagen ihrer müden Hand erkannte man, daß sie noch lebe. Sie starb, als ihr Sohn Otto sich zum drittenmal in Italien aufhielt, am 16. März 968 im Alter von etwa 70 Jahren. Die Servatiuskirche zu Quedlinburg bewahrt den Leichnam der edlen Frau; sie ruht an der Seite des Königs Heinrich. Ihre Tochter Gerburg, Königin von Frankreich, sandte ein mit Gold durchwebtes Gewand, in welchem man sie beerdigte.

Lange lebte Mathilde im Gedächtniß des deutschen Volks, zu dessen sittlicher Veredlung sie so Vieles beigetragen hatte. Wo der Name des guten Königs Heinrich dankbar und liebend genannt wurde, da vergaß man auch den ihrigen nicht. Ihr Andenken wurde mit Wundern verklärt. Gleich nach ihrem Tode wollte ein Einsiedler gesehen haben, wie ein Chor von Engeln die Seelen der Königin und des damals ebenfalls verstorbenen heiligen Bernhard mit unaussprechlicher Glorie gen Himmel getragen habe. Man erinnerte sich an Aussprüche, die Mathilde gethan hatte, und fand Prophezeihungen in ihnen, die wunderbar erfüllt worden waren. Andere Begebenheiten ihres Lebens stellte man in ein wunderbares Licht. Einst sollte sie zu Quedlinburg, als sie eben den Jahrestag ihres verstorbenen Gemahls feierte, umringt von Armen, dieselben, wegen ihrer ungeheuren Anzahl, theils auf den Gipfel des Berges, theils im Thale sich haben lagern lassen; dann aber, als sie die im Thale Sitzenden ohne Nahrung sah, ein Brot ergriffen, es mit einem Kreuze bezeichnet und vom Gipfel herab in das Thal geworfen haben. Dieses Brot soll, obwohl es über Steine und Felsen rollen mußte, den Armen, welchen sie es bestimmt, unversehrt zugekommen sein. Ein andermal soll sie von der Aebtissin Richburg ein zum heiligen Gebrauch bestimmtes Gefäß verlangt haben, welches kurz zuvor durch Unvorsichtigkeit verloren gegangen war. Auf die Antwort, daß es gestohlen worden sei, soll sie ein zahmes

Reh, welches im Kloster unterhalten wurde, im Namen Christi beschworen haben, das Gefäß wieder herauszugeben, und es auch wirklich, zum Erstaunen Aller, von demselben erhalten haben.

13.

Albrecht von der Schulenburg.

(Aus der Vorzeit von Salzwedel.)

Kaiser Heinrich I. war im Jahre 926 bis nach Brandenburg vorgedrungen und hatte sich den dortigen Beherrscher der Wenden tributpflichtig gemacht (S. 10). Um einige Bürgschaft für die Sicherheit dieses Verhältnisses und die Dauer der Ruhe zu haben, setzte er am linken Ufer der Elbe in der Altmark (Nordmark oder wendischen Mark) einen Mark- oder Grenz-Grafen, welcher später den Titel eines Markgrafen von Salzwedel (Soltwedel) führte. Der letzte Markgraf von Salzwedel wurde der erste Markgraf von Brandenburg, und darum knüpft sich an die Vorzeit des erstern Orts manche merkwürdige Erinnerung.

Salzwedel existirte schon zur Zeit der Wenden unter dem Namen Losdy; der jetzige Name der Stadt wird von den (zur Zeit nicht benutzten dasigen) Salzquellen und der salpetrigen Beschaffenheit des Wassers und der Erde in der Umgegend hergeleitet, wovon auch das dortige Bier den Namen Salzmann (Soltmann) erhalten haben soll. Das Losdy der Wenden soll jedoch nicht die heutige Stadt Salzwedel, sondern das eine Meile davon liegende heutige Dorf Alten-Salzwedel sein. Man findet hier nicht allein ein Gemäuer, das man für den Ueberrest einer alten Burg hält, sondern auch einen sogenannten Thiergarten und ein Hochgericht.

Im Jahre 1112 wurde Salzwedel von Heinrich V., im J. 1131 von Lothar belagert; dreissig Jahre später wird es zuerst eine Stadt genannt. Es beschränkte sich damals auf die jetzige Altstadt, die um die Burg herum nach und nach entstanden sein mochte. Von dieser Burg, dem frühesten und ältesten Gebäude der Altstadt, ist jetzt nur noch ein Thurm vorhanden. Seit 1736 der Spitze beraubt, zeichnet er sich durch seinen Umfang und seine Festigkeit aus, indem er aus einer 12 Fuß dicken Mauer besteht.

Die Neustadt wurde im Jahre 1247 von den beiden Markgrafen Johann und Otto angelegt und mit vielen Freiheiten begnadigt. Sie waren in Salzwedel von ihrer Mutter Mathild erzogen, hatten hier ihre Jugendjahre verlebt, regierten zuletzt gemeinschaftlich auf der Burg und gewannen den Ort sehr lieb. Darum wünschten sie ihn zu vergrößern und übertrugen die Anlegung der Neustadt den Edelleuten Helwig von Malsdorf, einem gewissen Bernhard und den Herren von Krakau, die dafür die gewöhnlichen Vortheile aus den Stadteinkünften genossen. Der sogenannte Lohteich wurde 1364 unter Ludwig dem Römer aufgebaut.

Die Neustadt erhielt eine für sich bestehende Obrigkeit, aber einen mit der Altstadt gemeinschaftlichen Richter. Das Wappen war im Altstädter Rathssiegel ein halber Adler mit einem in die Höhe gerichteten Schlüssel; im Neustädter Siegel ein ausgebreiteter Adler, welcher auf jedem Flügel einen Helm trägt. Zwischen dem nach der Rechten gewendeten Kopfe und dem Helm auf dem rechten Flügel ist ein kleiner Stein; unter den Klauen aber finden sich zwei liegende Schlüssel. Beide Siegel wurden, wie beide Stadt-Räthe, in Folge der Unruhen wegen der Bierziese (1488) vereinigt.

Die ehemaligen Wälle der Stadt sind abgetragen und in Gärten und Leinwandbleichen verwandelt, oder zur Anlegung von Gebäuden benutzt. Von den alten Warten sind nur noch spärliche Ueberreste vorhanden. Ein bemerkenswerthes Alterthum ist der steinerne Thurm am Altperwer Thore. Die Sage geht, daß ehedem in diesem Thurme eine sogenannte spanische Jungfer gewesen, welche ihre Todesopfer in tausend Stücke zerschnitten habe. Auswärts am Thurme sieht man eine Menge Wappen und dreimal über einander große eiserne Haken, deren Gebrauch und Bestimmung Niemand anzugeben vermag. Es sollen Wollsäcke daran aufgehangen worden sein, um die Wirkung des auf den Thurm gerichteten feindlichen Geschützes zu lähmen. In der Tiefe des Thurms befindet sich Wasser.

Indem wir uns vorbehalten, später noch einzelne Merkwürdigkeiten aus der Geschichte von Salzwedel nachzuholen, schließen wir hier mit dem Brudermorde, als dessen Opfer am 12. Nov. 1583 Albrecht von der Schulenburg, Landeshauptmann und Besitzer der Propstei in Salzwedel fiel.

Bernhard, ein jüngerer Bruder des Landeshauptmanns,

hatte in Salzwedel (wie man sagt in dem Schulenburgschen Hause in der Schindel-Straße) seine Vermählung gefeiert und sich dabei in hitzigen Getränken übernommen. Er lärmte und zankte fast den ganzen Tag mit seinen anwesenden Brüdern und Schwägern. Abends zwischen 5 und 6 Uhr legte er sich endlich mit dem Kopfe auf die Tafel, um der Ruhe zu pflegen. Der Landeshauptmann, sonst ein guter und friedfertiger Mann, der eben vor diesem Tische saß und das Unanständige abwenden wollte, sagte zu ihm: „Bruder! du bist voll; gehe schlafen, oder, willst du nicht weichen, so müssen wir Andern gehen.“ Damit machte er eine Bewegung, um vom Tische aufzustehen. Dies aber wollte Bernhard nicht zugeben, und während beide Brüder, doch ohne allen Zank, mit einander rangen, geschah es, daß Albrecht mit einem Dolch einen Stoß in die linke Brust erhielt. Er erschrak nicht wenig, verbarg aber die Schmerzen und ging mit blutender Wunde über die Straße nach der nahe gelegenen Probstei. Hier legte er sich zu Bette, aber man fand, daß die Wunde tödtlich sei. Einige Frauen, die um das Bett standen, wollten die Sache dadurch bemänteln, daß sie sagten, der Landeshauptmann sei durch einen unglücklichen Fall verwundet; aber der Kranke erhob seine Stimme und sagte dreimal ganz deutlich: „Bernd hat mich also gestochen!“ Wehmuthsvoll setzte er hinzu: „Bernd, Bernd! Du thust übel an mir und meinen Kindern!“

In der Nacht ließ er den Superintendenten Cunow zu sich bitten, um sich zum Tode vorzubereiten. Er erklärte, daß er seinem Mörder gern vergebe, und zum Abschiede von der Welt bereit sei. „Mein liebes Weib!“ sagte er zu seiner Ehegenossin, als diese in Thränen zerfloß: „gern wollte ich länger bei Dir bleiben, wenn es Gottes Wille wäre; weil es aber nicht sein kann, so gieb Dich zufrieden. Du wirst mir bald folgen.“ Die betrübte Gattin wollte ihm eine bessere Lage verschaffen, aber er sagte: „Laß mich liegen! Ich will bald an den Ort kommen, wo ich fein sanft ruhen werde.“ Man bestrich ihn mit stärkendem Wasser, aber er wehrte es ab. „Ach!“ sagte er, „haltet mich ja nicht auf, denn ich bin bereit, wenn der Herr kommt, in Frieden zu scheiden.“ Nachdem er noch das Abendmahl empfangen, verschied er mit den Worten: „Herr Jesu! in deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Bernhard hatte während der ersten Hälfte dieser Vorgänge seinen Rausch ruhig verschlafen. Als er jetzt erfuhr, was er

gemacht, wollte er, von den verschiedenartigsten Empfindungen bestürmt, zu seinem sterbenden Bruder eilen, auf Andringen seiner Freunde ergriff er jedoch die Flucht. Er entschädigte später die Familie des Ermordeten und mußte die Altmark meiden.

Es ziehen Weh und Elend auf der Erde,
Oft winken sie mit lächelnder Geberde;
Doch immer führen uns der Thorheit Scherze
Zum bittern Schmerze.

14.

Die schnellen Maurer.

(Aus der Vorzeit von Gardelegen.)

Gardelegen ist dem Range und der Größe nach, die dritte Stadt in der Altmark. Ihr ehemaliger Flor war außerordentlich. Die alten geräumigen Häuser, mit ihren Kellern und Brauerei-Apparaten, lassen in ihrer Art Alles, was man nur in einer solchen Stadt finden kann, hinter sich zurück. Die Garlei war in der ganzen Welt berühmt und fast täglich gingen hundert und mehrere Frachtwagen mit diesem Lieblingsgetränk in fremde Länder. In der Altmark und in den benachbarten Provinzen konnte keine Hochzeit, kein Gelag ausgerichtet werden, wenn man kein Garlei hatte, und so wie man sonst den Becher mit Epheu bekränzt, so umwand man ihn damals mit Gardelegenschen Hopfenranken. Peter der Große, welcher durch die Stadt reiste, gestand, nirgend ein so wohlschmeckendes Getränk gefunden zu haben. Dieses Bier machte die Stadt reich. Es gab damals 250 Brauhäuser in der Stadt.

Die eiserne Schnibbe, oder die Burg Gardelegen wurde wahrscheinlich schon von den Sachsen gegen die Wenden angelegt. Ihre starken Mauern und Thürme sind jetzt abgetragen, und zum Theil wie Felsenstücke zersprengt worden, um andern Gebäuden Platz zu machen. Der alte Thurm war 36 Ellen hoch, hatte 56 Ellen im Umfange und seine Mauern waren 12 Werkschuhe dick.

Am Ende der Burgstraße, meldet die Sage, nach der Schnibbe hin, war einst ein Stadtthor, dessen sich die von Alvensleben, Besitzer der Burg, fast ausschließlich bedienten, weil sie auch die

Gerichtsbarkeit über die Burgstraße hatten. Mit dem Magistrat entstanden darüber häufige Zwistigkeiten, die sich in Güte nicht beilegen ließen und mit Gewalt nicht zu beseitigen waren. Herr von Alvensleben und der Magistrat kamen daher bei einem frohen Mahle überein, die Sache durch einen Vergleich abzumachen. Der Magistrat sollte während der Zeit, daß der Graf v. Alvensleben um die Stadt jagte, das Thor zumauern lassen; könnte er dies, so sollte dasselbe auf ewig verschlossen bleiben. Der Magistrat gewann die Wette, denn die Maurer waren damals eiliger als heut und der von Alvensleben stürzte nahe vor erreichtem Ziele mit dem Pferde.

15.

Der magische Ring.

(Aus der Vorzeit von Calbe an der Milde.)

Der Marktflecken Calbe liegt in einer der angesehensten und fruchtbarsten Gegenden der Altmark. Das einst so berühmte feste Schloß Calbe ist gänzlich ein Raub der Alles zerstörenden Zeit geworden. Es lag auf einer Insel, wo jetzt nur einige arme Tagelöhner-Wohnungen zu finden sind.

Calbe hat eine Sage von einem magischen Ringe, der eine geraume Zeit auf dem adligen Schlosse oder in der Kirche aufbewahrt worden sein soll. Eine Frau v. Alvensleben, heißt es, wurde in der Nacht bei verschlossenen Thüren von einem ihr gänzlich unbekannten Mädchen, das eine Laterne in der Hand trug, geweckt und inständigst gebeten, ihrer Frau, die so eben ihre Niederkunft erwarte, Beistand zu leisten. Frau v. Alvensleben weigerte sich zwar anfänglich, ließ sich aber doch zuletzt bewegen, einer Person ihres Geschlechts in einem so entscheidenden Momente freundschaftlich an die Hand zu gehen. Wie sie mit der Magd unterwegs war, gab ihr diese den Rath, ja nichts zu essen und zu trinken und auch nicht das geringste von dem anzunehmen, was man ihr anbieten würde. Sie kam endlich an einen Ort, den sie gar nicht recht zu beschreiben wußte, fand daselbst eine Frau, die so eben ihre Niederkunft erwartete, leistete ihr diejenige Hülfe, die in ihren Kräften stand und wurde auf die nämliche Art von der Magd wieder in ihr Zimmer gebracht.

Die ganze Expedition dauerte kaum eine Stunde. Einige Zeit hierauf, auch um Mitternacht, kam das nämliche Mädchen wieder, trug zwei übereinander gesetzte Schüsseln, richtete viele Komplimente von ihrer Herrschaft aus und überreichte der Frau v. Alvensleben einen goldenen Ring, der in der untersten Schüssel lag, mit der Versicherung, daß von der sorgfältigsten Aufbewahrung dieses magischen Kleinods das Glück der Familie Alvensleben aus dem Hause Calbe, abhange; käme er weg oder würde er getheilt, so würde dies unfehlbar den Untergang derjenigen Linie nach sich ziehen, die den Ring aus der Hand gegeben hätte.

So viel ist gewiß, daß bei der Familie ein Ring aufbewahrt wurde, dem man vielleicht solche Kräfte zutraute; denn als späterhin zwei Brüder die Güter unter sich theilten, konnten sie sich um den Ring gar nicht vergleichen, und es heißt, er sei, jener Warnung ungeachtet, getheilt worden.

16.

Die verwünschte Laus.

(Aus der Vorzeit von Bismark.)

Der Flecken Bismark in der Altmark war in katholischen Zeiten ein berühmter Wallfahrtsort. Im Jahre 1350 fiel daselbst ein Kreuz vom Himmel, welches Wunder that. Der Zulauf von andächtigen oder preßhaften Menschen war so groß, und der Eifer, diesem heiligen Kreuze seine Opfer zu bringen so schwärmerisch, daß es mehr zerdrückte, zerquetschte und zerprügelte Pilgrimme gab, als das Kreuz zu heilen vermochte. Die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg, denen dadurch die Einkünfte des Wunderbluts zu Belitz und Wilsnack geschmälert wurden, brachten endlich den Ruf des Kreuzes herunter.

Die Kirche, wohin man wallfahrtete, war der Jungfrau Maria, unter dem glänzenden Zunamen Himmelskönigin gewidmet. Die Straße, welche von dem Flecken dahin führte, hieß der heilige Weg, weil die Pilger ihn wandelten, oder auf ihm mit den Knieen rutschten, oder auf allen Vieren krochen. Jetzt nennt man die Ruinen dieser Kirche die verwünschte Laus. Man sagt, die Kirchendiener hätten hier an einer Kette eine große Laus in Verwahrung gehabt, die täglich ein Pfund Fleisch

zur Nahrung bedurfte. Der gemeine Mann glaubte daran und ermangelte nicht, diesem Götzen allerhand Fleischwaaren darzubringen, die denn auch von der Behörde getreulich verzehrt wurden. Dem freigebigen Gläubigen zeigte man dafür dieses Wunderthier durch ein Loch, das nur eben die gehörige Kopfweite hatte und gab ihm dabei einen tüchtigen Preller vor denjenigen Theil des Leibes, der zu jeder Zeit ein Gegenstand der Possenreißerei gewesen ist.

17.

Die Irmen-Säule.

(Aus der Vorzeit von Stadtberg.)

Um die Zeit Karls des Großen herrschte auf der Halbinsel Jütland ein Vetter des Dänenkönigs Godrick, Namens Clodoald, als Statthalter. In früheren Zeiten ein glücklicher Mann, geliebt von seinem Könige, seinen Unterthanen und seiner Familie, zerstörte ein Sieg, den er über die ins Land eingefallenen Normannen erfocht, mit einem Schlage sein Glück und seine Zufriedenheit; denn um sich zu rächen, entführten ihm die Feinde seine beiden Kinder, Clodoald, einen Knaben von zehn und Hildegardis, ein Mädchen von acht Jahren, mit List.

Untröstlich über diesen Verlust, rüstete der unglückliche Vater Schiffe und Heere aus, um die Verlornen wieder zu gewinnen; er schickte Boten und Gesandte in alle Weltgegenden, in alle Länder. Aber Jahre verschwanden, von den Boten kam einer nach dem andern zurück, ohne eine Spur der Geraubten zu entdecken.

Vierzehn Jahre waren nicht im Stande gewesen, den Gram des Vaters zu verlöschen, oder zu vermindern. Auch der letzte Bote war ohne Trost zurückgekehrt, als der Greis sich entschloß, selbst die gefahrvolle Reise anzutreten und seine Kinder aufzusuchen. Mit seinem, nach dem Raube derselben ihm noch nachgebornen Knaben Hyazinth machte er sich auf den Weg, durchstrich alle Länder, fragte und forschte überall nach den Geraubten und bekam nirgends Bescheid und fand nirgends eine Spur von ihnen. Da erkannte er in Demuth den Willen der Götter, ihm sein Liebstes nicht zurückgeben zu wollen. Den höhern Willen

ehrend, wenn gleich mit zerrissenem Herzen, machte er sich auf den Rückweg nach Jütland.

Sein Weg führte ihn durch das Land Westphalen, wo er bei einem theuern Verwandten einkehrte, um sich einige Tage auszuruhen und zu dem Ende seiner Reise zu stärken. Der Verwandte nahm ihn mit auf eine große Jagd, die er in den ungeheuren Forsten der Gegend veranstaltet hatte. Auf dieser verirrte sich Clodoald in der Hitze des Verfolgens, und gerieth in einen unermeßlichen undurchdringlichen Wald, von dem er kein Ende und keine Grenzen erspähen konnte. Allein er achtete nicht hierauf; von der Jagdlust fortgerissen und allein von seinem Sohne Hyazinth begleitet, drang er immer tiefer in das Dickicht des Waldes, bis er auf einen ungeheuren Eber stieß.

Es war der heilige Hain der Westphalen, in welchen Clodoald gerathen war; der Hain, in welchem die Altäre ihrer vornehmsten Gottheiten und die Sitze ihrer obersten Priester und Priesterinnen waren. Der Eber, dessen Fährte er verfolgte, war der geheiligte Eber des Hains, das Schlachtbild der Deutschen. Der unglückliche Clodoald wußte dies nicht; hitziger verfolgte er das gewaltige Thier, holte es ein, bestand einen schweren Kampf mit ihm und erlegte es.

Aber wie das Thier seinen Geist aushauchte, da brüllte es fürchterlich, daß der ganze Wald erbebte, und alle Thiere des Waldes brüllten mit ihm und der Tag wurde zur Nacht und ein furchtbares Unwetter erschütterte den weiten unendlichen Forst. Menschenstimmen mischten sich darein und schrien und wehklagten fürchterlicher, als Thiere und Elemente, und der entsetzliche Ruf nach Rache durchschallte den Wald und hallte tausendfach von allen Seiten wieder. Entsetzt schmiegte der Knabe Hyazinth sich an den Vater und suchte Hülfe gegen diese Schrecken; allein der Greis stand selbst schwankend und zitternd, denn alle Kraft der Sehnen und Muskeln fühlte er plötzlich aus seinem Körper entweichen, und seine Augen waren mit ewiger undurchdringlicher Nacht bedeckt. Das Rachegeschrei kam indeß immer näher und näher und füllte schauerlicher den Wald, und in wenigen Minuten waren der Greis und der Knabe von einem Haufen Priester und Krieger umringt, deren Augen Wuth, Rache und Mordgier sprüheten. Von neuem wehklagten sie, zerrissen ihre Kleider, zerrauften ihre Haare und zerschlugen ihre Waffen, als sie den heiligen Eber starr und in seinem Blute schwimmen sahen. Dann fluch-

ten sie dem Frevler, der dieses gethan und unter Androhung der entsetzlichsten Martern ergriffen sie Clodoald und seinen Sohn.

Um jene Zeit hatte Karl der Große seinen ersten Bekehrungskrieg gegen die Sachsen unternommen. Ehe er nämlich sein großes Reich gründen konnte, mußte er die den Franken feindlich gesinnten heidnischen Nachbarn überwinden. Sie zum Christenthum zu bringen, dazu hielt er sich durch sein Gewissen verpflichtet. Unter ihnen waren die Sachsen die hartnäckigsten und gefährlichsten. Unbekannt mit fremden Sitten und Gesetzen, eingedenk der Thaten ihrer Väter, und widerstrebend aller Herrschaft und Gewalt, lebten sie noch zwischen der Lahn und der Elbe nach ihren alten Religions- und Landesgebräuchen in gänzlicher Unabhängigkeit. Zwar hatten Pipin und Carl Martel schon die Gewalt ihrer Waffen, die Heiligen Ewald und Suibert ihre geistliche Beredsamkeit an ihnen versucht, sie jedoch nicht zur Unterwürfigkeit bringen können. Karl der Große glaubte daher sie entweder durch Schrecken- oder Waffenmacht seinem Reiche einverleiben zu müssen, wenn dieses als ein Ganzes bestehen sollte. Demzufolge schickte er Abgesandte und Missionäre unter dieselben und verlangte von ihnen Vereinigung mit dem fränkischen Volke und Bekehrung zum christlichen Glauben. Die Sachsen aber, welche schon seinen Vätern den Tribut versagt hatten, wiesen jeden Antrag zurück, sobald es sich darin um Unterwürfigkeit und Religions-Veränderung handelte. Als die Gesandten merkten, daß dieses hartnäckige Volk weder durch Ueberredung noch durch Drohungen zu bekehren sei, kehrten sie zurück und statteten dem Könige über ihre fruchtlose Sendung Bericht ab. Dieser berief im Jahre 772 den Heerbann auf dem Wormsfelde zusammen und forderte dessen Beistimmung zur Zähmung der widerspenstigen Sachsen. Sein Antrag erhielt den allgemeinen Beifall der versammelten Herzoge, Fürsten, Grafen und des ganzen Volks; die Haufen schlugen ihre Schilder zusammen und der Krieg wurde beschlossen.

Die sächsischen Fürsten, von der ihnen drohenden Gefahr unterrichtet, blieben nicht müssig; Albion versammelte seine Ostphalen, Wittekind seine Westphalen und Bruno die Engern und es bedurfte keiner großen Beredsamkeit, um diese Völker zum Kriege zu entflammen. Die Priester und ihre Orakel verkündeten schwere Beleidigung der Götter und entsetzliches Unheil der Völker; was Waffen tragen konnte, versammelte sich in

dem heiligen Haine, am Altar der Irmensäule *) und brannte vor Begier, den Göttern zahlreiche blutige Opfer zu bringen.

Unter die Menge dieser Priester und Krieger war Clodoald mit seinem Knaben gerathen. Natürlich, daß ihr Wehklagen in laute Freude überging: „man schlachte sie als Opfer des erzürnten Gottes!“ riefen die Priester; Knechte schlugen die Unglücklichen in Fesseln und schleppten sie an den Altar Irmins. Lange bat und flehte der Greis umsonst, stellte sein Alter und die Jugend seines Sohnes vor und berief sich auf seine Verwandschaft mit dem Könige Godrik und mit dem Herzoge Wittekind, seinem Vetter. Erst nach geraumer Zeit wurde die Wuth der Priester so weit beruhigt, daß sie der Ueberlegung fähig waren und zur Berathschlagung unter sich zusammentraten. Dann verkündigten sie dem Greise, der, von den Göttern mit plötzlicher Blindheit gestraft, kein untadliches Opfer mehr sein konnte, seine Freiheit; der Knabe Hyazinth dagegen war zum Opfer für die beleidigte Gottheit ausersehen. Vergebens flehte der elende Greis, vergebens bat er, ihn selbst, statt des unschuldigen Knaben zu opfern; umsonst füllten sich seine erloschenen Augen mit Thränen, der Wald mit seinen Wehklagen. Unter wilden Gesängen zogen die Heiden mit dem Kinde fort und ließen den Greis allein in dem dunklen Walde.

Lange noch irrte er hier einsam umher und weinte und wehklagte; umsonst forderte er von den Göttern sein Kind zurück. Da begegneten ihm zwei fremde Ritter, die des Weges zogen; von seinem Jammer gerührt, fragten sie ihn um die Ursache desselben, und schnell, als sie diese erfahren, gaben sie den Entschluß zu erkennen, den Knaben zu befreien und ihn in die Arme seines Vaters zurückzuliefern.

In der Frühe des andern Morgens wurde der Knabe Hyazinth aus den Wohnungen der Priester zum blutigen Opferaltar geführt. Er war festlich geschmückt mit weiten glänzenden Kleidern, eine goldene Binde umgab seine bleiche Stirn, frische Blumen hingen in sein blasses Gesicht. Haufen von Priestern führten ihn in ihrer Mitte und sangen Lieder zum Lobe der

*) Die Deutung dieser ungeheuren Bildsäule, zu deren Vernichtung drei Tage nöthig gewesen sein sollen, ist mannigfach: anfangs soll sie dem Römerbezwinger Armin gegolten und später göttliche Verehrung erfahren haben. Vielleicht auch war sie das Bild des deutschen Kriegsgottes Wodan, da der Name Herrmann oder Irmin überhaupt einen Kriegsgott bedeutete.

Götter. Schon nahten sie sich dem furchtbaren Altare; schon sah der Knabe auf hoher Säule den kolossalen Gott mit Helm und Rüstung, in der rechten Hand die wehende Fahne, in der linken den gewaltigen Speer; schon erblickte er zu den Füßen desselben seine Henker, Mordlust in allen Zügen, das Mordbeil hoch emporschwingend. Wilder wurden die Gesänge der Priester, als sie sich dem Gotte nahten; das Herz des Knaben schlug ängstlicher und lauter. Da stürzten auf hohen Rossen, mit geschwungenen Schwertern, zwei Ritter in den feierlichen Zug und verlangten mit lauter befehlender Stimme die Herausgabe des zum Opfer bestimmten Knaben. Die Priester erhoben ein furchtbares Geschrei um Hülfe, von allen Seiten stürzten Gewaffnete herbei; doch die Schwerter der Ritter fallen zerschmetternd und vernichtend, zerstreuen die Haufen der Götzendiener, brechen sich überall blutige Bahn und dringen siegend in die Nähe des gefesselten Knaben. In dichtern Reihen und engern Kreisen drängten sich dagegen die Priester um ihr Opfer und suchten es schnell zu ersticken, bevor die freche Hand der Fremdlinge es ihnen entreiße. Indem die Ritter dies sahen, ließen sie vom Kampfe ab und suchten durch Bitten das unglückliche Opfer zu retten. Sie erboten sich, dafür mit den wilden Thieren, den Bären, Wölfen und Löwen zu kämpfen, die den Gott bewachten. Ihr Erbieten wurde angenommen und die Ungethüme fielen brüllend unter den Schwertern der Ritter. Aber anstatt den Knaben freizulassen, erneuerten die Priester ihr wildes Geschrei und wehklagten über die Beleidigungen, die man ihren Göttern zugefügt. Von allen Seiten stürzten die Kriegerhaufen zu blutiger Rache herbei: die Ritter wurden von der Macht der Andringenden fast erdrückt, ihre Rosse sanken todt unter ihren Leibern dahin; erschöpft bis zur Ohnmacht mußten sie es dulden, daß auch sie in Fesseln geschlagen wurden.

Lautes Freudengeschrei tönte jetzt durch den Wald: jauchzend schleppte man den Knaben und die beiden Ritter zum Altare, um ihn der beleidigten Gottheit zu opfern. Da trat hinter einer heiligen Eiche die Oberpriesterin des Gottes hervor; majestätisch und ernst, eine hohe Gestalt, angethan mit weißen wallenden Kleidern, das Antlitz mit dichtem Schleier bedeckt, schaute sie über den empörten Haufen und kein Laut wurde mehr gehört und keine Gestalt bewegte sich mehr.

Endlich unterbrach der erste Priester die feierliche Stille.

Hervortretend aus der Masse sprach er mit Demuth: „Heilige Jungfrau, Du siehst hier drei Opfer, die wir bringen dem beleidigten Gotte zur Sühne. Befiehl, daß sie geschlachtet werden, damit ihr Blut dem Ewigen angenehm sei und sie unsern Waffen Sieg verleihen mögen."

Eine lange Pause entstand. Das Auge der Jungfrau weilte lange auf den unglücklichen Schlachtopfern, die verschiedenartigsten Empfindungen schienen in ihr zu kämpfen. Endlich, zur Versammlung gerichtet, sprach sie mit fester ruhiger Stimme: „Der Opferplatz ist entheiligt durch frechen wilden Kampf! Heute darf den Göttern kein Blut hier fließen! Kehret morgen zurück. Wenn der Mond heute Nacht seinen höchsten Punkt erreicht hat, werde ich den Willen der Götter erforschen und morgen ihn Euch verkünden! Entfernt Euch jetzt, damit die Stätte von den heutigen Gräueln gereinigt werden möge."

Ehrerbietig wollte die Menge dem Befehle der den Göttern geheiligten Jungfrau gehorchen. Aber der Oberpriester litt es nicht. Er hatte das Erbleichen der Priesterin bemerkt und seine tückische Seele ahnte Verrath, „Jungfrau!" sprach er hastig, aber ohne die Ehrfurcht zu vergessen, die er der Oberpriesterin schuldig war: „ es sind schon größere Greuel hier verübt worden, und doch floß Blut den Göttern und es war ihnen angenehm!"

Eine kurze Pause entstand. Wie verlegen, hatte die Priesterin das dunkle Auge zur Erde gesenkt, schnell aber erhob sie es wieder. „Verwegner!" rief sie zürnend: „mögen die Götter ein Zeichen geben, um ihren Willen zu verkünden."

Die Worte waren kaum ihren Lippen entflohen, als ein fernes dumpfes Getöse sich im Walde erhob, das immer näher kam und immer lauter und verwirrter wurde. Tausend aus der Ferne herandringende Stimmen riefen: fliehet! fliehet! und die Nähe des Altars füllte sich mit bleichen Gesichtern. Die Priester, von unheimlicher Furcht bewältigt, rafften die Heiligthümer und Kostbarkeiten zusammen und flüchteten damit in die nahe Eresburg, die Haupt-Veste der Westphalen. Auch die Gefangenen wurden nicht vergessen; man schleppte sie fort und warf sie in die Gefängnisse der Burg, um bei der ersten Gelegenheit ihr grausames Schicksal an ihnen zu vollziehen.

Es war das gewaltige Heer des großen Karl, welches siegreich bis zur Diemel gekommen war und jetzt den heiligen Wald

überschwemmte. Alles hatte sich seinem siegreichen Panier unterwerfen müssen: hier an der Diemel fand er zuerst einen kräftigen Widerstand, der zugleich mit andern Unfällen verbunden war. In den undurchdringlichen Urwäldern Westphalens fand das Heer keine Lebensmittel; Hunger und Durst übten ihre tödtende Gewalt an den Kriegern, die grade hier der meisten Kräfte bedurften, um sich aus dem Dickicht der Wälder heraus zu finden. So kamen sie in den heiligen Wald, erschöpft vor Hunger, noch mehr aber vor brennendem Durste. Als sie das Ungethüm der Irmensäule auf hoher Säule vor sich erblickten, da erwachte troß der Erschöpfung und Ermattuug, noch einmal ihr alter Muth. Herunter mit dem Götzen! rief der große fromme Kaiser und tausend Hände und tausend Waffen waren in Bewegung. Zerschmettert, mit weithin durch den Wald schallendem Getöse stürzte der Gott von seinem Gestelle, flog der Altar auseinander.

Und siehe! in demselben Augenblick öffnete mit fröhlichem Gemurmel sich ein reicher Quell und strömte sein klares Wasser dem erstaunten Kaiser entgegen. Es war der Bullerborn, den die Priester, um das Volk durch eine vorgespiegelten Zorn destomehr zu entflammen, durch einen im Altar der Irmensäule angebrachte Vorrichtung zurückgedrängt hatten. Der fromme Karl aber glaubte ein Wunder zu sehen und fiel auf die Knie und dankte Gott, während das Heer jauchzte und an der köstlichen Gabe des Himmels sich erquickte.

Während sie nun sich freuten und labten, wankte mühsam ein blinder Greis herbei. „O gebt mir mein Kind wieder!" rief er mit jammernder Stimme: „gebt mir meinen Knaben zurück!" Die Stimme des Greises schnitt durch die Herzen Aller; der Kaiser, als er seine Schicksale vernommen, schwur, ihm sein Kind zurückzugeben.

Bald darauf meldeten dem Kaiser seine Kundschafter, daß das Heer der Sachsen, ihre Vornehmen und Heerführer und Priester sich in die Veste Eresburg geworfen hätten, um hier jedem Angriffe zu trotzen. Schnell ließ Karl seine Krieger gegen diese Veste aufbrechen und sie stürmen. Nach einem langen blutigen Kampfe hatten die Christen über die blinde Verzweiflung der Heiden gesiegt; die Veste wurde gewonnen und die am Leben gebliebenen Sachsen mußten sich unterwerfen.

Der Kaiser ließ alsbald die Gefängnisse der Eresburg untersuchen und Hyazinth und die beiden Ritter, die ihn hatten be-

freien wollen, (Faustinus und Ischyrion mit Namen), wurden gefunden und hervorgezogen; mit ihnen die Oberpriesterin, welche von unerklärlichem Mitleid für die gefangenen Jünglinge sich hatte hinreißen lassen, einen Versuch zur Befreiung derselben zu machen. Verrathen von einer Priesterin, warf man auch sie ins Gefängniß und hielt sie in strenger Haft.

Thränen der Wehmuth und Freude entstürzten den blinden Augen des Greises, und den frommen des Knaben, als sie sich wieder umarmten und an die treuen Herzen drücken konnten. Laut dankte der Greis dem Himmel, daß nachdem er ihm die zwei Erstgebornen genommen, er sein Alter doch nicht völlig ohne Hülfe gelassen habe.

Die anwesenden Heerführer und Ritter des Kaisers wurden auf das innigste gerührt, die beiden fremden Ritter aber und die Oberpriesterin zeigten eine besondere Unruhe. Die letztere und der Ritter Ischyrion nahten sich dem Greise und fragten ihn fast zugleich, ob seine verlornen Erstgebornen nicht Clodoald und Hildegardis geheißen und ob er nicht der Statthalter Clodoald von Jütland sei.

„Wohl bin ich der! Und wohl heißen meine armen Kindlein so!" antwortete der Greis, von schmerzlicher Erinnerung ergriffen.

Da sahen die Beiden fragend, zuerst voll Verwunderung sich an; dann warfen sie sich weinend vor dem blinden Greise nieder, umschlangen seine Kniee und küßten seine Hände und entdeckten ihm, daß sie seine geraubten und wiedergefundenen Kinder seien.

Clodoald und Hildegardis waren von den räuberischen Normannen, jener nach Afrika an einen Hirten, diese nach Westphalen an Priester verkauft worden. Clodoald, zugleich mit dem Sohne seines Herrn, seinem Begleiter Faustinus, in allen ritterlichen Künsten und Uebungen auferzogen, befand sich jetzt auf dem Wege, sein Vaterland und seine Aeltern wieder aufzusuchen. Hildegardis, von den sächsischen Priestern zum Dienste der Götter geweiht, hatte seit langen Jahren vorgeblich auf ein Mittel gesonnen, aus den dichten Wäldern in ihre mit Schmerzen zurückersehnte Heimat zu entfliehen.

Jetzt lagen sich Alle im Arm und sie wußten ihres Glücks keine Grenzen. Der Greis aber erkannte, daß hier eine höhere Hand gewirkt habe, als die seiner heidnischen Götzen; und er bat den Kaiser, ihm und allen den Seinigen das heilige Wasser

der Taufe reichen zu lassen. Und wie nun nach einiger Zeit in Gegenwart des kaiserlichen Hofes und des ganzen Heeres der Franken ein frommer Priester den Statthalter und seine Kinder mit dem heiligen Wasser einsegnete, und sie in den Schoß der heiligen Kirche aufnahm, da entschwand plötzlich das Dunkel, das auf den Augen des Greises gelegen hatte: er sah wieder das Licht des Himmels und mit doppelter Inbrunst flossen die Dankgebete Aller.

Die Eresburg wurde mit dem ganzen Götzendienste dieser Gegend von Karl dem Großen zerstört; nach seinem Abzuge von den heidnischen Sachsen zwar wieder erbaut; aber vom Kaiser zum zweiten und drittenmal erobert und zerstört. Nach der Bekehrung der Sachsen wurde hier eine kaiserliche Burg mit einer christlichen Kirche errichtet: oft wandelte der große Kaiser hier, sein weites Reich mit Wort und Schwert regierend. Jetzt sieht man auf den Trümmern der Eresburg das Städtchen Stadtberg: nicht reich sind die Bürger an Gütern, aber desto reicher an großen Erinnerungen der Vorzeit.

18.

Die Brücke bei Höxter.

Höxter, einst eine villa regia, lag an der Stelle, wo jetzt Corvey steht. In dieser Gegend, wahrscheinlich am Fuße der alten Brunsburg, schlug im J. 773 Karl der Große die Sachsen. — Ludwig der Fromme schenkte die Stadt im Jahre 822 mit allem Zubehör dem tief im Sollinger Walde seit 7 Jahren errichteten Kloster, das dort mit mancher Noth gekämpft hatte, jetzt aber seinen Sitz an die freundlichen Ufer der Weser verlegte und bald Alles zu seinem Eigenthum rechnete, was es im weiten Thale zu übersehen vermochte. Die Ansiedelungen bei der berühmten Kirche des Klosters und der Schule zu Corvey waren mithin die erste Grundlage der künftigen Stadt Höxter, die allmählig höher aufwärts am Strom, in einer mehr gesicherten, bequemen und räumlichen Gegend angelegt wurde und den Namen der Villa beibehielt. Schon im 11ten Jahrhundert weihte Abt Saracho ihren Einwohnern die Kilianskirche mit ihren er-

habenen Thürmen; im 12ten Jahrhundert war ihre städtische Verfassung völlig eingerichtet.

Corvey seiner Seits blieb noch lange ebenfalls eine Stadt und hatte Konsuln und städtische Einrichtung; eine Brücke verband das diesseitige und jenseitige Ufer der Weser, Gewohnheit und Herkommen ließ vielleicht manche Unbequemlichkeit übersehen und der fromme Ruf der alten Kirche Corvey's mochte lange die Ansiedler festhalten. Allmählig aber verschwand die Stadt und und sank zu einem Dorfe herab, das innerhalb der Ringmauern des Klosters lag; die schlecht gebaute Brücke wurde von den Wellen fortgerissen und seitdem nicht wieder erbaut.

In dem Maße, als die alte Stadt (Corvey) in Verfall gerieth, gab das Stift den Bürgern von Höxter die Erlaubniß, bei ihrer Stadt eine neue Brücke zu bauen. An der Stelle, wo die Höxterer ihre Brücke anlegten, hatte schon früher eine Brücke gestanden, die vielleicht weit älter war, als die Corveysche.

Diese alte Brücke war ohne Zweifel ein Theil der Heerstraße, die sich in der ältesten Zeit von Osten nach Westen durch das Weserthal zog, und durch die Brunsburg beschützt wurde. Hier theilte Karl der Große, nachdem er im J. 773 die Sachsen geschlagen, sein Heer und brach nach der Ocker auf, wo er die Ostphalen schlug und unterwarf.

Das Dasein der Heerstraße beförderte natürlich auch den Handel, wie schon aus der von Ludwig dem Stift verliehenen Münz- und Marktgerechtigkeit zu schließen ist. Höxter verdankte sein Aufblühen ohne Zweifel dem Handel; denn bloße Handwerker und Ackerbauer hätten eine Brücke über die Weser nicht gebaut. Schon die älteste Urkunde (v. Jahr 1115) enthält Anordnungen wegen der Kaufleute und ihres Marktes. Die Stadt gewann an Flor; eine spätere Urkunde organisirte die große Kaufmannsgilde und es ward eine bedeutende Abgabe für die Fremden bestimmt, welche die Aufnahme suchten; eine ganze Vorstadt erhielt den Namen der Krämer-Straße. Auch Zoll und Geleit wurden hier als Gerechtsame ausgeübt.

Mit dem Verfall des Handels in Deutschland ging auch der Flor von Höxter verloren; aber noch immer blieb sie eine reiche Stadt, bis der 30jährige Krieg ihr den Todesstoß versetzt. Noch in den Stürmen jenes verderblichen Krieges hatte Höxter Muth genug, die zerstörte Brücke wieder zu bauen: in den folgenden trüben, erschöpften Zeiten fehlte es ihm aber an Kraft,

einen solchen Bau zu unternehmen und seit dem Jahre 1673, wo die Franzosen unter dem Marschall Türenne sie zerstörten und den mittlern Pfeiler durch zusammengetriebene Bauern abtragen ließen, ist sie Ruine geblieben.

„Die Zeiten," sagt ein geschätzter Schriftsteller, „wo hier Leben und wogendes Getümmel war, sind verschollen; vergebens sucht man noch die Spuren der alten Straße unter dem mit Sträuchern und Bäumen überwachsenen Boden des Sollinger Waldes: nur jener Bogen steht noch da einsam im Strome, bietet Fluthen und Eisbänken Trotz und erweckt die Erinnerung an alte Tage."

19.

Das Kloster zu Freckenhorst.

Im 9ten Jahrhundert lebte in der Gegend des nachmaligen Klosters Freckenhorst in Westphalen ein Mann, Namens Ewerword, der sich eben so durch Tugend, wie durch Reichthum auszeichnete. Seine Familie gehörte zu den ersten in Deutschland und sein Erbe umfaßte außer den Kostbarkeiten des Hauses an Güterbesitz einen großen Theil des Münsterlandes nach Westen und Süden. Mit seinem Weibe Gewa, die von gleich edlem Geblüt war, lebte er ein gottseliges Leben.

Ewerword gehörte mit seiner Familie dem Christenthum an; sein Großvater hatte durch den heiligen Bonifazius die Taufe erhalten. Nur ein Kummer quälte Ewerword; es fehlte ihm nämlich an leiblicher Nachkommenschaft. Ohne aber darüber mit der Vorsehung zu hadern, bemühte er sich nur um so mehr der geistlichen Werke; ein Verdienst, das in jenen Zeiten der heidnischen Finsterniß doppelt groß war.

Als einst der Schäfer Ewerwords, Frikyo, schlaflos bei seinem Vieh in der Hürde lag, die auf einem Berge in der zur Ewerwordschen Burg gehörigen Horst stand, erblickte er ein großes Licht, das durch den Busch und über die ganze Horst leuchtete. Es wurde von Nacht zu Nacht größer und wenn der Hirt bei Tage den feurigen Platz betrachtete, fand er Alles ganz wie gewöhnlich. Durch diese Erscheinung in Furcht gesetzt, entdeckte er sich dem Vogt, der ihn beruhigte und seinen Herrn von dem

seltsamen Vorfall unterrichtete. Ewerword staunte, betete zu Gott und schickte einige Ritter ab, die Nacht auf dem Forste zuzubringen. Als diese das Licht noch schöner und größer erblickten, als es der Schäfer gesehen hatte, eilten sie zu ihrem Herrn und sagten: „Fürwahr, Herr, das ist ein überklares Licht und eine heilige Stätte. Sonder Zweifel müssen dort sehr viele heilige Leichname begraben sein." Ewerword hielt sich nun nicht länger, sondern zog hin mit allen seinen Rittern.

Als er sein Zelt aufgeschlagen hatte und es so dunkel war, daß man nichts mehr unterscheiden konnte, sah er mit Staunen ein blendendes Licht vor sich leuchten in Gestalt eines feurigen Hauses; durch die Mitte desselben stieg eine Figur, wie die eines Mannes und nahm mit einem Seile das Maaß nach der Größe des Lichts, welches da schien. Und wirklich fanden sie am andern Tage die Horst wie vom Blitze gedörrt, so weit und lang, als das Licht geschienen und der Wundermann gemessen hatte.

Erst am Morgen verschwand die Erscheinung. Ewerword betete durch die ganze Nacht und als der Tag anbrach, entschlief er und hörte im Schlaf eine Stimme vom Himmel: „Ich Petrus, ein Gesandter Gottes, habe als ein weiser Zimmermann gelegt das Fundament des Tempels. Siehe zu, Ewerword, wie du darauf bauest!" Ewerword erwachte und das Gesicht war verschwunden. Freudig aber, daß er gewürdigt sei desselben, fiel er auf seine Knie und dankte Gott für seine Gnade. Denn es wurde ihm klar, daß Gott diese Stelle zu einer Kirche auserkohren und ihn zum Erbauer bestimmt habe.

Nachdem er sich den Rath des Bischofs **Lubertus** von Mimigarde (Münster) erbeten hatte, ließ er den Wald lichten und baute einen Tempel, den der gedachte Bischof zu Ehren des heiligen Petrus einweihte.*) Bei dem Aufgraben des Fundaments fand man einen Stein mit dem Fußtapfen des h. Petrus; man bewahrte ihn lange auf, allein jetzt ist jede Spur von ihm verschwunden.

Ewerword und seine Gattin beteten umsonst in dem neuen Tempel, daß Gott ihre Ehe segnen möge; sie blieben kinderlos. Da faßte Ewerword den Entschluß, eine geistliche Familie zu stiften, baute um die Kirche herum ein vollständiges Kloster, nahm

*) Eine Petrus-Kapelle existirt noch jetzt; sie ist zu einem Holz-Magazin eingerichtet. Die eigentliche Kirche ist jünger; man liest an dem Taufsteine die Jahrzahl 1129.

Priester und Diakonen an, deren Vorsteher Luithold war und setzte zwölf geistliche Jungfrauen hinein, zum Trost der Armen, Wittwen und Fremden, denen sie die Füße waschen, zwei Laken, zehn Denare und sechs Tage lang Speise und Trank reichen sollten.

Der heilige Bonifazius wurde Patron des Klosters. Er hatte mit solcher Liebe an Ewerwords Großmutter gehandelt, daß er ihr, als er nach Friesland zog, seinen Stab zurückließ, der ihr gegen alle Krankheiten ein Schutzmittel sein und ihr vor seinem Tode ein Zeichen geben solle. Als sie nun seinen Tod vernahm, bat sie die Seele des Heiligen um eine Fürbitte bei Gott und stieß den Stab in die Erde. Und siehe, der Stab begann zu grünen, trieb Wurzeln und trug eine Frucht, die an Schönheit und Farbe alle andern Früchte übertraf. Die Sage meldet, daß noch lange nachher aus diesem heiligen Stabe in dem Klostergarten zu Freckenhorst jährlich Aepfel blühten; jetzt hat sich diese Sage verloren, der Stab aber wird noch vorgezeigt.

Gleich dem wunderbaren Stabe grünte, blühte und gedieh Ewerword in der Furcht des Herrn und brachte Früchte des Himmels. Es war ihm nicht genug, ein Kloster gestiftet zu haben; er selbst wollte sich ganz des weltlichen Verkehrs begeben. Am bittersten wurde ihm die Trennung von seiner treuen Gattin; er ging diese inniglich an, ihn ziehen zu lassen und sich selbst in das von ihm gestiftete Kloster aufnehmen zu lassen. Gewa lehnte sich nicht auf gegen den Willen ihres Gemahls. Traurigen Herzens trennte er sich von ihr, nachdem er zwei Drittheile seiner Güter dem Kloster zu Freckenhorst vermacht, und zog nach Fulda, wo die Gebeine des heiligen Bonifazius ruhen. Hier starb er als Mönch und vermachte dem Kloster, worin er seine Tage beschloß, das übrige Drittheil seiner Güter.

Gewa trauerte in der Einsamkeit und als sie von dem Tode ihres Mannes hörte, ging sie in das Kloster zu Freckenhorst und starb dort als Aebtissin. Ihre Nachfolgerin war die von ihr als Tochter angenommene fromme und schöne Thiatildis, welche in ihrer Jugend wunderbar vom Tode errettet worden war. Wie ein Stern überstralte sie durch Tugend und Heiligkeit alle ihre Untergebenen. Sie starb nach einer langen friedlichen Regierung und wurde begraben in ihrer Kapelle. Man zeigt noch jetzt in einem tiefen Gewölbe der Abtei ihr Grab neben einem der Sage nach grundlosen Brunnen. Es ist viereckig aufgemau-

ert, mit einem hölzernen Deckel einfach zugedeckt und steht jetzt ungefähr in der Mitte des Gewölbes. In alten Zeiten soll es sich von Osten nach Westen bewegt haben und jährlich einen Hahnenschritt weiter gekommen sein. Alte gläubige Leute versichern, in ihrer Jugend sei der Zwischenraum zwischen der östlichen Mauer und dem Grabe kaum einen Fuß breit gewesen, da er doch jetzt mehrere Schritte breit ist.

Im Jahre 1669 ließ der Bischof Bernhard die Gebeine der heiligen Thiatildis aus ihrem steinernen Sarge nehmen und in einem prachtvollen silbernen Sarge aufs neue bestatten, welcher gegenwärtig noch vorhanden ist und jährlich in Prozession herumgetragen wird. Auch in neuerer Zeit soll sich der silberne Sarg von selbst fortbewegt haben.

20.

Karl der Große.

(Aus der Vorzeit von Aachen.)

Wenige Gestalten ragen so hoch und fast götterhaft aus dem Dunkel der Vorzeit, als Karl der Große. Der Preußische Staat hat den Vorzug, daß auf seinem Boden das Grab des Helden sich befindet, aus dessen Familienleben wir die nachstehenden Züge aufnehmen, weil sie die Veranlassung sind, daß Karl sich in Aachen niederließ und dieser Ort, der zugleich als seine Geburtsstadt bezeichnet wird, seitdem zur Kaiser- und Krönungsstadt erhoben wurde.

Karl war eben so groß und weise im Felde, wie väterlich in seinem Hause. Er ließ seine Kinder, Söhne und Töchter, in allen freien Künsten, deren er sich selbst sehr befleißigte, unterweisen. Die Söhne ließ er, sobald es ihr Alter gestattete, das Streitroß tummeln und in Waffen und Waidwerk sich üben; die Töchter aber mußten das Wollweben lernen und den Rocken und die Spindel fleißig handhaben, damit sie nicht im Müßiggange dahin lebten, vielmehr zu fräulicher Wohlanständigkeit gebildet würden. Mitten in seinen ewigen Kriegs- und Friedensgeschäften bewahrte Karl einen so deutschen Sinn für Freundschaft und Häuslichkeit, daß er daheim niemals zur Tafel ging oder anderwärts eine Reise unternahm, ohne von seinen Kindern

begleitet zu sein. Auf Reisen ritten ihm die Söhne meistens zur Seite: die Töchter aber folgten ihm, von einer ausgesuchten Leibwache umgeben, nach. Sie waren sehr schön von Angesicht und da er sie ganz besonders liebte, wollte er keine derselben, weder irgend einem der Seinigen, noch einem auswärtigen Fürsten gerne zur Ehe geben. Bis an seinen Tod behielt er sie bei sich im Hause, unter dem Vorgeben, daß er des Zusammenlebens mit ihnen nicht entbehren könne; darüber aber wurden sie nicht selten ein Gegenstand böser Nachrede. Diese Nachrede erstreckte sich auch auf Karls zwei Gemahlinnen, Hildegard und Fastrade.

Hildegard war so schön, daß Karls Nebenbruder, Taland, welchen sein Vater Pipin mit einer Beischläferin gezeugt hatte, in heftiger Liebe gegen sie entbrannte, und ihr, während Karls Abwesenheit im Sachsenkriege, öfter und dringend seine strafbare Leidenschaft kund gab. Hildegard wies ihn anfänglich mit sanften, dann mit harten Worten ab; als aber dies Alles nicht fruchtete, gab sie seiner Bitte zum Scheine nach. Sie bestellte ihn in ein heimliches Gemach, wo sie weder gehört noch gesehen werden konnten. Ungeduldig erschien Taland und trat mit seiner geliebten Hildegard in das Gemach; aber kaum war er einige Schritte vorgedrungen, als diese sich schnell zurückzog, die Thür verschloß, und ihn so mit Gefangenschaft und bei schlechter Speise seine Unzucht büßen ließ.

Karl kehrte bald darauf aus dem Feldzuge zurück. Der Wollüstling bat die Königin flehentlich, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreien, weil er sonst in Gefahr stünde, wegen seines Verbrechens das Leben zu verlieren. Die gute Fürstin bewilligte ihm diese Bitte. Taland aber, statt darüber Reue und Dankbarkeit zu zeigen, ging zum Könige und beschuldigte die Königin des Lasters, dessen er selbst sich schuldig gemacht hatte. Karl liebte Hildegarden ungemein; seine Liebe aber verwandelte sich in Eifersucht und Rachedurst, als er sie so schändlich beschuldigt sah. Er befahl sogleich, daß man ihr erst die lüsternen Augen ausstechen und dann sie hinrichten sollte.

Ein so grausamer Ausspruch erregte Entsetzen und Mitleid am Hofe, wo man Hildegardens Güte und züchtigen Lebenswandel kannte. Ein Ritter, der sie vorzüglich ehrte, faßte den Entschluß, sie um jeden Preis zu retten. Bewaffnet und gerüstet schlich er sich zu dem Orte, wo die Königin hingerichtet werden sollte, brach mit seinen Reisigen zur rechten Zeit hervor und be-

freite die Unschuldige. Um aber den König zu befriedigen, ließ er einem Hunde die Augen ausstechen und dieselben als einen Beweis des vollzogenen Urtheils nach Hofe bringen.

Hildegard entfloh nach Rom, wo sie verborgen lebte und, der Kräuter und Arzneien kundig, Armen und Kranken mit ihrer Kunst Beistand und Hülfe leistete. Taland aber begann die Strafe zu fühlen, welche seinem edlen Opfer zugedacht war; er fing an zu erblinden. Als nun Karl im Jahre 773 nach Rom zog, begleitete ihn Taland in der Hoffnung, in jener weltberühmten Stadt vielleicht ein Mittel zur Heilung zur finden. Aber umsonst befragte er die geschicktesten Aerzte, wendete die kostbarsten Heilmittel an. Da rieth man ihm, jene unbekannte Frau aufzusuchen und ihre Hülfe zu erbitten. Er that es. Wohl erkannte Hildegard sogleich ihren schändlichen Feind und Verläumder; aber ihre großmüthige Seele verzieh ihm und ihre Kunst gab ihm das Gesicht zurück.

Der König und der Papst hörten kaum von der wunderbaren Heilung, als sie die sonderbare Frau kennen zu lernen wünschten. Sie erschien vor ihnen, und Karl fuhr in Erstaunen zusammen, als er seine todtgeglaubte Gattin wieder erblickte. Nachdem Hildegard die ganze Geschichte ihrer Unschuld, Rettung und Flucht erzählt hatte, drückte Karl sie mit Thränen der Reue und Freude an seine Brust. Er verdammte sogleich seinen schändlichen Bruder zum Tode; aber die Königin, welche ihm das Gesicht wiedergegeben hatte, bat für ihn um Gnade. Der Papst, eine solche Großmuth bewundernd, segnete das glückliche Paar und nannte beide die Großen. Nach ihrer Rückkehr aus Italien stiftete sie das Kloster zu Kempten, um Gott für den wunderbaren Beweis ihrer Unschuld zu danken.

Nicht so rein und gut, wie Hildegard, erscheint Karls dritte Gemahlin Fastrade. Mit ausnehmender Schönheit begabt und in den Künsten der Buhlerei geübt, bewirkte sie ihrem Gemahl bei Hofe manchen Verdruß, im Reiche gefährlichen Aufruhr; dennoch wußte sie durch ihre Reize sein Herz so gewaltig an sie zu fesseln, daß er nach ihrem Tode nicht einmal ihre faulende Leiche von sich lassen wollte. Der Geruch und die Ausdünstung eines in Moder übergehenden Körpers gereichten den Bischöfen und Hofleuten zum Abscheu, die der Geschäfte und des Dienstes wegen um die Person des Kaisers sein mußten. Als alle Trost- und Ueberredungsgründe den trauernden Herrn nicht vermochten,

die Leiche bestatten zu lassen, nahmen sie ihre Zuflucht zur List und zum Aberglauben. Sie schrieben die natürliche Neigung des Kaisers gegen den Körper seiner geliebten Gemahlin unnatürlichen Zauberkünsten zu und bewogen ihn demnach durch die Gefühle der Ehre und Scham, sich davon zu trennen.

Es entstand die Sage, Karl habe erst, nachdem der Erzbischof von Mainz einen in ihre Haare geflochtenen Ring entdeckt und heimlich weggenommen, die Beerdigung der Leiche erlaubt, nun aber habe er zu dem Erzbischof von Mainz, welcher den Zauberring zu sich gesteckt, eine solche Liebe gefaßt, daß er ohne seinen Umgang nicht habe sein können. Dieser unnatürlichen, unchristlichen Zauberei zu entgehen, warf endlich der Erzbischof den Ring in die Gewässer zu Aachen und glaubte damit den Teufelsspielen ein Ende zu machen; alleiu Karl fühlte sich jetzt auch zu diesen Bädern hingezogen, so daß er dort einen Pallast anlegen, und eine Stadt gründen ließ, wo er bis zum Tode mit Liebe verweilte.

Das Geschichtliche an dieser Sache ist, daß Karl nach dem Tode seiner geliebten Fastrade alle die Orte vermied, welche ihm eine traurige Rückerinnerung an ihren Verlust verursachen konnten. Er verließ daher die Paläste von Ingelheim, Mainz, Worms und Frankfurt, worin er so glückliche Stunden mit ihr verlebt hatte, und ließ sich fern von denselben einen neuen zu Aachen erbauen, wo die Bäder und andere Gegenstände seinem Alter Stärke und Zerstreuung gaben, und wo er von nun an beinahe beständig und mit fast orientalischer Pracht lebte.

Die gewöhnliche Kleidung und die Gastmähler des Kaisers waren nach fränkischer Art, einfach und prunklos. Jene bestand größtentheils aus den Werken seiner Töchter, diese aus den Erzeugnissen seiner Meierhöfe. Er hatte einen großen, starken Körper und Kopf, ein einnehmendes und zugleich Ehrfurcht gebietendes Angesicht, und brachte sein Alter auf 72 Jahre. Er starb zu Aachen im Jahre 814 und wurde im Münster daselbst mit kaiserlicher Pracht begraben. Seine Bildsäule von Bronze ziert den Markt. Aber Wenige mögen sich erinnern, daß sie auf dem klassischen Boden wandeln, den der größte Mann seines Jahrhunderts betrat, und den Besuchern der Bäder fällt es nicht ein, daß Karl der Große sich hier vergnügte; es fällt ihnen nicht ein, wie reich die Vorzeit ist, die sich dem Beschauer hier aufthut. „An dieser berühmten Stätte," sagt ein geistreicher Schrift-

steller, „gründete der große Karl sein großes Reich, die Wiege des Christenthums und der Kultur: auf dieser klassischen Erde ist kein Stein namenlos und unbedeutend.“

„Auf jenen Bergen grünten Haine von Palmen, deren Mark im Lauf der Jahrhunderte zu Stein gefror. In diesem Thale schritt einst der Riese der Thierwelt — der Elephant —, hier ruhte der königliche Leu; dort sprang der schlanke Tiger empor. Thiergestalten wandelten hier, deren Geschlechter die große Flut vertilgte und von deren Dasein nur noch ihre Gebeine zeugen.“

„Jene siedenden Brunnen entquellen den unterirdischen Feuerheerden, in deren Abgründe ganze Gebürge versanken, um dies reizende Thal zu bilden; Hygiäa's Segen entsprudelt diesen Gräbern einer untergegangenen Natur und der Vegetation üppigstes Leben entkeimt der dünnen Rinde, welche die Geheimnisse dieser flammenden Unterwelt bedeckt.“

„Wo steht Eure Hauptstadt, ihr wackern unglücklichen Eburonen? — Dort hinter jenem östlichen Berge bezeichnet das Dörflein Gressenich die Stelle, wo die Ruinen Atuatuka's tief im Schoße der Erde ruhen. Der Schatten des tapfern Ambiorix umschwebt allnächtlich jene Grabhügel der Römer und Legionen, die jenseits der Stelle der alten Atuatuka unter Cäsar'n fielen.“

„Wo sind die Paläste der Imperatoren, der stolzen Römer-Kaiser, die hier in kriegerischem Uebermuthe ihren Fuß auf den Nacken freier deutscher Völker setzten und mit dem stolzen Namen Germanicus prunkten, bis das Blutbad im Teutoburger Walde sie schauerlich Lügen strafte? Auch von jenen Palästen ist keine Spur mehr übrig.“

„Wo steht der Prunk-Palast Karls des Großen? Er ist untergegangen im Strom der Zeit; nur wenige Ueberreste seiner Hallen, einzelne Säulen, zeugen von der Prachtliebe seines Erbauers.“

21.

Philipp Graf von Katzenelnbogen.

(Aus der Vorzeit des Schlosses Rheinfels.)

Auf einem hohen Felsen über der Stadt St. Goar (Reg. Bez. Koblenz) liegt romantisch das Schloß Rheinfels, erbaut

im Jahre 1245 von dem Grafen Diether III. von Katzenelnbogen. Vom Kaiser Friedrich II. für geleistete Dienste mit wichtigen Vorrechten und unter andern auch mit dem Rheinzoll von St. Goar beliehen, forderte er diesen Zoll, von Rheinfels herab, zur großen Unzufriedenheit der rheinischen Städte. Sie widersetzten sich seinen Beamten und belagerten ihn, 26 an der Zahl, in seiner neu erbauten Festung mehrere Monate lang. Sie umgaben die Feste zu Wasser und zu Lande mit bewaffneten Schiffen und Haufen und schnitten ihr alle Lebensmittel ab. Diether aber hatte die Burg so fest gegründet, und mit so reichem Vorrathe versehen, daß die Verbündeten, ohne ihren Zweck zu erreichen, wieder abziehen und endlich im Jahre 1255 den rheinischen Bund schließen mußten.

Rheinfels wurde der Sitz der Grafen der niedern Grafschaft Katzenelnbogen, welche im Jahre 1470 auf eine tragische Weise ausstarben. Der letzte von ihnen, Graf Philipp, der Aeltere, hatte seine Länder durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe zu einem Wohlstande gebracht, dessen sich damals keiner seiner Nachbarn rühmen konnte. Er selbst galt für den reichsten Herrn am Rheine. So glücklich er aber als Fürst genannt zu werden verdiente, so unglücklich war er als Gatte und Vater. Mit seiner Gemahlin Anna, einer Tochter des Grafen Ludwig von Würtemberg, hatte er einen Sohn, Philipp den Jüngern und eine Tochter Anna erzeugt, allein diese häuslichen Freuden wurden ihm bald durch Zwist und Todesfälle verbittert. Anna war stolz auf ihre Herkunft und von ihrer Mutter, Henriette von Mömpelgart, verzogen; sie begegnete ihrem Gemahl mit Eigensinn, ihren Kindern mit Gleichgültigkeit und ihrem Hausgesinde mit Härte. Ihr unfreundliches Wesen machte sie dem Gatten unerträglich; er schied sich von ihr bei Tisch und Bett und wies ihr das Schloß Lichtenberg zum Aufenthalt an.

Aber auch dort mußte er die Folgen ihrer Unarten tragen. Anna plagte ihr Gesinde, mißhandelte die Bauern und Hofleute und überwarf sich endlich mit dem Amtmann des Schlosses, weil er sich nicht blindlings in ihre Launen fügen wollte. Philipp ließ den Zwist untersuchen. Die aufgebrachte Gräfin warf alle Schuld ihres Benehmens auf den Kellner und behauptete unter andern: er habe sie unnatürliche teuflische Künste lehren wollen, um dadurch die Liebe ihres Gemahls wieder zu erlangen. Aus diesem erdachten Vorwande konnten die mit der Untersuchung beauftrag-

ten Bevollmächtigten wohl entnehmen, daß verschmähte Liebe die Hauptursache ihrer bösartigen Aufführung sei, sie riethen daher dem Grafen, dem aufgebrachten Weibe nachzugeben. Man errichtete einen Vertrag, worin der Graf versprach, den Zustand seiner Gemahlin zu verbessern, sie auch zuweilen zu besuchen.

Dieser Vertrag befriedigte die verzogene Gattin nicht. Sie zettelte neue Verdrießlichkeiten, sowohl auf dem Schlosse als in ihrer Familie an, so daß der Graf sich endlich ganz von ihr trennen mußte. Der Graf Ulrich von Würtemberg nahm sie zu sich und wies ihr eine Wohnung in Weiblingen an, wo sie bald ihr unglückliches Leben endigte.

Jetzt hätte Philipp das häusliche Glück wieder bei seinen Kindern finden können; sein Sohn Philipp war an Ottilien, die Tochter des Grafen Heinrich von Nassau-Dillenburg vermählt und hatte dadurch Ansprüche auf beträchtliche Länder in den Niederlanden erhalten, seine Tochter Anna aber war die Gemahlin Heinrichs IV., Landgrafen von Hessen. Aber auch diese Freude sollte dem Grafen vernichtet werden. Der einzige Sohn, auf den er die Fortpflanzung seines Geschlechts gegründet, und dem er so viele Länder und Schätze erworben hatte, wurde schon im J. 1454 zu Brügge in Flandern erstochen, als er mit seinem Oheim, dem Grafen Johann von Nassau nach den Niederlanden gezogen war, um dort die Ansprüche seiner Gattin auf die Grafschaft Vianden zu behaupten.

Dieses Unglück und andere Mißverhältnisse bewogen den alten Grafen, eine zweite Gemahlin zu suchen, mit der er noch einen männlichen Erben zu erzeugen hoffte. Er vermählte sich mit Anna von Nassau, der Wittwe des Herzogs Otto von Braunschweig, welche in ihrem ersten Ehestande gelernt hatte, die letzten Tage eines zweiten Gemahls zu erheitern. Allein diese Verbindung war gegen den Vortheil vieler Verwandten und fremder Fürsten, die sich in Philipps künftigen Nachlaß zu theilen gedachten. Diese versuchten daher alle, auch unerlaubte Mittel, um sie zu zerreissen oder wenigstens für sie unschädlich zu machen. Der Schloßpfaffe des Grafen, Johann von Bornich wurde dabei ihr Werkzeug.

Während Philipp mit seiner neuen Gemahlin glücklich auf Rheinfels lebte, hatte dieser Mensch sich mit Giftmischerei abgegeben und war zur Vergiftung gedungen worden. Als die beste Gelegenheit zu dieser Schandthat wählte er das heilige Meßopfer.

Es war üblich, daß, wenn die Gräfin die Messe hörte, ein Becher voll Wein auf den Altar gestellt wurde, welchen der Priester nach der Wandelung segnete und ihn ihr dann zur Ehre des heiligen Johannis zum Trinken darreichte. In diesen Wein mischte Bornich Arsenik, und da die Gräfin, als sie den Becher an den Mund setzen wollte, eine gewisse trübe Gährung darin bemerkte, entschuldigte er sich damit, daß vielleicht Unrath hineingefallen sein möchte. Durch diese Ausrede beruhigt, trank die arglose Gräfin von dem Weine, fühlte aber bald die Wirkung des genossenen Gifts. Sie erkrankte sogleich tödtlich und der Schloßpfaffe bestätigte durch seine schnelle Flucht den Verdacht der Vergiftung.

Philipp fiel in einen Schmerz, der seinem Leben ein Ende zu machen drohte. Er verließ das Lager seiner vergifteten Gattin nicht und glaubte sie bei jeder Ohnmacht oder Konvulsion schon verloren. Selbst die Gegenwart seiner Kinder und Enkel konnte ihn nicht trösten, obwohl seine Tochter Anna mit ihrem Gemahl, Heinrich von Hessen, die Fortdauer seines Stammes wenigstens von weiblicher Seite versprach. Es wurden Anstalten gemacht, den Meuchelmörder zu ergreifen. Man entdeckte ihn zu Köln und fing und verhörte ihn, wo er dann mit beispielloser Frechheit nicht nur dieses, sondern mehrere ähnliche Verbrechen eingestand, ohne aber diejenigen zu nennen, welche ihn dazu gedungen hatten. Er wurde als Priester degradirt, seiner Zeichen öffentlich beraubt und als ein bis zu seinem Tode verstockter Sünder neben dem Galgen lebendig verbrannt.

Die noch blühende Jugend und Leibesstärke der Gräfin hatten indessen die Wirkung des Giftes besiegt. Sie genas allmählig, konnte aber dem leidenden Grafen keine Kinder mehr geben. Er wandte daher alle seine Liebe und Hoffnung wieder zu seiner Tochter Anna und diese versüßte ihm die letzten Tage an der Seite ihres wackern Gatten, des Landgrafen Heinrich. Blühende Enkel versprach er sich von beiden als Sprößlinge seines alten Stammes; dafür segnete er auch sein neues Geschlecht und setzte seine Tochter zur Erbin seiner Länder ein. Das Schloß Rheinfels mit allen Katzenellenbogischen Besitzungen kam auf diese Weise damals an das Haus Hessen, welches hier eine neue Linie, die von Hessen-Rheinfels, gründete.

22.

Die heilige Genovefa.

(Aus der Vorzeit von Andernach.)

Andernach (im Mayener Kreise, Reg. Bezirk Koblenz) bestand unter dem Namen Antonacum schon zu den Zeiten der Römer und noch verehren seine Bürger den Kaiser Valentinian als einen Heiligen und den Stifter ihrer Kirche. Unter der fränkischen Monarchie wurde hier ein Hof der austrasischen Könige gegründet und es fanden mehrere Fürsten-Versammlungen statt. Als im J. 1114 der Erzbischof Friedrich von Köln die Partei der Sachsen gegen den Kaiser Heinrich V. ergriffen hatte, kam es hier zu einer Schlacht, worin der Kaiser besiegt, und Andernach dem Bischof zu Theil wurde. Dieser umgab den Ort mit Mauern und Bollwerken und schenkte ihm Stadt-Rechte. Allein die Bürger strebten bald darauf, wie die meisten Städte am Rhein, nach der Reichsunmittelbarkeit.

Unter der Regierung Karl Martels, oder wie Andere wollen, zur Zeit des Erzbischofs Hillin zu Trier († 1169) verwaltete ein Graf Siegfried den Gau von Mayenfeld. Er wurde nach damaligem Gebrauch zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufgeboten und vertraute während seiner Abwesenheit seine Gemahlin, die schöne Genovefa von Brabant, dem Schutze seines Haushofmeisters Golo. Dieser, von den Reizen seiner Gebieterin hingerissen, wagte es, ihr seine Liebe zu erklären; das fromme Weib aber wies ihn mit Verachtung zurück und nun verwandelte sich Golos Liebe in Durst nach Rache. Um für seine Person sicher zu gehen, klagte er Genovefa bei dem zurückgekehrten Gatten des Ehebruchs an, und Siegfried lieh der Verleumdung ein ein um so geneigteres Ohr, als seine Gemahlin in der Zeit seiner Abwesenheit mit einem holden Knäblein niedergekommen war. Ohne die Sache weiter zu untersuchen, gab er Befehl, seine Gattin und seinen Sohn zu ermorden. Gerührt von dem Elende der Mutter und dem unschuldigen Lächeln des Kindes rettete der Knecht, welcher den schrecklichen Auftrag erhalten hatte, das Leben Beider. Um gegen die argwöhnischen Verfolgungen ihres Gemahls und seines treulosen Hofmeisters gesichert zu sein, flüchtete Genovefa sich in die Wildnisse und Höhlen des Arden-

ner-Waldes. Von Gram und Hunger abgezehrt, war sie bald nicht mehr im Stande, ihrem Kinde die mütterliche Nahrung an der Brust zu geben. Sie überließ den Knaben einer Rehkuh, um ihn zu erhalten.

Jahre lang hatte sie in diesem Elende gelebt und sich blos durch Wurzeln und Kräuter genährt, als ihr betrogener Gemahl sich in dem Walde verirrte. Er verfolgte die Rehkuh, welche seinem Kinde Nahrung gab und diese flüchtete sich zu der Höhle, in welcher Genovefa lebte. Der Graf erkannte seine Gemahlin, sein Kind und ihre Unschuld, und Thränen der Freude und der Reue rollten über seine Wangen. Er führte sie und seinen Sohn mit sich zurück, bestrafte den Verräther Golo und lebte noch lange glücklich an ihrer Seite. Nach ihrem Tode wurde Genovefa unter die Heiligen versetzt und sowohl bei der Höhle, in welcher Siegfried sie fand, als in Andernach baute man Kirchen, wo noch jetzt ihre Reliquien und ihr Andenken verehrt werden. Genovefa's Geschichte hat sich in einem bekannten Volksbuche erhalten und zuletzt hat Raupach dieselbe meisterhaft für die Bühne bearbeitet.

23.

Der Königsstuhl.

(Aus der Vorzeit von Rense.)

Auf dem linken Rheinufer bei Koblenz liegen die beiden Städtchen Rense und Kapellen. Ueber jenes behaupteten schon im 10ten Jahrhundert die Erzbischöfe von Köln die Oberherrschaft, obwohl das Städtchen selbst eine eigene Verwaltung und viele Freiheiten erworben hatte.

Kapellen erhielten die Erzbischöfe von Trier vermuthlich mit der Stadt Koblenz und ihrem Burgbanne. Arnold II. erbaute das (jetzt dem Kronprinzen von Preußen gehörige) Schloß Stolzenfels, dessen herrliche Trümmer noch über dem niedrigen Städtchen glänzen. Seit dieser Zeit wurde Kapellen als eine Vormauer und Vorstadt von Koblenz angesehen; der Erzbischof Heinrich von Vinstingen gab im Jahre 1275 den Einwohnern die Rechte der Bürger von Koblenz. Demnach erschienen sie durch ihre Stellvertreter auf den Landtagen des Erzstifts und wählten unter sich ihren Rath und Bürgermeister.

Auf der andern Seite des Rheins liegen Braubach und Lahnstein, damals jenes dem Kurfürsten von der Pfalz, und dieses dem von Mainz gehörig. — Es ließ sich demnach hier mitten im Rhein ein Punkt auffinden, wo die in einem Schiffe sitzenden vier rheinischen Kurfürsten, die zu jener Zeit alle Gewalt im deutschen Reiche zu ordnen hatten, jeder auf seinem eigenen Gebiete mit dem andern sprechen konnte. Sie machten Rense zum gemeinschaftlichen Ort ihrer Zusammenkünfte. Der Kurfürst Peter Aichspalter von Mainz ließ, für sich und die übrigen Kurfürsten des Reichs, nahe bei diesem Städtchen auf einer angenehmen, von Nuß- und Aepfelbäumen beschatteten Wiese eine achteckige Bühne von Steinen aufführen und nannte sie den Königsstuhl, Thronus imperialis, Sella regia. Derselbe lag etwa fünfhundert Schritte unterhalb Rense, und vielleicht dreissig Schritte vom Rhein entfernt, und bestand aus einem vor Regen und Wind schützenden Gebäude ohne Dach, das sich auf neun großen Säulen und acht Schwibbogen erhob. Vom Rheine her, an der mittäglichen Seite, führte eine steinerne Treppe von vierzehn Stufen hinauf, die oben mit einer starken eisernen Thür verschlossen wurde. Auf der entgegengesetzten Seite sah man im Wappen den doppelten Reichsadler, umgeben von den Wappen der sämmtlichen Kurfürsten. Oben rund herum waren acht steinerne Sitze angebracht, nämlich einer für den Kaiser und sieben für die sieben Kurfürsten. Was zuvor durch heimliche und besondere Schreiben oder Unterredungen abgehandelt werden mußte, wurde jetzt wieder nach altdeutscher Art unter freiem Himmel abgethan.

Die erste Zusammenkunft der Kurfürsten in Rense, von welcher wir historische Kunde besitzen, erfolgte in dem verhängnißvollen Jahre 1308, wo Wilhelm Tell durch die Tödtung des Landvogtes Geßler die Losung zu dem allgemeinen Aufstande der Schweizer gab. Kaiser Albrecht war unter den blutigen Händen eines seiner eigenen Verwandten gefallen, und der deutsche Thron erledigt. Philipp der Schöne, König von Frankreich, gab sich alle ersinnliche Mühe, die Wahl seines Bruders, Karl von Valois, dadurch zu bewerkstelligen, daß er sich hinter den Papst steckte: aber die Kurfürsten durchschauten seinen Plan und versammelten sich, um Frankreichs Einfluß bei Zeiten unschädlich zu machen, zuerst in Boppard. Hier faßten sie den Beschluß, daß alle diejenigen Fürsten bei den künftigen Wahlen ausgeschlos-

sen werden sollten, die nicht von einem wirklichen Kurhause abstammten; die Brüder und Seitenverwandten der Kurfürsten sollten zwar ebenfalls zu den Berathungen gezogen werden können, wenn sie durch Recht und altes Herkommen hierzu autorisirt wären, jedoch unter der Bedingung, daß nur die Häupter der Kurhäuser die wirklichen Stimmen hätten.

Nach diesem Beschluße über die äussere Form der Wahl verfügten sich die drei geistlichen Kurfürsten, Peter von Mainz, der gelehrte und kriegerische Balduin von Trier, Heinrich II. (Graf v. Virneburg) von Köln, mit dem Kurfürsten Rudolph von der Pfalz, der zugleich die Stimmen für Brandenburg und Sachsen hatte, nach Rense, wo der wirbelnde Trommelruf der Reichsherolde den Bewohnern der nahen Städte, Dörfer und Schlösser eine glänzende Reichsversammlung verkündigte. Am 25. November (1308) machten die Kurfürsten ihre einstimmige Wahl Heinrichs VII., eines Grafen von Lützelburg oder Luxenburg und Bruders des Kurfürsten Balduin von Trier, vor dem versammelten Volke bekannt und verfügten sich darauf nach Frankfurt, um am 27sten desselben Monats die Wahl in dem dortigen Prediger-Kloster zu erneuern. Hierauf geleiteten sie den neuen Kaiser über Köln nach Aachen, wo er nebst seiner Gemahlin Margaretha, einer Tochter des Herzogs Johann I. von Brabant, vom Kurfürsten von Köln gesalbt und gekrönt wurde.

21.

Michel Mort.

(Aus der Vorzeit von Kreuznach.)

Kreuznach an der Nahe, verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich der Insel, welche die Stadt noch jetzt in zwei Theile sondert. Diese Insel gab schon in frühen Zeiten eine bequeme Gelegenheit zur Ueberfahrt. Man hatte darauf ein Kreuz errichtet, und später von diesem und dem dabei landenden Nachen, dem Orte dtn Namen Kreuznachen oder Kreuznach gegeben. Die fränkischen Könige gründeten bei diesem, zu jener Zeit wahrscheinlich sehr unbedeutenden Orte einen Königshof und dieser war zu den Zeiten Ludwig's des Frommen schon so ansehnlich geworden, daß dieser Kaiser daselbst Urkunden ausfertigte.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts kam Kreuznach an die Grafen die Spanheim und diese hatten sich eine gewisse Gerichtsbarkeit darüber erworben. Mit Einwilligung des Grafen Eberhard schenkte Kaiser Heinrich IV. den Königshof mit allen dazu gehörigen Rechten, Gütern und Gefällen dem Hochstifte Speier. Aber die Nachfolger des Grafen sahen die Schenkung einer schönen aufblühenden Stadt, welche mitten in ihrem Gebiet lag, als den größten Nachtheil für ihr Land an und neckten die Bischöfe von Speier bei jeder Gelegenheit in ihrem Besitze. Unter dem Bischof Konrad III. versuchten sie sogar die Erbauung eines neuen Schlosses in der Stadt; allein der Kaiser Philipp gebot ihnen ausdrücklich, den angefangenen Bau wieder einzustellen. Diese beständigen Streitigkeiten bewogen endlich den Bischof Konrad V. von Eberstein, einen Verwandten der Spanheimer, alle die Besitzungen und Rechte, welche der Kirche von Speier in Kreuznach zustanden, im J. 1241 an Heinrich, Grafen von Sayn-Spanheim zu verkaufen; dieser überließ sie seinem Bruder Simon und Kreuznach wurde die Hauptstadt der vordern Grafschaft.*)

Unter der Regierung der Grafen Spanheim erhob sich Kreuznach zu einer blühenden Stadt. Die Grafen verschönerten oder erweiterten sie durch das Schloß Kauzenberg, sowie durch Kirchen und andere Gebäude. Sie gaben den Bürgern viele Freiheiten und eine gehörige Verfassung mit Zünften und einem Rathe, und zogen dadurch viele Handwerker, Fabriken und einen beträchtlichen Handel hierher. Die Menge der Einwohner wurde durch die an der Nahe angelegten Salzwerke und Gerbereien vermehrt. Man zählte bald 1800 Familien, die sich da niedergelassen und den Wohlstand befördert hatten. Um dieser Wohlthaten willen bewiesen auch die Bürger den Grafen große Treue und standen ihnen in ihren Fehden gegen die mächtigen Fürsten von Mainz und Trier bei.

Ein Streit der Grafen Johann II. und Heinrich II. über die Theilung der väterlichen Verlassenschaft verwickelte den Grafen Johann (1277) in einen Krieg mit dem Kurfürsten Werner von Mainz. Johann verband sich mit den Rheingrafen, den Grafen von Leiningen, von Vahingen, von Katzenellenbogen, und

*) Es gab zu jener Zeit vier Linien der Grafen Spanheim: Johann besaß Starkenburg oder die hintere Grafschaft, Heinrich besaß Heinsberg, Simon Kreuznach und die vordere Grafschaft, Eberhard herrschte zu Sayn.

selbst mit dem Landgrafen von Hessen. Der Kurfürst seiner Seits zog mit seinen Reisigen und Vasallen den verbündeten Grafen entgegen, ehe ihre Truppen noch vorgedrungen waren. Einen Theil seines Heeres ließ er über Olm grade auf die Spanheimer vorrücken, indeß der andere, meistens Rheingauer, über Bingen kam, um denselben in den Rücken zu fallen. Auf einer Ebene zwischen Sprenglingen und Genzingen, eine Meile von Kreuznach, trafen die Mainzischen, welche von Olm kamen, auf ihre Feinde und die Schlacht begann sogleich mit einem Pfeil- und Steinhagel. Der Graf von Leiningen führte den rechten, der von Vahingen den linken Flügel der Spanheimer an. Graf Johann stand im Mittelpunkt und um ihn her die wackern Kreuznacher.

Anfänglich, als die Rheingauer und Binger noch nicht angekommen waren, hielt sich das Treffen die Wage. Die Grafen fochten an der Spitze ihrer Haufen, wie es geübten Kriegern und Feldherren zukommt und Graf Johann hatte mit seinen Kreuznachern schon manche blutige Lücke unter den Mainzern gemacht. Da kamen die übrigen Mainzer von Bingen die Nahe herauf und umzingelten den linken Flügel der Spanheimschen Schlachtlinie. Jetzt begann das Gefecht bedenklich zu werden. Die Grafen, fast von allen Seiten umringt, fochten nicht mehr für den Sieg, sondrrn für Leben und Freiheit. Ihre Reihen waren gleichsam zu einem Haufen znsammengedrängt, in welchem wiederholter Angriff und Vertheidigung ein schreckliches Gemenge von Schwertern, Spießen und andern Waffen, von Todten und Verwundeten hervorbrachten. Auf der einen Seite suchten sich die Grafen an der Spitze ihrer Tapfersten dnrchzuhauen, um das Feld zu gewinnen, auf der andern drängten immer neue Truppen heran, um sie auf ihre Leute zurückzuwerfen. Der Sieg entschied endlich für den Kurfürsten von Mainz.

Die Niederlage der Spanheimer war groß; mehrere hundert ihrer Krieger lagen auf dem Platze, die andern wurden versprengt. Die Rheingrafen, die Grafen von Katzenellnbogen, von Leiningen und Vahingen nebst einer Menge von Rittern und Knechten wurden gefangen. Graf Johann allein sah sich durch einen wackern Bürger und Metzger von Kreuznach, Michel Mort genannt, vom Tode und der Gefangenschaft gerettet. Wie ein Schild deckte dieser seinen von Feinden umringten Herrn und hielt mit starkem nervigem Arme den Angriff so lange zurück, bis er todt blieb und Johann mit seinem Pferde entflohen

war. Ein steinernes Denkmal lohnte die That des heldenmüthigen Bürgers auf demselben Platze, wo er für seinen Herrn gefallen war.

25.

Der heilige Hanno.

(Aus der Vorzeit von Köln.)

Köln, in einer Ebene am linken Ufer des Rheins, über den eine stehende Schiffbrücke nach Deutz führt, ist eine der ältesten und größten Städte Deutschlands und eine Festung vom ersten Range. Sie wurde ursprünglich von den Ubiern, die vom deutschen Rheinufer herüberkommend, sich hier niederließen und 16 Jahre nach Christi Geburt unter den Schutz der Römer begaben, gegründet, hieß damals Oppidum Ubiorum und blieb bis zur Zeit der Franken die Hauptstadt von Germania inferior. Als unter Kaiser Klaudius auf Anlaß seiner in Köln gebornen Gemahlin Agrippina, eine römische Kolonie hier angelegt wurde, erhielt sie die Benennung Colonia Agrippina, woraus der deutsche Name Köln entstanden ist.

Die römischen Imperatoren behandelten Köln, seiner vortheilhaften natürlichen Lage wegen, mit großer Vorliebe und schmückten die Stadt mit einer Menge Prachtbauten. In den unglücklichen Zeiten der Völkerwanderung sank ihr Flor; die früheren Zeiten des Mittelalters halfen ihm wieder auf. Die Cölnischen Erzbischöfe, mit den Kaisern verwandt, oder den wichtigsten Reichsämtern vorstehend, benutzten ihren Einfluß, um der Stadt große Vorrechte zu erwerben und dadurch ihren Wohlstand zu befördern. Oft aber geriethen die geistlichen Herren auch mit den Bürgern in Krieg, wobei es nicht ohne blutige Köpfe abging. Zu den erheblichsten Fehden, welche die Kölner mit ihren geistlichen Oberhirten hatten, gehört der Zwist mit dem heiligen Hanno oder Anno II. (1055 — 1075), der in der Geschichte des deutschen Reichs unter Heinrich IV. eine bedeutende Rolle spielte. Die Erzählung jenes Zwists mag als ein Bruchstück aus der Sittengeschichte des 11ten Jahrhunderts hier einen Platz finden und zugleich dazu dienen, die Reihe der historischen Gemälde aus der Vorzeit von Köln, welche wir unsern Lesern zu geben gedenken, zu eröffnen.

Der Erzbischof Hanno feierte eben das Osterfest in Köln. Er hielt daselbst am ersten Osterfeiertage das heilige Amt und hatte seinen vertrauten Freund, den Bischof von Münster bei sich. Er weihte auch während der Ostertage in Gegenwart vieler Bischöfe die Kirche St. Joris ein, die er gestiftet hatte. Als nun nach der Kirchweihe St. Hanno mit den Bischöfen und seinen andern Gästen in seinem Hofe zu Mittage speiste, ertheilte er den Dienern Befehl, an den Rhein zu gehen und ein Schiff für ihn zu bereiten, auf welchem er eine Lustfahrt auf dem Rheine machen könne. Die Diener gingen und suchten ein Schiff aus; das Fahrzeug aber, welches sie am bequemsten fanden, gehörte einem reichen gewaltigen Bürger. Dieser hatte das Schiff mit Waaren vollgeladen, die er nach dem Feste verführen wollte. Die Diener des Bischofs geboten den Knechten, die das Schiff zu bewahren hatten, die Güter auszuladen, auf daß ihr Herr darin fahren könnte, und als jene sich beharrlich weigerten, diesem Gebote Folge zu leisten, zwangen die Bischöflichen sie, das Schiff zu verlassen. Mit großer Hast liefen sie in die Stadt, und klagten dem Bürger, ihrem Brotherrn, daß sein Gut gegen ihren Willen aus dem Schiff getragen würde.

Der Bürger überlegte kurze Zeit, was hierbei das Räthlichste sei; dann sprach er mit seinem Sohne, einem jungen starken Menschen, der muthig und kühn, auch überall beliebt war und großen Anhang hatte. Dieser nahm sein Gesinde und viele andere junge Gesellen, die seine Freunde waren, lief hastig mit ihnen an den Rhein, trieb des Erzbischofs Leute aus dem Schiffe und lud die Güter wieder ein. Jetzt kam der Vogt der Stadt Köln, um den Bischöflichen zu helfen; aber auch diesen verjagten sie. Beide Parteien wurden bald zahlreicher; einer Seits kamen eine Menge Bürger in Harnischen aus der Stadt, anderer Seits eilten die Freunde des Bischofs herzu und nicht viel fehlte, so wäre eine blutige Schlacht entstanden.

Inzwischen erhielt der Bischof Kunde von den gedachten Vorgängen, und sandte schnell einige seiner Freunde, um das empörte Volk zu beruhigen und ihm die Bestrafung der Schuldigen zum nächsten Gerichtstage zu versprechen. Hierüber ging das Volk auseinander; nur die jungen Leute, welche bei dem Streite am meisten betheiligt waren, liefen in den Straßen und Weinhäusern in der Stadt umher und klagten, daß der Bischof oft ungebührliche Dinge gebiete und manchen ehrsamen Mann

um geringer Worte willen vor Gericht ziehen lasse. Diese Reden und der Wein machten, daß man sich mit einander verband, dem Bischofe Widerstand zu leisten und dies um so eher für ausführlich hielt, als die Bürger von Worms ja ebenfalls ihren Bischof mit gewaffneter Hand aus der Stadt vertrieben hätten, während sie doch weder so mächtig an Volk und Reichthum, noch so geübt im Ritterspiel wären, wie die Kölner.

Als nun nach den Ostertagen St. Joristag eintrat und der Erzbischof die Messe selbst gelesen und in seiner Predigt gesagt hatte, daß die Stadt Köln in des Teufels Gewalt gegeben wäre und verderben müßte, wenn die Bürger nicht Gott treulich anruften und sich besserten: da sammelte sich um Sonnenuntergang ein trunkener Haufen von Leuten, die sich verschworen hatten gegen den Bischof. Sie wappneten sich, besetzten alle Stadtthore und liefen dann in großer Menge von allen Seiten dem Bischofshofe zu, in dem sich Hanno mit dem Bischofe von Münster befand. Die Leute des Erzbischofs stellten sich zur Wehr und trieben das Volk zurück, welches mit Gewalt in den Hof dringen wollte. Einige der Angreifer wurden von Steinen getroffen und erschlagen, Andere auf andere Art getödtet oder verletzt und das Volk, als es den Ueberfall so kraftvoll abgeschlagen sah, setzte sich auf flüchtigen Fuß. Da rief ein Ritter, der sich unter dem Volke befand, die Fliehenden zurück, brachte sie zum Stehen und führte sie von neuem gegen den Bischofshof. Mit Helmarten, Schwertern und Keulen begannen sie einen wüthenden Angriff auf die Pforten, brachen die Schlösser auf und hoben mit großen Hebebäumen die Thorflügel aus den Angeln. Als sich nun des Bischofs Leute nicht länger gegen die Bürger halten konnten, entfloh der Erzbischof, von den Seinigen bedeckt, in größter Eile nach der Domkirche. Umsonst durchsuchten die Bürger alle Winkel des Bischofshofes; sie fanden nicht, den sie suchten. Dagegen zerstörten oder raubten sie Alles, was dem Bischof gehörte. Sie schlugen alle Schlösser auf, nahmen sein Gold und Silber, seine Kleinode und Gewänder und vertheilten sie unter sich. Einige gingen in die Keller und tranken so viel Wein als sie mochten; dann schlugen sie die Böden aus den Fässern und ließen den Wein in die Keller fließen, welche so voll wurden, daß beinahe Einige darin ertrunken wären. Andere brachen in die Kapelle ein und raubten die Kleinode, die geweihten Gefäße und alles Silber; die bischöfli-

chen Gewande, Chorröcke, Infuln u. s. w. wurden zerrissen und vernichtet. Hinter dem Altar fanden sie einen Menschen versteckt; wähnend, daß es der Erzbischof sei, erschlugen sie ihn. Da sie nun aber vernahmen, daß sich der Bischof in den Dom geflüchtet habe, wo er sowohl der geweihten Stätte, als der starken Mauern halber Schutz zu finden glaube, umgaben sie den Dom und brachten Arbeitszeuge, um die Mauern zu untergraben; ließe sich dieses nicht thun, so wollten sie die Kirche und mit ihr zugleich den Bischof verbrennen. Im Innern der Kirche aber merkten der Bischof und seine Begleiter wohl, daß der Haufe nicht allein von Trunkenheit, sondern von Haß und Zorn erfüllt sei; man rieth daher dem Bischofe zu entfliehen, und dadurch sich und die Kirche zu retten. Da es nun Mitternacht und ganz finster geworden, beschloß der Bischof diesen Rath zu befolgen. Es war an dem Dome ein kleiner enger Gang, welcher nach dem Thurme, von da nach einem Privathause und von hier nach einem anderen Hause führte, das an der Stadtmauer gebaut war und einem von des Bischofs Leuten gehörte. Dieser hatte die Erlaubniß erhalten, ein kleines Thürmchen durch die Mauer zu brechen; durch dieses entkam Hanno mit dem Bischofe von Münster und einigen Andern. Draußen standen Diener mit vier Pferden bereit, auf welchen die Fliehenden sich nach Neuß begaben.

Während dessen stürmten und untergruben die Bürger zu Köln den Dom :und schwuren, sie müßten den Bischof haben, und wenn er gleich in das kleinste Würmchen sich verwandeln sollte. Die im Innern zurückgebliebenen Leute des Bischofs, nachdem sie diesen in Sicherheit glaubten, sagten endlich den Stürmenden, daß sie sich ohne Noth abquälten, indem der Bischof, man wisse nicht wohin, entflohen sei. Sie erboten sich, den Dom zu öffnen und die Bürger erstaunten nicht wenig, als sie jene Aussage bestätigt fanden. Einige meinten, der Bischof müsse noch bei Tage entflohen sein, Andere fürchteten, er werde während der Nacht Volk zusammenzubringen und die Stadt zu überrumpeln suchen. In Erwägung dieser Möglichkeit theilten sich die Bürger in mehrere Haufen und besetzten die Mauern, indem sie es zugleich an den verschiedenartigsten Ausschweifungen nicht fehlen ließen.

Einen Mann aus dem gemeinen Volke hingen sie über dem Stadtthor auf, aus keinem andern Anlasse, als um dem Bischofe

eine Schmach zu thun. Ein altes Weib warfen sie von der Stadtmauer, daß sie alle Glieder zerbrach, angeblich, weil sie eine Wahrsagerin sei und mit Zauberei umgehe. Die Aebtissin des St. Cäcilienklosters, eine Verwandte des Bischofs, entging nur durch schnelle Flucht dem Tode. Die Kölner sandten darauf einen Boten zum Kaiser, ließen ihm melden, was geschehen sei und ermahnten ihn, bald nach Köln zu kommen, ihm selbst zum Frommen und zum Heil der Stadt. Sie meinten, Ehre eingelegt zu haben, weil der Kaiser auf den Erzbischof und dessen Bruder zürnte.

In kurzer Zeit war die Kunde von der Vertreibung des Bischofs in der Gegend am Rhein überall bekannt, und Jedermann jammerte darüber, denn der Bischof that viel Gutes, predigte selbst, labte und tröstete die Siechen und Armen, so sehr er konnte, bei Tag und Nacht. Die Leute um Köln, reich und arm, sammelten sich und erklärten sich bereit, lieber zu sterben, als zu dulden, daß ihrem Herrn ein solches Leid wiederfahre. Und bald waren viele tausend gewappnete Menschen beisammen; diese zogen alle zum Bischof und lagen ihm an, daß er sie nach Köln führen, die Stadt erobern und die ihm widerfahrene Schmach rächen möchte. „Herr!“ versicherten sie, „wir wollen mit Dir leben und sterben, und so Dich Köln nicht für seinen Herrn erkennen will, wollen wir die Stadt sammt allen Bürgern verbrennen, oder die Mauern einstürzen und Dich über die Leichname der Erschlagenen auf Deinen bischöflichen Stuhl zurückführen.“

Drei Tage waren seit der Flucht des Bischofs verflossen, als dieser mit dem großen Heere vor Köln kam und die Stadt belagerte. Die Bürger verließ bei dem Anblick dieser großen Menge Volks der Muth. In Verwirrung gesetzt, sandten sie Boten zum Bischof und ließen um Gnade bitten, indem sie sich bereit erklärten, Alles zu leiden, was das Recht über sie verhängen würde. Zugleich erboten sie sich, alles Zerstörte, Geraubte und Verdorbene zu bauen, zu bessern und zu erstatten.

Der Bischof, ein gütiger Mann, wies die Bitte der Bürger nicht zurück. Er zog mit allem Volke in die Stadt und hielt zu St. Joris eine Messe. Als er diese gesungen hatte, belegte er Alle, die gegen die Kirche gefrevelt mit Rath und That, mit dem Bann, bis sie ihre Schuld bekannt und Buße gethan haben würden. Da kamen ihrer Viele in einer langen Prozession paarweise mit wollenen Kleidern angethan und baten, ihnen eine

Buße aufzuerlegen, damit sie versöhnt würden. Der fromme Bischof aber vermochte das Volk, so mit ihm gekommen war, kaum zurückzuhalten, daß es nicht über die Büßenden herfiel, um den verübten Frevel zu rächen. „Herr!“ sagte man ihm: „so Du dieses Volk diesmal unbestraft lässest, werden sie dadurch in ihrer Bosheit gestärkt und Du wirst bald ein Opfer ihrer Büberei sein.“

Da hieß der Bischof die Büßenden des andern Tages sich wieder im Dome einfinden, und ging für seine Person nach St. Gereon, außerhalb der Stadt. Hier wollte er übernachten, weil er wegen der Menge des von den verschiedensten Leidenschaften befeuerten Volks in der Stadt einen Auflauf befürchtete. Den gemeinen Leuten, welche mit ihm gezogen waren, ließ er durch seine Amtleute Dank sagen für ihren treuen Beistand, und sie bitten, wieder heimzuziehen. So hieß er auch die Bürger in ihre Häuser gehen und auf seine Gnade hoffen. Die Reisigen, und die Rüstigsten aus der Ritterschaft behielt er bei sich zu seinem Schutz; in der Nacht schickte er einen Theil davon nach der Stadt, um zu vernehmen, ob ein Auflauf oder irgend eine Verrätherei im Werke sei.

In dieser Nacht aber räumten viele reiche Handelsleute die Stadt und zogen zum Kaiser, ihn um Hülfe gegen den Bischof zu bitten. Als am andern Tage der Bischof in den Dom kam und erfuhr, daß Viele die Stadt verlassen hätten, setzte er diesen eine Frist von drei Tagen, damit sie kommen möchten und Buße thun; allein es kam Keiner. Die Ritter, welche bei dem Bischofe waren, ergrimmten über diese Hartnäckigkeit der Bürger; sie waffneten sich, fielen in die Bürgerhäuser und raubten vieles Gut; was sie nicht mochten, verdarben sie. Auch nahmen sie eine Menge Bürger gefangen, hielten sie fest und thaten ihnen weit mehr Leides, als sie dem Erzbischof angethan hatten. Der Bürgersohn, welcher der Anstifter des Aufruhrs gewesen, wurde mit andern Bürgerskindern ergriffen und des Augenlichts beraubt; Andere wurden mit Ruthen gepeitscht, und noch Andere trieb man mit beschorenem Haupte aus der Stadt. Als der Erzbischof diese schwere Rache vernahm, die ganz gegen seinen Willen verübt wurde, begab er sich selbst zu den Bürgern und gebot seinen Anhängern Friede. Darauf aber nahm er alle Bürger, die noch in der Stadt waren, zu Gnaden an und ließ sie ihm huldigen und schwören, fortan ihm hold und treu zu blei-

ben. Das thaten die Bürger gern. Sie fielen dem Bischof zu Füßen, gelobten ihm auch beizustehen gegen diejenigen, so aus der Stadt entwichen waren, bis diese sich vor ihm gedemüthigt haben würden.

Bischof Hanno zog darauf nach Siegburg auf den Berg und hinterließ große Parteiungen in Köln. Denn der eine Theil hielt es zwar mit ihm und meinte, er hätte Recht gethan; die Andern aber betrübten sich, daß ihre Freunde aus der Stadt verbannt oder getödtet wären und hielten die Strafe für unziemlich und hart.

Nicht lange nach der Abreise des Bischofs hatten die Schöffen in Köln ein Urtheil gegen eine arme Wittwe gefällt, welches nicht aufrichtig war. Die Wittwe ging nach Siegburg und klagte dem Erzbischof, daß sie zu ihrem Rechte in Köln nicht kommen möchte. Der Erzbischof ließ die Schöffen mit ihren Gerichtsbüchern kommen, fragte sie, warum sie also falsch geurtheilt hätten, und als sie darauf nicht sonderlich antworten konnten, ließ er ihnen Allen die Augen ausstechen. Einer unter ihnen war des Bischofs Vertrauter und sein Gevatter: dem befahl er ein Auge zu lassen, damit er die Andern nach Köln zurückführe. Auch mußten die Schöffen an ihren Wohnungen über der Thür am Giebel ein steinernes Haupt ohne Augen machen lassen zum ewigen Gedächtniß jener Strafe.

Die völlige Aussöhnung des Erzbischofs mit der Stadt erfolgte endlich in Folge eines merkwürdigen Traums. Es däuchte nämlich dem Bischofe, als käme er in ein schönes Haus, in welchem viel herrliche Prälaten-Stühle standen, die sämmtlich bis auf einen besetzt waren. Es saßen auf ihnen Heribert von Köln, Bardo von Mainz, Poppo und Eberhard von Trier, Arnold von Worms und viele andere Bischöfe aus Gallien, die er Zeit seines Lebens gekannt hatte; alle waren angethan mit bischöflichen Gewändern, rein und weiß wie der Schnee. Hanno kam es vor, als sei er auf gleiche Weise gekleidet, habe jedoch auf der Brust einen stinkenden Schmutzflecken, dessen er sich schämte und den er vergebens mit der Hand zu bedecken suchte. Als er sich nun auf den leer stehenden Stuhl setzen wollte, erhob sich der Bischof von Worms und sprach: „Diese ehrliche Gesellschaft will nicht, daß Du in ihrer Mitte sitzest, da Dein Gewand einen Schmutzflecken hat.“ Wie nun Hanno darüber sehr betrübt wurde und weinte, sagte der Bischof ferner: Sei

guten Muthes, Vater! und thu' den Flecken von Deinem Kleid, denn anders magst Du nicht würdig werden, in frommer Väter Gesellschaft zu sitzen, wenn Du, nach Deinem Begehr, in die seligen Wohnungen gelangen wirst."

Am Morgen darauf erzählte Hanno einem seiner Freunde diesen Traum. „Der Flecken," sagte dieser, „der sich auf Deinem Kleide befand, ist nichts anderes, denn das Andenken an die Schmach, die Du von den Bürgern zu Köln erlitten. Dasselbe sitzt härter und fester in Deinem Herzen, als recht ist und hat die Klarheit Deines Wandels verdunkelt."

Hanno war verwundert, daß sein Freund seine Gedanken wußte und gestand, daß dem so sei. Von Stund' an ließ er die Bürger von Köln, welche er verbannt hatte, wieder zurückrufen, verzieh ihnen die Schuld und sprach sie vom Banne los.

Am nächsten Osterfest predigte er und vermahnte die Bürger zu Frieden und Eintracht. Darauf hielt er eine Messe mit großer Festlichkeit und reichte den Bürgern, vornehm und gering, des Sakrament des Altars, zum Zeichen der aufrichtigen Versöhnung. Also ward der Bischof befreit von der Bitterkeit seines Herzens und das Volk von seiner Furcht, und hinfort bestand zwischen ihnen Friede und Eintracht.

26.

Markgraf Gero.

(Zur Erklärung des Stahlstichs.)

Zwischen Quedlinburg und Ballenstädt, von jedem eine Stunde entfernt, in einer Vertiefung und in der Mitte eines Thales liegt auf einem Hügel die Gero'sburg, ein Ueberrest aus der frühesten Zeit. Die noch gut erhaltene Warte ist achteckig und hat den Eingang erst in einer Höhe von 40 bis 50 Fuß. Die Burg war mit einem doppelten gemauerten Wallgraben umgeben und enthielt mehrere Gebäude; jener zeigt noch in den Ruinen seine Lage und Festigkeit. Die Mauern des Thurms und der Gewölbe sind an 12 Fuß dick.

Von der ursprünglichen Erbauung dieser Burg ist nichts bekannt; sie soll schon zu Karls des Großen Zeiten von den Voraltern des Markgrafen Gero (S. 2 und 10.) bewohnt gewesen sein. Dieser letztere hielt (nach Meibom) im J. 937 hier als in seiner väterlichen Burg öffentlich Hof, war der erste Markgraf der von ihm eroberten Lausitz und zugleich Burggraf zu Magdeburg.

Als Markgraf der Lausitz erbaute Gero an der westlichen Grenze der Niederlausitz zu seinem Gedächtniß eine Stadt, die er Geronsstadt nannte. In dem Dorfe Gehren bei Luckau, das an dieser ehemaligen und jetzigen Grenze liegt, und noch im Jahre 1346 Gerin geschrieben wurde, findet man Ruinen, die wahrscheinlich jener Stadt angehören.

Die Kronisten bezeichnen Gero als einen ausgezeichneten Krieger, der den Kaisern die außerordentlichsten Dienste leistete und sogar mit ihnen verschwägert war. Er beherrschte, wie man glaubt, die Ostmark, das Havelland, den Kurkreis, die Lausitz u. die Mark Meißen, die erst später zur eigenen Mark erhoben wurde. Im J. 937 hatte Otto der Große ihn zum obersten Anführer seiner Truppen gegen die östlichen Slaven und zu einem der mächtigsten Fürsten des deutschen Reichs erhoben. Neben der Waffengewalt verschmähte er auch die List nicht, wenn es galt, die unglücklichen Wenden zu unterdrücken, und da er also überall den Sieg davon trug, pflegte sein Zeitalter ihn den Wendenbändiger zu nennen.

In Folge der sehr natürlichen Abneigung, welche die Wendischen Fürsten gegen ihn hatten, soll es geschehen sein, daß dreißig derselben sich zu seinem Untergange verschworen. Gero erhielt noch zeitig genug Nachricht von diesem Unternehmen und erfuhr zugleich, daß die Verschworenen sich (in dem Schlosse Burgk bei Kottbus) zum frohen Gelage versammelt hätten. Rasch wurden die Heiden überfallen und, da sie im berauschten Zustande sich nicht vertheidigen konnten, sämmtlich erschlagen.

Diese That, sowie überhaupt die Ausrottung der Heiden scheint dem Markgrafen Gero so sehr Gewissenspflicht gewesen zu sein, daß er noch im Tode sich dieselbe als ein Verdienst beimaß, denn man las auf seinem Grabsteine noch in späten Jahrhunderten den Vers:

Zu Laußnitz erster Fürst war ich;
Dreißig Wend'sche Herren tödtet' ich.

Er starb am 14. Juli 965 in dem von ihm gestifteten Kloster Gernrode; vor dem Altare der Stiftskirche stand sein Grabmal. In den ehemaligen, jetzt zur Pachterswohnung eingerichteten Klostergebäuden aber sieht man ein sehr altes Gemälde von Gero, dessen Erhaltung dem jedesmaligen Pachter zur Pflicht gemacht ist.

27.

Die Wenden.

(Schluß.)

Von Wissenschaften und Künsten konnte bei einem Volke nicht füglich die Rede sein, bei welchem Krieg, Land- und Seeräubereien die Lieblingsbeschäftigung war, das in schlechten, leicht abzubrechenden Hütten wohnte und hölzerne Ungeheuer anbetete. Was etwa von Wissenschaft und Kunst bei ihnen anzutreffen war, durfte man höchstens bei den Priestern suchen.

Schreiben konnten sie und mußten also auch Schriftzeichen haben. Die Anwohner der Ostsee scheinen mit der Runenschrift nicht unbekannt gewesen zu sein. — In der Rechenkunst hatten die Wenden ebenfalls nicht besondere Fortschritte gemacht, da ihr Handel größtentheils Tauschhandel war. Sie zählten bis zehn und fingen dann wieder von vorn an; sie kannten keine größere Zahl, als die eines Menschenalters, worunter sie ungefähr 100 Jahre verstanden, und deuteten dadurch eine lange Reihe von Jahren an. In der Astronomie und Zeitrechnung waren sogar die Priester unerfahren. Man kannte nur zwei Jahreszeiten, rechnete nach synodischen Monaten, von einem Neumonde zum andern, und so mochten wohl 13 Monate auf ein Jahr kommen. Das Jahr begann mit dem Frühlinge oder dem damaligen Sommer, wo die Wenden das Frühlingsfest feierten. Eine Woche bestand aus sieben Tagen; aber von Eintheilung der Tage in Stunden wußten sie nichts.

Die Wenden erkannten ein unsichtbares Wesen, dem sie alles Gute zuschrieben, und ein anderes dachten sie sich als die Quelle alles Uebels, welches ihnen begegnete. Der gute Gott hieß Belbog (der weiße Gott, der Gott des Lichts); er war das allerhöchste Wesen, der Urheber der Welt, der im Himmel über alle andern Götter herrschte und seine Macht nur auf himmlische Angelegenheiten einschränkte. Eine Menge von höheren

Wesen, welche gewisse Körper auf Erden beseelten, waren aus dem Blute des allgemeinen Gottes (Bog) entsprossen und je näher diese dem Gotte der Götter verwandt waren, desto größer war ihr Vorzug und ihre Macht.

Das feindselige Wesen, von dem sie alles Böse herleiteten, nannten sie Czernebog, den schwarzen Gott. Bei Gastmählern reichte man beiden Göttern die erste Schale; dem Belbog, um von ihm Glück, dem Czernebog, um die Abwendung alles Uebels und die Lenkung seines Zorns auf die Feinde zu erflehen. Dem bösen Gotte schrieb man die Qualen und Beängstigungen durch Gespenster und nächtliche Erscheinungen zu; aus seinem bösen Willen entstanden die Krankheiten der Menschen und des Viehes, alle Schäden und Gebrechen und jeder Verlust, den man auf irgend eine besondere Art erlitt: gegen alles dies glaubte man durch die Zauberer und Geisterbeschwörer Schutz und Befreiung zu erlangen.

Die Wenden begnügten sich mit den genannten zwei allgemeinen Gottheiten nicht, jeder Stamm hatte seine besondern Schutzgötter, fast jede Familie ihre eignen Hausgötter. Ja man nahm die Gottheiten benachbarter Völker unter die Zahl der eigenen Götter auf, und füllte mit ihren Bildnissen die Tempel.

Unter allen Gottheiten, welche von den Wenden an der Ostsee verehrt wurden, stand Swantewit (das heilige Licht) der Gott der Rügier, oben an, (S. 14). Ein anderer Hauptgott, der berühmte Radegast, befand sich zu Rhetra, im Lande der Rhedarier, wovon nachmals ein Theil zu Pommern gehörte. Sein Bildniß war von Gold und stand auf einem Postament. Er war dargestellt als ein junger Held mit sehr ernsthaftem Gesicht und krausen Haaren; auf dem Haupte befand sich ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln. Auf der Brust hatte er einen Schild hangen, worauf ein Büffelshaupt abgebildet war. Mit der rechten Hand faßte er unten den Schild und in der linken hielt er den Stiel eines Gewehrs, vielleicht einer Hellebarde. Er war nackt und hatte auch ein prächtiges Bett mit Purpur bekleidet. Von ihm erbat man sich besonders den Sieg und verehrte ihn nach einer glücklichen Rückkehr mit Geschenken.

Außer den genannten Gottheiten hatten die Wenden eine Menge anderer Götter, z. B. in Brandenburg den Triglaff (S. 10), in Julin das Bild der Sonne (S. 20). Noch mehrere werden wir in der Folge kennen lernen. Ferner hatte man Unter-

götter, deren Anzahl sich mit der Zeit so sehr vervielfältigte, daß nicht nur die Wohnplätze, Seen, Flüsse und Wälder, sondern auch einzelne Steine, Bäume und Menschen mit eignen Schutzgeistern versehen waren. Diese ließen, nach der Meinung des Volks, öfters ihre Stimmen hören und machten sich zuweilen den Menschen in einer angenommenen Gestalt sichtbar. Besonders zeigte sich der Schutzgott des Sees zu Rhetra seinen Verehrern, wenn dem wendischen Staate eine merkwürdige Veränderung bevorstand; er kam dann in der Gestalt eines mit sehr großen Hauern bewaffneten wilden Schweins aus den Fluten hervor, wälzte sich mit Geschrei in dem nächsten Moraste, bis er von vielen Menschen bemerkt worden, und stürzte sich dann wieder ins Wasser.

Im freien Felde hatten die Wenden besondere Opferplätze, welche durch Steine von den gemeinen Orten abgesondert waren und auf denen sie ungeheure Opfersteine, oft mit einer bewundernswürdigen Kunst und unzerstörbaren Festigkeit zu Altären aufthürmten. Sie verehrten nämlich ihre Götter anfänglich ohne alle Bilder in dichtverwachsenen Wäldern, wo sie der Gottheit Gegenwart zu ahnen glaubten.

Da weihte noch die Andacht
Die Flur zum Tempel ein,
Und durch des Beters Inbrunst
Ward zum Altar der Stein.

Erst in späterer Zeit errichteten sie Tempel, und sorgten ängstlich für die Sicherheit der Götter, deren Bilder sie darin aufstellten. In der Beschreibung der Vorzeit der einzelnen Orte werden wir Gelegenheit haben, das Innere einiger dieser Tempel näher kennen zu lernen (S. 14.)

Der vielfältige Gottesdienst, die Opfer auf Altären und in den Tempeln, die Wartung der heiligen Pferde, die Ertheilung der Göttersprüche und die Lenkung der Rathsversammlungen nach dem Willen der Götter, erforderten eine Menge Diener und Vertraute der Götter, durch deren Mund den Menschen die höheren Befehle offenbar wurden. Die Priester machten aber deswegen keinen besondern Stand aus, vielmehr war jeder von ihnen zugleich Seeräuber, Handelsmann oder Hausvater und erschien nur in der Landesversammlung, wenn er Vorgesetzter einer Stadt oder sonst zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten

geeignet war. Die Haupttempel hatten mehrere Priester und sogar für heilige Bäume und Quellen waren eigene Aufseher oder Priester bestellt. Diese lebten von den Einkünften der Tempel oder ernährten sich von den Opfern, welche den Gottheiten dargebracht wurden. Sehr reiche Einkünfte hatten die Priester bei den Haupttempeln und darum ist es nicht zu verwundern, wenn sie sich der Einführung des Christenthums auf das lebhafteste widersetzten, und alle Unglücksfälle, welche sich ereigneten, dem Zorne der verachteten Götter zuschrieben.

Die Beschäftigung der Priester bestand vorzüglich im Beten, Opfern und Weissagen. In den ältern Zeiten opferte man vorzüglich Ochsen, späterhin auch Schafe und andere Thiere und nicht selten auch Christen. Nach einem glücklichen Feldzuge wurden die erbeuteten Thiere und die Gefangenen zum Priester gebracht, welcher sich die Opfer durch das Loos auswählte. Bei Christenopfern kostete der Priester von ihrem Blute, um für die Götter-Aussprüche desto empfänglicher zu sein.

Bei den Opfern wurde gewöhnlich geweissagt, und der Arten, den Willen der Götter zu erforschen, gab es mehrere. In Stettin, Arkona und Rhetra geschah das Weissagen durch Pferde. In Rhetra gruben die Priester erst, unter stetem Gemurmel, sitzend (die Andern standen), die Erde auf, zogen aus deren Beschaffenheit gewisse Folgen und bedeckten sie dann mit einem grünen Rasen. Nun führten sie das heilige Pferd über zwei Spieße, die mit ihren Spitzen in der Erde steckten und erst dann, wenn beide Anzeichen übereinstimmten, wagten sie einen Ausspruch.

Eine andere Art zu weissagen, und zwar mittelst Holzes, war zu Stettin und Arkona üblich, vorzüglich wenn man einen Seeräuberzug unternehmen wollte. Man gebrauchte zum Loosen drei weiße und drei schwarze Stäbchen; jene bedeuteten einen glücklichen, diese einen unglücklichen Erfolg. — Auch Weiber wurden als Prophetinnen angesehen; zu ihrer Kunst bedurfte es nichts weiter, als daß sie willkührlich auf dem Feuerheerde in der Asche Striche zogen. Waren diese der Anzahl nach gerade, so sollte es eine gute, entgegengesetzten Falls eine üble Bedeutung haben. — Selbst aus goldenen und silbernen Bechern wurde geweissagt. Nach vollbrachtem Opfer ging es zum Gastmahle und zum Tanze.

Den Göttern waren besondere Festtage gewidmet. Beim Anfange eines jeden Frühlings wurde ein allgemeines Fest zum Andenken der Verstorbenen gefeiert. Die ganze Gemeinde zog

am ersten Tage desselben bis ans Ende des Dorfs, wo die Todten verbrannt wurden, singend und mit Fackeln und opferten daselbst. Eben so feierten sie das Erntefest, und mehrere andere Feste, welche einzelnen Stämmen, Städten oder Dörfern eigen waren. Die Priester verkündigten die heiligen Feste und bestimmten durch das Loos, wann es gefeiert werden sollte.

Die Oberhäupter (Fürsten, Könige) der Wenden führten den Namen Krole. Die Edelsten, welche wahrscheinlich größtentheils von dem Regentenstamme abstammten oder mit demselben verwandt waren und ansehnliche Distrikte beherrschten, hießen Supans (Szupans); die übrigen Adeligen Pans (Herren). Die Macht der Fürsten war durch Gesetze, Priester, die Vornehmsten und Reichsten des Volks eingeschränkt. Wichtige Angelegenheiten wurden auf den Landtagen beschlossen, zu deren Abhaltung in Stettin die Continen bestimmt waren. Auf allgemeinen Landtagen ging es öfters wohl ziemlich wild und unordentlich zu; wer sich dem allgemeinen Schlusse widersetzte, wurde durch den Prügel, und außer der Versammlung durch Feuer und Verheerung seines Eigenthums zur Beistimmung gezwungen, und büßte überdies für seinen Widerspruch auch noch durch andere Strafen.

Die Gewalt der Fürsten war so wenig fest gegründet, daß sie nach den veränderlichen Launen der Vornehmen und bei Aufwiegelungen oft des Throns entsetzt wurden. Der Vorwand, schlecht regiert und durch Härte und Strenge die Freiheit des Volks unterdrückt zu haben, mußte ihrem Leichtsinne und Eigennutze zur Entschuldigung dienen; und so demüthigend und beinah kriechend noch kurz vorher ihre Ehrfurcht gegen den Fürsten gewesen, so stolz, übermüthig und grausam war dann ihr Betragen gegen das gestürzte Oberhaupt.

Die Regierung war erblich, und da die Fürsten des Landes ihre Unterthanen als ihr Eigenthum ansahen, so theilten sich die Söhne entweder in das Land, oder der älteste Bruder übernahm die Regierung des ganzen Landes und die jüngern begnügten sich mit einzelnen Distrikten, die ihnen zu ihrem Unterhalt abgetreten wurden; in Ansehung des Eigenthums blieben sie dabei der Oberherrschaft des Landesfürsten völlig unterworfen.

Die Einkünfte der Fürsten bestanden hauptsächlich in den Ländereien, welche zu ihrem Unterhalte bearbeitet wurden, in dem Antheile an der Beute, in den Zöllen, Abgaben von Krügen und

andern Naturalzinsen. Aber sie bedurften auch keiner großen Einkünfte, da jeder Slave zugleich ein Krieger war, und die tapfern Krieger durch Ländereien belohnt wurden, von deren Ertrage sie lebten. Eines Staats-Schatzes bedurfte man nicht; in Nothfällen sammelte man, was bei Jedem an Gold und Silber vorräthig war und schoß das Fehlende aus dem Tempelschatze zu. Den jährlichen Tribut, welcher an fremde Fürsten bezahlt werden mußte, gaben die Unterthanen, und diese Abgabe fiel ihnen bei dem großen Geldmangel besonders schwer.

Die Staatsämter vergaben die Fürsten nach Willkühr; sie setzten die Statthalter der Provinzen, die Kastellane und Richter, ernannten die Feldherren im Kriege, hielten selbst Gericht, beriefen die Landes-Versammlungen und ordneten mit Einwilligung der Vornehmen Alles an, was das Wohl des Staats erheischte.

Geschriebene Gesetze waren bei den Wenden unbekannt; sie sprachen das Recht nach gewissen Gewohnheiten. Gegen Gewaltthätigkeit schützte ein heiliger Hain oder eine Opferstätte und selbst die Wohnung des Fürsten. Des Eides bedienten sie sich selten, weil sie die göttliche Rache fürchteten. Welche Strafen auf Verbrechen und Uebelthaten bei ihnen gesetzt waren, ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß sie in dieser Hinsicht menschlicher dachten, als die Christen; denn sie machten es diesen zum Vorwurf, daß sie ihren Verbrechern die Füße verstümmelten, sie der Augen beraubten und mit allerlei Arten von grausamen Strafen gegen einander wütheten.

28.

Das Rathhaus zu Berlin.

(Seite 1.)

Die erste historische Kunde aus der Vorzeit von Berlin beginnt um das Jahr 1133. Dieser Königssitz bestand damals aus zwei Fischerdörfern, Berlin und Köln, die auf der Stelle der heutigen Stadt, diesseits und jenseits der Spree standen und von Wenden bewohnt waren. Albrecht der Bär erweiterte beide Dörfer theils im äußern Umfange, theils gab er ihren Rechten eine größere Ausdehnung. Durch Kolonisten-Familien, die er aus den Niederlanden herbeigezogen, wurde die ganze Ge-

gend neu bevölkert. Albrechts Nachfolger aus dem Anhaltschen Fürstenhause thaten das Ihrige ebenfalls und unter Waldemar (1319) hatten die genannten Ortschaften Mauern und waren durch Handel und Gewerbe zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt. Bäcker, Schuster, Tuchmacher, Kirschner und Schlächter hatten ihre eigenen Innungen; die Stadt genoß einer Zollfreiheit, die das schönste Aufblühen des Handels zur Folge hatte. Die Bürger fingen an sich zu fühlen und schon im Jahre 1335 war der Magistrat veranlaßt, zur Abstellung des übermäßigen Luxus eine strenge Speise- und Kleiderordnung einzuführen.

Bis zum Jahre 1307 hatten beide Städte ihren abgesonderten Rath. In diesem Jahre wurden aber, mit Genehmigung der Markgrafen, beide Räthe dergestalt vereinigt, daß zwei Drittel der gemeinschaftlichen Rathmänner aus Berlin und ein Drittel aus Köln zu wählen, und zwar so, daß die Wahl der Berliner Rathmänner von Köln, die der Kölner von Berlin erfolgen sollte. Von den zu wählenden zwölf Rathmännern schieden jährlich vier aus, die durch Neugewählte ersetzt werden mußten. Diesen letztern lag die Besorgung der eigentlichen Geschäfte ob; die acht älteren Mitglieder bildeten mehr einen Hülfs-Rath. Gleichzeitig wurde die Gerichts-Verfassung dahin bestimmt, daß die Rechtspflege von sieben Schöppen (vier aus Berlin und drei aus Köln), die auf gleiche Weise wie die Rathmänner gewählt wurden, und denen ein markgräflicher Beamter (Schulze, Schultheiß) vorgesetzt war, verwaltet werden sollte. Wo die vorhandenen Gesetze nicht auslangten, entschied das Magdeburgsche Recht; Ober-Instanz war der Schöppenstuhl zu Brandenburg.

In das Jahr 1307 fällt ohne Zweifel auch die Erbauung des für den gemeinschaftlichen Rath bestimmten Rathhauses, das in der heutigen Post-Straße an der Stelle der Häuser No. 4, 5 und 6. aufgeführt wurde. Dieser Bau hatte die Anlegung der langen (früher neuen) Brücke zufolge, wodurch der Verkehr zwischen Berlin und Köln außerordentlich erleichtert wurde. Denn bis jetzt hatte der einzige Vereinigungspunkt zwischen beiden Städten in dem Gange über das Gerinne der Mühlen (am jetzigen Mühlendamm) bestanden.

Im Jahre 1367 entstand ein heftiger Brand, der unter andern auch einen Theil des Rathhauses in Asche legte. Dasselbe wurde wiederhergestellt, die bestehende Verfassung aber erlitt allmählig mehrere Veränderungen. In die Bürger beider

Städte war (eine zu jener Zeit in Deutschland sehr gewöhnliche Erscheinung) ein Geist der Freiheit gefahren, der sich ganz am unrechten Orte geltend zu machen suchte. Die Bürger vertheidigten nämlich mit Hartnäckigkeit und Eifersucht ihre vermeintlichen Rechte gegen ihren Landesherrn, bemerkten aber nicht, daß ein weit gefährlicherer Feind ihrer Freiheit sich unter ihnen selbst erhob. Es hatte sich nämlich in Berlin, wie in andern wohlhabenden Städten, ein Stand der Patrizier gebildet, welcher sich die Bekleidung der Magistrats-Stellen anmaßte. Der aus diesen Patriziern gewählte Rath traf im Jahre 1431 ein Uebereinkommen dahin, daß Bürgermeister und Rathmänner ihre Nachfolger in demselben Amte, sowie die Gerichts-Schöppen, jährlich durch Stimmen-Mehrheit wählen konnten, und zwar für Berlin zwei Bürgermeister, zehn Rathmänner und vier Schöppen, für Köln einen Bürgermeister, fünf Rathmänner und drei Schöppen, welche gemeinschaftlich die Polizei und die Rechtspflege im Rathhause bei der langen Brücke üben sollten. Dieses Abkommen entriß der Gemeinde alle Rechte, welche ihr im Jahre 1307 eingeräumt waren und erregte mithin große Unzufriedenheit unter den Bürgern. Die vier Hauptgewerke wandten sich an den Kurfürsten und stellten vor, daß der gemeinschaftliche Rath beiden Städten schädlich sei. Es entstanden bei dieser Gelegenheit so gefährliche Unruhen, daß die Bürgermeister und Rathmänner sich bewogen fanden, nicht allein ihre Aemter niederzulegen, sondern auch die Schlüssel der Stadthore abzugeben und Alles lediglich der Entscheidung des Kurfürsten (1442) zu überlassen.

Friedrich der Eiserne benutzte die Uneinigkeiten unter der Bürgerschaft, um den Sinn derselben zu brechen. Durch einen offenen Brief hob er den größten Theil der Rechte und Freiheiten auf, in deren Genuß das Ansehen und der Wohlstand beider Städte bis jetzt geblüht hatte. Die Bürgermeister und Rathmänner erhielten zwar die Befugniß, bei der jährlichen Abdankung ihre Nachfolger zu wählen, diese letztern aber bedurften der kurfürstlichen Bestätigung. Auch erhielt, um aus einem großen Haufen zwei kleine zu machen, jede Stadt wieder ihren besondern Rath: Berlin zwei Bürgermeister und zehn Rathmänner, und Köln die Hälfte dieser Anzahl, deren augenblickliche Entfernung vom Amte, auch nach eben erfolgter Wahl, der Kurfürst sich vorbehielt, wenn sie ihm und dem Lande nicht besonders nützlich und bequem wären. Gleich im ersten Jahre nach dieser

neuen Anordnung wählte der Kurfürst den Rath nach eigenem Gefallen. Eine Menge anderer schmerzlicher Verluste waren mit dieser Reformation der Kommunal-Verfassung verbunden und eine allgemeine Unzufriedenheit und Erbitterung der Gemüther entstand, die in offenen Aufruhr ausbrach.

Nach fünf Jahren unterwarfen sich die Bürger in Güte, ohne jedoch unter einander selbst einig zu sein. Es entstanden nun zwei Rathhäuser (1448): das Berliner an der Georgen- (jetzt Königs-) und Spandauer-Straßen-, das Kölner an der Gertraudten- und Breiten-Straßenecke; das alte Rathhaus in der Poststraße wurde in ein kurfürstliches Burglehn verwandelt. — Das Berliner Rathhaus wurde schon im Jahre 1484 das Opfer einer die ganze Stadt verheerenden Feuersbrunst, stieg aber auch bald wieder aus seiner Asche hervor. Ein ähnlicher Brand erfolgte im Jahre 1583, in Folge dessen das jetzt noch stehende Eckgebäude mit dem hervorspringenden Thurm gebaut wurde. Im ersten Stock des letztern bemerkt man in der Königsstraße eine zugemauerte Thür, aus welcher in älterer Zeit eine hölzerne Treppe hinab auf die Straße führte. Diese Thür war damals der Haupteingang zum Rathhause; sie wurde jedoch, weil die Treppe der Passage hinderlich war, zugemacht und es entstanden statt derselben zwei andere Eingänge.

Im Jahre 1606 fand über die Wahl der Rathsglieder eine neue Einigung statt: man kam überein, daß Köln zwei Jahre nach Berlin gehen, Berlin aber im dritten Jahre in jene Stadt kommen sollte. Im Jahre 1663 fand auch ein Vergleich in Civil- und Kriminal-Sachen statt.

Nach und nach waren neue Städte angebaut worden, die ebenfalls ihren eigenen Rath und Richter erhielten. Solchergestalt waren viele Rathhäuser und Gerichtsstuben in den Residenzien und den Vorstädten; bis König Friedrich I. im Jahr 1709 zur Erleichterung der Verwaltung und Rechtspflege einen gemeinschaftlichen Rath für Alle ernannte. Dieser verwaltete zugleich die Polizei und die Rechtspflege bis zur Einführung der Städte-Ordnung im Jahre 1809.

An dem Rathhause in der Königsstraße bemerkt man noch diesen Augenblick viele Ueberreste des Alterthums, wie denn der ganze Bau ein fast drittehalbhundertjähriges Alter verräth. An einem der niedern Strebepfeiler, grade über dem Halseisen, sieht man einen aus Sandstein gebildeten Vogel, den Kolk, mit mensch-

lichem Antlitz und langen Thierohren; man hält ihn für ein auf den Pranger deutendes Spottbild. Ein anderes Alterthum bestand sonst in einem eisernen Fische, der an der Seite der Spandauer Straße angebracht war. Dieser Fisch soll angezeigt haben, wie hoch einst das Wasser in Berlin gestiegen sey; Andere behaupten, daß er den Fischern die Größe bezeichnet habe, unter welcher sie keine Fische mit dem Garn fangen und in die Stadt bringen durften.

29.

Stoinef und Nakko.

(Aus der Vorzeit von Schwedt.)

Der wendische König Tugumir von Brandenburg war im Jahre 945 an seinem eigenen Volke zum Verräther geworden; er hatte seinen Thronfolger umbringen lassen und sein Land dem kaiserlichen Statthalter, Markgrafen Gero übergeben. Die Errichtung eines Bisthums in Brandenburg (949) sollte den Besitz der Deutschen in diesen Provinzen befestigen (S. 11).

Aber während alles dieses vorging und Kaiser Otto der Große sich die gemachte Eroberung zu sichern suchte, entstand in der Ukermark eine gefährliche Empörung der Wenden gegen ihn. An der Spitze derselben standen die Brüder Nakko und Stoinef, Abkömmlinge einer Nebenfamilie des ausgerotteten Königsstammes und Herren von Sued (Schwedt). Sie machten Ansprüche auf das unterjochte Brandenburgische Land und versuchten sie mit den Waffen in der Hand durchzuführen (955). Der Kaiser sandte zu ihrer Bekämpfung den sächsischen Herzog Herrmann Billung: aber dieser wackere Heerführer erlitt bei Schwedt und in der Umgegend mehrere Niederlagen. Umsonst rettete er sich nach Cocarescemia (Garz); die Wenden, diesen Ort einschließend und heftig bestürmend, brachten ihn hier bald so weit, daß er sich ergeben mußte. Großmüthig genug erlaubten die Sieger allen freigebornen Sachsen mit Weibern und Kindern den freien Abzug; nur Sklaven sollten zurückgelassen werden. Die Ausführung dieser günstigen Bedingung wurde jedoch durch die Unvorsichtigkeit eines Sachsen vereitelt, der sich während seines Aufenthalts in der Stadt in eine wendische Magd verliebt und

sie geheirathet hatte. Ihr zeitheriger Herr, der sie als seine Leibeigne zurückforderte, erhielt von ihm statt der Antwort einige Stöße ins Gesicht: diese Feindseligkeit wurde die Losung zu allgemeinem Aufruhr, man erklärte die Sachsen für bundbrüchig, ermordete die Männer und machte die Weiber und Kinder zu Gefangenen.

Inzwischen machte der Kaiser selbst mit zahlreichen Völkern zur Unterstützung seines Feldherrn sich auf den Weg. Von der Niedermetzelung seiner Krieger unterrichtet, beschloß er furchtbare Rache zu nehmen. Die beiden Prinzen verhehlten sich die Größe der Gefahr nicht, in der sie schwebten, und schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser, um ihm billige Friedensanträge zu machen. Ihre Vorschläge gingen dahin, daß die zum ehemaligen hevellischen Reiche gehörigen Völker sich zum Tribut anheischig machen sollten; für sich selbst verlangten sie, daß ihre Unabhängigkeit in Nichts gekränkt, siie in ihrer Oberherrschaft nicht gestört, ihre Völker auch mit keinen Abgaben beschwert werden möchten; entgegengesetzten Falls wollten sie lieber als freie Oberhäupter sterben. Der Kaiser hörte nicht auf diese Vorschläge, weil seine Ehre, wegen des vorgefallenen Aufstandes und der verübten Feindseligkeiten eine Genugthuung erforderte, die nach seiner Ansicht in den gemachten Vorschlägen nicht enthalten war. Ohne Weiteres brach er in das feindliche Land, verwüstete es und ging mit so großer Zuversicht zu Werke, daß ihm beinahe das Schicksal des Varus bereitet worden wäre.

An dem Flusse Raxa (Recknitz?) angekommen, hinderten weite Moräste ihn am Uebergange und an der Erreichung des jenseits des Flusses stehenden feindlichen Heeres; hinter ihm aber befanden sich große dicke Wälder, in denen die Wenden ihm den Rückzug dadurch versperrt hatten, daß sie starke Bäume über die Wege fällten und diesen Verhau durch Soldaten deckten. So von dem Verderben auf allen Seiten umringt, war die Verlegenheit des Kaisers an sich schon groß genug, aber Hunger und Krankheiten vermehrten noch die Noth seines Heeres. Nur darin fand er noch eine Rettung, daß er demselben Feinde, dessen Friedensvorschläge er eben so übermüthig verworfen hatte, den Frieden antrug; vielleicht auch sollte dieser Friedensantrag nur dazu dienen, Zeit zu gewinnen. Als Unterhändler bediente er sich abermals des Markgrafen Gero, der, wiewohl fruchtlos, alle seine Beredsamkeit aufwendete. Der königlich gesinnte Prinz zeigte

sich nicht schwach wie Tugumir; er lehnte alle Anträge von sich ab und bezeigte dem Unterhändler die ganze bittere Verachtung, die ein verrätherisches Ansinnen in seinen Augen verdiente. Gero glaubte hierauf ihn zaghaft machen zu können, indem er ihm eine hohe Vorstellung von der Macht, der persönlichen Tapferkeit und der Rachsucht des Kaisers einzuflößen suchte. Allein auch dieser Versuch scheiterte an der Herzhaftigkeit des jungen Fürsten, dessen stolze Seele von dem Gefühl einer Furcht weit entfernt war. Gero faßte ihn jetzt, zu spät, an der Seite der Großmuth, indem er ihm vorstellte, es sei ein schlechter Ruhm, einen Feind in die Enge zu treiben, der, von unüberwindlichen Schwierigkeiten überrascht, seine Kräfte nicht entwickeln und seinen Muth nicht zeigen könne. „Ist Euch", schloß er, „das Gefühl der wahren Tapferkeit, der Kriegskenntniß, der Unerschrockenheit eigen, so laßt den Kaiser entweder ungehindert über den Fluß setzen, oder kommt selbst zu ihm hinüber, damit beide Heere im freien Felde und unter gleichen Vortheilen mit einander kämpfen können." Aber der Abgesandte hatte den Verdruß, seinen Auftrag scheitern zu sehen. Entweder eine wohlberechnete, oder eine verzweifelte Unternehmung konnte jetzt den Kaiser, dessen Seele von Grimm erfüllt war, retten: sie gelang ihm zum völligen Verderben seiner Feinde. Er gab sich das Ansehen, als wolle er mit seinem Heere über den Fluß setzen und den Wenden eine Schlacht liefern. Während Stoinef ohne allen Argwohn diese Absicht zu vereiteln suchte, schlug der listige Markgraf Gero, eine Meile vom Lager entfernt, drei Brücken über den Fluß und führte die Sächsischen Krieger hinüber. Zu spät wurde Stoinef die List inne; seine ermatteten Wenden wurden troz aller Anstrengung geschlagen, er selbst mußte die Flucht ergreifen. Nur von zweien Dienern vornehmen Ranges begleitet, ließ er, um auszuruhen, sich endlich ins Gras nieder, indem er, wie die Seinigen, die Waffen bei Seite legte. Diese Sorglosigkeit war sein Verderben. Ein deutscher Edelmann, Namens Hosed, überraschte ihn, hieb ihm den Kopf ab und nahm den einen seiner Begleiter gefangen, während der andere treulos die Flucht ergriff. Die Wenden, ihres Oberhauptes beraubt, wurden bis spät in die Nacht verfolgt, erwürgt und ihr Lager geplündert.

Otto der Große feierte diesen Sieg auf eine Weise, die seiner nicht würdig war: er steckte das Haupt des verrathenen Stoinef auf eine lange Stange, ließ noch 70 wendische Gefan=

gene um dieselbe herum erwürgen und dem Unglücklichen, welchen Hosed lebendig gefangen hatte, die Augen ausstechen und die Zunge ausreißen. In diesem Zustande blieb er mitten unter den Erwürgten liegen.

Des Prinzen Nakko war man nicht habhaft geworden. Er schwur dem Kaiser blutige Rache und führte den Kampf zum großen Schaden der Deutschen durch mehrere Jahre fort, während Fehden anderer Art den Kaiser in entfernte Gegenden riefen. Endlich mußte er der Uebermacht erliegen. Das ganze Land der Ukrer nebst dem der benachbarten Völkerschaften fiel in die Hände des Kaisers; die Wenden mußten Tribut entrichten und sich zur Annahme des Christenthums verpflichten.

30.

Markgraf Dietrich.

(Aus der Vorzeit von Havelberg.)

Der Ursprung von Havelberg verliert sich in die älteste Zeit. Im Jahre 946 befand sich, außer einem Tempel des Götzen Herovit, ein Schloß hieselbst, welches Otto der Große am 9. Mai dieses Jahres bei der Ausrottung des Götzendienstes und der Stiftung des Bisthums Havelberg zum Sitz der Stiftskirche erklärte, die er dem Erlöser und der Jungfrau Maria widmete. Der Zweck jener Stiftung war: die kaiserliche Oberherrschaft in dieser Gegend zu befestigen und das Christenthum auszubreiten (S. 11.)

Diesen Zweck vereitelte für lange Zeit die Unbesonnenheit des kaiserlichen Statthalters in der Nordmark, Markgrafen Dietrich. Durch ruhmvolle Thaten dahin gelangt, daß der Kaiser ihn zum Nachfolger des Markgrafen Gero (S. 104) in der Nordmark erklärte (973), brachten seine Laster ihn um Ansehen und Würde. Sein Stolz und seine Anmaßungen waren den benachbarten wendischen Regenten, die sich unabhängig wußten, unerträglich. Den ersten Ausbruch des allgemeinen Unwillens sah man bereits im Jahre 976. Der von den Wenden bisher gezahlte Tribut wurde hier und da verweigert, das Christenthum verlassen, der Götzendienst wieder hergestellt, und Alles, was sich Christ nannte, ausgerottet. Die völlige Empörung kam aber erst im Jahre 982 zum Ausbruch.

Mistewoi, der Fürst der obotritischen Wenden, hatte die Nichte des Herzogs Bernhard von Sachsen zur Ehe begehrt. Sie war ihm zugesagt, und Mistewoi hatte in Folge dessen dem Herzoge wichtige Kriegsdienste geleistet. Nach der Rückkehr aus dem Kriege hielt jedoch der Herzog sein Versprechen nicht, weil der Markgraf Dietrich ihm diese Verbindung mit den Worten widerrathen hatte: man dürfe eine so edle Prinzessin nicht einem wendischen Hunde zur Gemahlin geben.

Mistewoi erfuhr diese Rede, und meinte, daß die wendischen Hunde doch wenigstens beißen könnten. Sofort berief er alle Fürsten der östlichen Wenden in die Stadt Rhetre und wiegelte sie zu einer allgemeinen Empörung auf. Sie machten mit ihm gemeinschaftliche Sache und benutzten zur Ausführung ihres Vorhabens den Zeitpunkt, wo Kaiser Otto II. sich in Italien in gefährliche Kriege verwickelt befand.

Ein Heer von mehr als 30,000 Wenden rückte in die von den Deutschen besetzt gehaltenen wendischen Provinzen, eroberte die Festung Havelberg, machte die kaiserliche Besatzung nieder und marterte mit unmenschlicher Grausamkeit die Christen, besonders die Geistlichen und unter ihnen den Bischof Udo zu Tode. Einigen wurde die Haut über dem Kopfe kreuzweis aufgeschnitten und über die Ohren gezogen; andere wurden in Brunnen gestürzt, in brennende Backöfen geworfen oder in den Rauch gehangen. Die Domkirche verwandelte man in einen Schutthaufen und rottete in der Umgegend jede Spur des Christenthums aus.

Ein langer Zeitraum und vieles Blutvergießen wurde erfordert, um das Verlorene wieder zu erkämpfen. Markgraf Dietrich, mit dem Vorwurfe beladen, an diesem Unheil Schuld zu sein, konnte nur durch große Demüthigungen dem Schicksal der förmlichen Entsetzung von der markgräflichen Würde entgehen.

31.

Erzbischof Gieseler.

(Aus der Vorzeit von Brandenburg.)

Otto der Große stiftete nach der Eroberung von Brandenburg hier im Jahre 949 ein Bisthum, theils um seine Herrschaft

diesseits der Elbe zu begründen, theils um das Christenthum unter den Wenden auszubreiten (S. 14). Die wendischen Prinzen Stoinef und Nakko wollten ihn zwar aus dem Besitze von Brandenburg vertreiben, konnten aber ihr Vorhaben nicht durchsetzen (S. 114). Erst der Uebermuth des Markgrafen Dietrich von Soltwedel (S. 117) brachte Brandenburg wieder in die Hände der Wenden, nachdem mehrere hiesige Bischöfe nicht ohne Erfolg die Ausbreitung des Christenthums versucht hatten.

Der erste Bischof von Brandenburg hieß Ditmar. Ihm folgte um das Jahr 969 Dodolin, der im J. 980 von seinen eigenen Leuten erdrosselt wurde. Zwei Jahre nach seinem Tode, unter dem Bischof Volkmar (982), geschah der große Einfall der Wenden unter Mistewoi. Sie zerstörten Havelberg und standen drei Tage später schon vor den Thoren von Brandenburg, das ganze Land mit Feuer und Schwert verheerend.

Der Markgraf Dietrich sollte die Veste Brandenburg vertheidigen; die schrecklichen Folgen seiner Unbesonnenheit hatten ihm jedoch allen Muth geraubt und seine Kräfte gelähmt. In Gesellschaft des Bischofs Volkmar ergriff er vor den Wenden furchtsam die Flucht. Brandenburg wurde bei dem ersten Sturm erobert und von den racheglühenden Siegern ganz wie Havelberg behandelt. Die Festungswerke und die Kirche wurden zerstört; die Kirchengeräthe geraubt und Jung und Alt niedergemacht. Ja die Wuth gegen Alles, was von den Christen herkam, war so groß, daß die Leichen aus den Gräbern gerissen, beraubt und schrecklich gemißhandelt wurden.

Dietrichs Nachfolger, Markgraf Luther, sollte das Unheil wieder gut machen. Unter ihm war die Stadt Brandenburg ein Gegenstand vielfachen Blutvergießens; zweimal kam sie, theils durch Macht, theils durch Verrath wieder in die Hände der Deutschen, wurde aber auch beide Male von den Wenden zurückerobert, die es als den Stützpunkt ihrer Freiheit und Unabhängigkeit betrachteten. Während bei der letzten Eroberung (998) die Wenden mit einem starken Heere vor die Stadt zogen, und Luther sich seiner Seits ebenfalls beeilte, Truppen zusammenzubringen und sie zu entsetzen, erhielt der Erzbischof Gieseler von Magdeburg einstweilen den Auftrag, sie gegen die Belagerer zu vertheidigen. Er ging nach Brandenburg und ließ sich von den Wenden einschließen.

Mit deutschen Ränken und Kunstgriffen längst vertraut, hiel-

ten diese es für keine Sünde mehr, den Feind mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Sie bedienten sich daher einer List und suchten den Erzbischof dadurch in ihr Lager zu locken, daß sie ihm eine Unterredung vorschlugen. Gieseler ließ sich den Vorschlag gefallen und fuhr hinaus. Indem er mit seinen Leuten bei einem Gehölz vorbeikam, wurde er einen Haufen bewaffneter Wenden gewahr, die sogleich zum Angriffe schritten. Der Erzbischof, schnell erkennend, was ihn hier erwarte, sprang aus seinem Wagen, bestieg ein flüchtiges Roß und jagte nach der Stadt zurück. Sein Gefolge deckte zwar seine Flucht, wurde aber größtentheils niedergehauen, so daß die Besatzung der Stadt sich dadurch wesentlich verminderte.

Diese Probe wendischer Kriegskunst erfüllte den Erzbischof dergestalt mit Furcht, daß er den Augenblick seiner Ablösung im Kommando sehnlich erwartete. Kaum war die Zeit, für welche ihm sein Auftrag geworden, vorüber, als er die Stadt verließ und sich nach Magdeburg zurückzog. Auf dem Wege dahin begegnete er dem längst erwarteten Markgrafen und dessen Hülfsvölkern, übergab ihm sein bisheriges Amt und setzte seine Reise eilig fort. Indem der Markgraf sich der Stadt näherte, sah er sie in vollen Flammen stehen. In der Verwirrung, die bei der Abreise des Erzbischofs herrschte, war Feuer ausgekommen, das sich unaufhaltsam weiter verbreitete. Der Markgraf gerieth in eine schlimme Verlegenheit; seine Leute sollten die Flammen löschen und zugleich den vor den Thoren stehenden Feind im Zügel halten. Umsonst schickte er dem Erzbischof sogleich einen reitenden Boten nach, und ließ ihn ersuchen, mit seinen Leuten zurückzukehren und die Besatzung zu unterstützen. Der Prälat war froh, diesen Ort hinter sich zu haben, die Wenden aber benutzten die Unschlüssigkeit des Markgrafen und die Verwirrung seiner Leute, um in die Stadt zu brechen und sie zu besetzen. Luther ergriff mit seinen Soldaten die Flucht.

Als der Kaiser von dem Verluste der Stadt Kunde erhielt, zog er den Markgrafen zur Rechenschaft und dieser mußte sich, um seine Würde nicht zu verlieren, durch einen Eid reinigen. Den Erzbischof rettete sein geistliches Gewand von einer ähnlichen Verantwortung; er wußte die Sache dergestalt zu lenken, daß alle Schuld auf den Markgrafen fiel.

Wir werden in Zukunft sehen, auf welche Weise Brandenburg wieder in die Hände der Deutschen gelangte.

32.

Suantibor, Herzog von Pommern.

In der letzten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, unter der Regierung des Herzogs Suantibor, beginnt die Pommersche Geschichte zu tagen. Das Land theilt sich in Vor- und Hinterpommern und ist nebst Rügen unter die zwei Fürsten Suantibor und Krito (Krukko) vertheilt. Mit dem Erstern fängt die Reihe der Pommerschen Herzoge an.

Suantibors Herrschaft erstreckte sich über ganz Hinterpommern, von der Oder bis an die Weichsel, und von der Ostsee bis zur Warte und Netze. Er war ein Nachbar der Polen, die Grenzfestung hieß Nakel. Die Polen strebten seit langer Zeit nach der Oberherrschaft über Pommern, hatten auch bisweilen, jedoch nur auf kurze Zeit, sich dasselbe tributbar gemacht. Die Pommern aber lüsteten nicht nach Polnischer Oberhoheit und der streitbare Suantibor war grade der Mann, der sich den Anmaßungen der Polen mit Muth und Glück widersetzte und in vielen Kriegen die Länder der Polen eben so schrecklich verheerte, als diese Hinterpommern verwüsteten.

Die Polnischen Herzoge, mit denen Suantibor beständig zu thun hatte, waren Wladislav I. Herrmann, und Boleslaus III. (Schiefmaul). Von der Wuth, mit welcher beide Theile sich gegenseitig bekriegten, werden wir in den Geschichten der einzelnen Pommerschen Orte Beispiele mittheilen.

In seinen ältern Tagen gab Suantibor seine Tochter Slavina dem ebenfalls schon gealterten Fürsten Krito von Rügen zur Gemahlin, in der Hoffnung, durch diese Verbindung einen sichern Schutz gegen die Polen zu erlangen. Diese Aussicht verkehrte sich aber grade ins Gegentheil. Der Ruhe nicht gewohnt, wußte Suantibor die Tage des Friedens nur mit Tyrannisiren hinzubringen; er ließ verschiedene Vornehme, welchen er nicht gewogen war, hinrichten, und bedrückte die Unterthanen. Als sich nun der Wunsch nach Empörung bemerkbar machte, erzürnte Suantibor sich noch heftiger. Krito, der Zeit seines Lebens im Trüben zu fischen gewohnt war, stand den Pommern gegen ihren Herrn mit Rath und That bei; sie bemächtigten sich des

Herzogs und setzten ihn gefangen. Als Gründe zu diesem Verfahren stellten sie auf: daß der Herzog so viele unschuldige Leute habe umbringen lassen und daß er in einer Menge unnützer Kriege mit den Polen das Land und mehr denn 40000 Pommern aufgeopfert habe; ferner, daß er sich unterfange, die Pommern zu Unterthanen zu machen und wohl gar fremder Bothmäßigkeit zu unterwerfen. Krito wurde von den Ständen mit der Vormundschaft über Suantibors nnmündigen Prinzen btauftragt, kam in Folge dessen nach Hinterpommern und vertheidigte das Land muthig gegen die Polen, bis er auf Anstiften seiner eigenen Gemahlin ermordet wurde (1105).

In dieser Noth wendete Suantibor sich an seinen Feind, den Herzog Boleslaus von Polen, bat ihn um Beistand gegen seine Unterthanen und versprach, ihn für seinen Oberherrn zu erkennen. Dieser Ruf nach Pommern war den Polen erwünscht. Mit einem gewaltigen Heere fielen sie in das Land ein, schlugen die Pommern zu mehrernmalen, eroberten viele hinterpommersche Städte und Schlösser und zwangen die Pommern, Suantibor aus seinem Gefängnisse zu entlassen und ihm schuldigen Gehorsam zu leisten.

Da indessen Suantibor ohne Einwilligung der Stände und Unterthanen seine Länder der Oberherrschaft eines fremden Fürsten zu unterwerfen kein Recht hatte, so nahm die Unzufriedenheit der Unterthanen nur immer mehr zu und sie fielen von neuem von ihm ab. Suantibor wendete sich abermals an Boleslaus und dieser sandte seinen Feldherrn Scarbimir mit einer Armee, welche die Pommern durch Verheerung und Zerstörung vieler Schlösser und Dörfer zum Gehorsam bringen sollte.

Die Pommern, über diesen Verlust aufgebracht, ermannten sich, brachten 3000 Mann zusammen und nahmen sich vor, sich zu rächen und den Feind unvermuthet zu überfallen. Boleslaus, durch Kundschafter davon unterrichtet, zog ihnen entgegen, wurde aber von den Pommern überwältigt und gänzlich geschlagen. Er selbst kam nur kümmerlich mit fünf Personen davon, unter welchen sich der Feldherr Scarbimir befand, der aber schwer verwundet und eines Auges beraubt worden war. Die Pommern brachen jetzt in Polen ein, verheerten einen ansehnlichen Theil und brachten reiche Beute zurück.

Suantibor, von aller Hülfe entblößt, legte entweder freiwillig die Regierung nieder, oder wurde gezwungen, sie seinem

ältesten Sohne Wratislav abzutreten. Bald darauf machte der Tod seinem unruhigen Leben ein Ende (1107).

33.

Der Bischof Otto in Julin.

Wir haben bereits früher gesehen, welcher schlechten Aufnahme sich der Apostel des Christenthums, Bernhard, in Julin zu erfreuen hatte (S. 18). Man schalt ihn einen Bettler und Unsinnigen und mit Noth behielt er das Leben.

Der Bischof Otto von Bamberg benutzte die Erfahrung dieses Mönchs und trat, als er in Pommern erschien, um das Christenthum auszubreiten, in Julin mit ganz anderm Pomp auf (S. 27).

Er kam im J. 1124 zu Wasser von Cammin. Die wilde und grausame Bevölkerung von Julin dem Rufe nach wohl kennend, besorgten er und seine Gefährten nicht ohne Grund einen Auflauf derselben, und sie begaben sich daher heimlich des Nachts auf das Schloß des Fürsten.

Mit Anbruch des Tages war ihre Ankunft schon verrathen; wüthend bestürmte das Volk des Fürsten Schloß und wollte diesen fremden Verkehrern ihres Vaterlandes und Vertilgern ihrer alten Gesetze — so nannten sie die Christen — nicht einmal das Asyl gestatten, welches sonst jeder Fremdling in den Schlössern des Fürsten fand. Sie rissen die aus Balken und Brettern gebaute Stube ein, in welcher sich die Sachen des Bischofs befanden und zwangen diesen mit Lebensgefahr die Stadt zu verlassen: wiewohl aber der Bischof freien Abzug erhalten hatte, ward er doch noch auf dem Wege zum Thore gemißhandelt. Sein Begleiter Paulitzki, der Rath des Herzogs von Polen, faßte ihn bei der Hand, zog ihn mit sich fort und bat ihn höflich, wenn er könnte, etwas geschwinder zu gehen. Alle seine Gefährten liefen in verwirrter Eile durch die Stadt. Wie sie an die Brücke kamen, schlug ein starker Kerl aus dem Haufen mit einer Art von Hebebaum nach dem Kopfe des Bischofs; dieser wandte sich glücklicherweise so, daß er den Schlag auf die Schulter bekam. Zu gleicher Zeit warfen ihn zwei Andere mit Schiffsstangen, so daß der Bischof der Länge nach in den Koth fiel. Paulitzki er-

mannte sich, sprang bis an den Unterleib in den Morast, half dem Bischofe heraus und bot sich selbst den Schlägen und Würfen dar, die man nach Jenem richtete. Nur dadurch, daß sie die Brücke hinter sich abbrachen, entgingen sie fernern Mißhandlungen.

Etwa vierzehn Tage hielt sich der Bischof ausserhalb der Stadt in einem Lager auf und machte immer neue Versuche, die Bewohner für sich einzunehmen. Endlich baten die Vornehmsten der Stadt, in Folge einer gemeinschaftlichen Berathschlagung, welche sie angestellt hatten, den Bischof, sich zuerst nach Stettin, der ältesten und angesehensten Stadt in ganz Pommern zu begeben; würden die Stettiner das Christenthum annehmen, so wollten auch die Juliner es thun. — Der Fürst Wratislav hatte zwar selbst nach Julin kommen und die Aufrührer strafen wollen, aber die Räthe widerriethen es ihm, weil die Wuth des Volks zu groß und eine Beschimpfung der fürstlichen Würde zu besorgen war. Doch erließ der Fürst an die Obrigkeit einen harten Befehl, die Aufrührer zu bestrafen; die meisten aber flüchteten sich zuvor aus der Stadt.

Der Bischof reisete nun zu Wasser nach Stettin und die Juliner bemühten sich, durch Kundschafter zu erforschen, welchen Erfolg sein Unternehmen haben würde. Als sie erfuhren, daß die Stettiner nach und nach fast einmüthig sich zum Christenthume bekannt hatten, so ließen sie den Bischof durch Gesandte einladen, zu ihnen zurückzukommen.

Otto reisete demnach zu Wasser abermals nach Julin, wo er von den Einwohnern, wie im Triumphe eingeholt, mit der tiefsten Ehrfurcht und mit reuevollen Gefühlen empfangen wurde. Innerhalb zwei Monaten taufte Otto mit seinen Gefährten hier 22,156 Menschen, zerstörte die Götzentempel und riß die Juels-Säule nieder; nur den Triglaff, welchen ein heidnischer Priester entwendet und einer Wittwe in dem Dorfe Triglaff bei Greifenberg in Verwahrung gegeben hatte, konnte er nicht in seine Hände bekommen. Schon damals ersah er die Stadt Julin, theils weil sie in der Mitte Pommerns lag, theils weil die Juliner die wildesten und unbändigsten waren, zum Sitze des zu errichtenden Bisthums; aber während er sich beim Fürsten zu Cammin aufhielt, empfing er Briefe aus Bamberg, die ihn wegen dort ausgebrochener Unruhen schleunigst in sein Bisthum zurückriefen.

31.

Der Bischof Otto in Stettin.

Stettin war, um die Zeit der Einführung des Christenthums in Pommern, ein wichtiger wendischer Ort, ja es bildete einen Freistaat, mächtiger als Jomsburg (S. 22). Die andern Pommerschen Stände richteten sich nach Stettin, als der ältesten und vornehmsten Stadt des Landes. Es gab hier einen Bürger Namens Wirtschach, der oft mit sechs Schiffen nach Dänemark segelte, um dort zu rauben; ein anderer Bürger, Domitzlaff, hatte eine Familie von fünfhundert Köpfen und war so angesehen, daß der Fürst Wratislav ohne seinen Rath gar nichts unternahm; alle öffentlichen und Privatgeschäfte hingen von seinem Willen ab.

Durch hohe Erdwälle, oben mit Pallisaden bepflanzt, war Stettin gegen Ueberfälle dergestalt geschützt, daß es im Jahre 1171, wo der König Waldemar von Dänemark die Stadt belagerte, für uneinnehmbar galt. In den häufigen Kriegen der Polen mit den Pommern mußte sie viel leiden. So brach im Jahre 1121 der kriegerische Herzog Boleslaus von Polen mitten im Winter durch einen großen Wald, durch den er sich schon früher bei seinen Streifzügen mittelst Niederfälluug der Bäume einen Weg hatte bahnen lassen, ganz unvermuthet in Pommern ein, kam des Nachts über den gefrorenen Dammschen See und drang, während Niemand das Geringste besorgte, mit vielen Soldaten in Stettin ein. Die Bürger sammelten sich auf einem Platze vor der fürstlichen Burg, fest entschlossen, sich muthig zu vertheidigen und nicht zu ergeben. Der Herzog, welcher den Muth der Einwohner und die Gefahr des Angriffs sah, that nunmehr den Stettinern den Vorschlag, ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen und das Christenthum anzunehmen; in diesem Falle wolle er abziehen. Die Einwohner nahmen den Vorschlag an und gaben Geißel.

Unter den Göttern, welche man hier verehrte, zeichnete sich der Triglaff aus, der in einem, jetzt zum Stadthofe gehörigen und als Wagen-Remise gebrauchten Gebäude gestanden haben soll. Es war eine goldene Bildsäule mit drei Köpfen, die nach der Erklärung der heidnischen Priester die dreifache Herrschaft

über Himmel, Erde und Unterwelt andeuten sollten. Eine goldene Decke verhüllte sein Antlitz, zum Zeichen, daß er die Uebelthaten der Menschen nicht sehen wolle.

Der Tempel des Triglaff war von bewundernswürdiger Schönheit, an den Wänden in- und auswendig mit halberhabenen Bildern von Menschen und Thieren geziert. In diesem Tempel verwahrte man zugleich die erbeuteten Schätze und die eroberten Waffen der Feinde, sowie den Zehnten der Güter, welche bei Seeräubereien und in Schlachten gewonnen wurden. Die Vornehmen und Mächtigen brachten zur Aufbewahrung auch goldene und silberne Becher hierher, aus welchen sie zu weissagen und an festlichen Tagen und bei feierlichen Mahlzeiten nach vollbrachtem Opfer zu trinken pflegten. Ferner fand man hier große vergoldete und mit Edelsteinen besetzte Auerochsen-Hörner zum Blasen, Dolche und Messer und viele kostbare Opfergeräthe.

Außer diesem Tempel gab es in Stettin noch drei sogenannte Continen, welche mit Tischen und Bänken versehen waren und zu großen Gastmählern und Landes-Versammlungen dienten.

Zum Weissagen bri den Opfern wurde ein großes, feistes, muthiges und schwarzes Pferd gehalten, zu dessen Wartung ein besonderer Priester bestimmt war. Dieses Pferd war so heilig, daß Niemand auf demselben reiten durfte. Wenn man einen Feldzug oder ein anderes Unternehmen beabsichtigte, so erforschte man den Ausgang des Vorhabens auf folgende Weise. Neun Spieße wurden, jeder eine Elle von dem andern entfernt, auf die Erde hingelegt; dreimal führte der Priester das gesattelte und gezäumte Pferd am Zaume schräg über die Spieße hin und her. Ging das Pferd, ohne mit den Füßen anzustoßen oder die Waffen in Unordnung zu bringen, über die Spieße hinüber, so war dies ein günstiges Vorzeichen und voll Vertrauen auf den glücklichen Ausgang unternahmen sie den Feldzug.

Als das Christenthum eingeführt werden sollte, war Stettin, die alte Hauptstadt der pommerschen Lande, natürlich der Ort, auf welchen die meisten andern pommerschen Städte hinblickten; würde man hier das Christenthum annehmen, so erbot man sich an andern Orten zu einem ähnlichen Schritte.

Von Julin, wo man dies dem Bischof Otto gesagt hatte (S. 124), kam derselbe demnach zu Wasser nach Stettin, und langte mit seiner Gesellschaft in der Nacht wohlbehalten im

Schlosse des Fürsten an. Am folgenden Morgen stellte der Herzoglich Polnische Rath Paulitzki den Vornehmen die Absicht ihrer Ankunft vor, und erinnerte sie, das Versprechen, welches sie vor drei Jahren gethan hätten, jetzt zu erfüllen und das Christenthum anzunehmen.

Die Stettiner brauchten, um sich davon loszumachen, eine Menge sinnreicher Vorwände; sie behaupteten, mit ihrer Religion zufrieden zu sein, und äußerten, die Christen müßten Diebe und Räuber sein, weil sie ihre Kisten und Kasten verschlössen und schreckliche Strafen auf die Verbrechen setzten. Zwei Monate harrte der Bischof vergeblich und richtete weder durch Bitten noch durch Predigen das Geringste aus. Nur die Drohung, an den Herzog von Polen Gesandte zu schicken, und die Besorgniß, daß der Herzog die Nichterfüllung ihres Versprechens ernstlich ahnen möchte, bewog sie zu dem neuen Versprechen, daß sie das Christenthum willig annehmen würden, wenn der Herzog den jährlichen Tribut vermindern und dem ganzen Lande einen dauerhaften Frieden ertheilen wolle. Dies wurde angenommen und die Stettiner erhielten zugleich die Erlaubniß, eigene Gesandte mitzuschicken, welche dem Herzoge jene Bitte vortragen sollten. Der Bischof bemühte sich, den Herzog zur Annahme der gestellten Bedingung geneigt zu machen.

Unterdessen fuhr Otto fort, an den Markttagen, deren Stettin zu jener Zeit wöchentlich bereits zwei hatte, besonders das Landvolk zu unterrichten, welches seine Predigten mit Aufmerksamkeit und Vergnügen anhörte, aus Furcht vor den Stettinern aber das Christenthum anzunehmen nicht wagte. Endlich wußte sich Otto durch die Herzen der Kinder, welche er durch Freundlichkeit und angenehme Geschenke an sich zog, in die Herzen der Aeltern Eingang zu verschaffen. Er taufte unter andern zwei schöne Söhne des oben genannten reichen und vornehmen Bürgers Domizlaff; die Mutter der Knaben, mit ihrem Mann in der Jugend in Sachsen getauft und von dort weggeführt, brachte Otto zum öffentlichen Bekenntnisse, und sie wußte auch ihren Mann zu bewegen, daß er sich wiederum zum Christenthum bekannte. Seinem Beispiele folgte die ganze ausgebreitete und angesehene Familie.

Paulitzki und die Stettinschen Gesandten kamen zurück und brachten einen Brief von dem Herzoge von Polen, laut dessen dieser, hauptsächlich durch die Bitte des Bischofs Otto bewogen,

den jährigen Tribut für ganz Pommern auf 300 Mark Silbers herabsetzte und zum Beistande im Kriege nur verlangte, daß immer neun Familien den zehnten Mann bewaffnen und mit allem Nöthigen versehen, ihm zu Hülfe schicken sollten. Dieser Brief erregte die lebhafteste Freude und der Bischof benutzte dies klüglich, um in einer Rede den Eifer der Stettiner für das Christenthum zu entflammen. Und in der That ließen sie es ruhig geschehen, daß er nunmehr mit seinen Gefährten die Götzentempel niederriß und die Götzenbilder zu Boden stürzte. Die Stettiner selbst, als sie die Ohnmacht ihrer Götter erkannten und sahen, wie sie sich nicht selbst zu helfen wußten, legten Hand ans Werk und arbeiteten mit der größten Geschäftigkeit an ihrer Zertrümmerung. Den Rumpf des goldenen Triglaff zerschlug der Bischof; die drei aneinander hängenden Köpfe aber sandte er dem Papste nach Rom, zum Triumph und zum Beweise der erfolgten Bekehrung der Pommern. Der Bischof wollte auch die große dickbelaubte heilige Eiche der Stettiner umhauen; aber das Versprechen, dem Baume ferner keine göttliche Ehre zu erweisen, sondern nur seinen Schatten zur Erquickung zu benutzen, rettete ihm das Dasein. Das schwarze wohlgemästete Tempelpferd, welches zum Prophezeihen gebraucht wurde, befahl er, da es sich besser zum Ziehen schickte, in einem fremden Lande zu verkaufen. Die Stettiner boten dem Bischofe den reichen Tempelschatz an: aber er schenkte ihn großmüthig den Vorstehern, weil er ihnen jede Ursache zu dem Argwohn benehmen wollte, daß er um des Geldes wilden komme. Otto brachte noch vier Monate in Stettin zu, um die Einwohner zu unterrichten und zu taufen. Mitten am Markte legte er zur Ehre des heiligen Adelbert eine Kirche an, und mitten in der Stadt auf einer Anhöhe gründete er die St. Peterskirche, verordnete Priester und errichtete auch eine Schule für die Jugend.

Die Stettiner zeigten sich der neuen Lehre so eifrig ergeben, daß sie nicht nur für sich selbst das Christenthum annahmen, sondern auch den Bischof baten, dasselbe in Garz und Lubin (Lübzin) zu verkündigen; ein Wunsch, dessen Erfüllung er mit freudigem Herzen übernahm.

35.

Die Kirchweihe zu Gützkow.

Gützkow an der Peene war zu den Zeiten der Wenden ein angesehener, den Rügen gehöriger Ort. Bei der Ankunft des Bischofs Otto in Pommern hatte man hier eben einen neuen Tempel von ausnehmender Kunst, Pracht und Schönheit vollendet, auf den die Einwohner als auf eine Zierde ihrer Stadt stolz waren. Der Aufwand dabei soll 300 Talente betragen haben. In diesem Tempel waren der Götterbilder von bewundernswürdiger Größe, Schönheit und Kunst so viele, daß, als der Bischof Otto sie fortschaffen ließ, kaum mehrere Joch Ochsen sie fortbringen konnten. Das Volk brachte den Götterbildern täglich die mannigfaltigsten Speisen und Getränke im Ueberfluß; die Priester und Aufseher nahmen dies Alles heimlich zu sich und gaben dann vor, daß die Nahrungsmittel von den Göttern verzehrt worden wären.

Um das Jahr 1128 gerieth Gützkow in die Hände des Herzogs Wratislav von Pommern, der den zeitherigen Herrn, den Grafen Mitzlaff, zur Annahme des Christenthums zwang. Bald darauf erschien der Bischof Otto in der Stadt, um die christliche Lehre zu verbreiten. Sein erstes Geschäft war hier, den oben gedachten stattlichen Götzentempel zu zerstören. Umsonst gaben sich die Gützkower alle Mühe, den Tempel zu erhalten, oder ihn wenigstens in eine christliche Kirche verwandelt zu sehen. Otto ließ eine besondere Kirche neu erbauen.

Am Tage der Einweihung dieser Kirche erschien auch der Herr des Landes, Graf Mitzlaff, zu dem Feste. „O Herr", sagte der Bischof zu ihm, „diese Weihe ist nichts, wofern Du nicht auch mit dem ganzen Volke Dich Gott heiligst."

Was soll ich denn mehr thun? entgegnete der Graf: bin ich doch zu Usedom getauft. Was verlangst Du weiter von mir?

„Siehe", sprach Otto, „Du hast der Gefangenen viel aus Deinen Kriegen, die Du auf Lösegeld zurückhältst; es sind auch Christen darunter. Diese gieb los und erfreue sie heute, Christo und dieser Kirchweihe zu Ehren."

Da befahl der Graf, alle gefangenen Christen loszugeben. Der Bischof aber faßte Herz und sprach weiter: „Auch die Hei-

den sind unsere Brüder; gieb mir auch diese auf meine Bitte; ich will sie taufen und unserm Heilande zuführen." — Da ließ der Graf auch die Heiden bringen und der Bischof taufte sie und kein Auge blieb von Thränen leer.

Als man nun meinte, daß alle Gefangenen befreit wären und mit der Kirchweihe fortfahren wollte, sollten die Diener Salz, Wein und Asche, deren man zu den Gebräuchen bedurfte, herbeilangen. Es gebrach an Asche: die Diener gingen daher von Haus zu Haus, um solche aufzutreiben. Im dritten Hause angekommen und suchend hörten sie unter der Erde einen Menschen winseln und stöhnen und erfuhren auf ihre Frage, daß es ein Däne sei von vornehmem Geschlecht, der um fünfhundert Mark Silbers, die sein Vater den Grafen geschädigt, als Bürge gefangen liege. Sie zeigten es dem Bischof an, der gern für ihn gebeten hätte, doch um der Größe des Schadens willen es nicht durfte. Wie hätte er sollen den edlen Grafen noch mehr betrüben! Dieser aber hörte das Geflüster und forschte; da sagten die Diener leise: Herr, der Däne! —

Darüber erschrak der Graf und es ward ihm schwer. Aber er ermannte sich und rief aus: Er ist mein ärgster Feind und sollte mir große Buße thun; doch heute will ich keines Schadens achten. Laßt ihn los! Und möge Gott mir gnädig sein!" Dann holte man den Gefangenen, stellte ihn in seinen Ketten an den Altar und Otto sprach den Segen.

36.

Die Zerstörung von Arkona.

(Seite 14.)

Arkona war, wie wir früher gesehen, der Sitz des Hauptgötzen der Slaven, Suantewit, und einer der festesten Plätze auf Rügen. Die Festung lag auf der Spitze eines Vorgebürges, dessen hoher Gipfel mit keinem Pfeilschusse erreicht werden konnte, gegen Norden, Süden und Osten vom Meer umflossen. Mitternächtlich befand sich eine wasserreiche Quelle. Das Innere der Festung haben wir bereits früher kennen gelernt.

Es war im Jahre 1168, als der Wendische Götterdienst hier sein Ende erreichte. Der König Waldemar I. von Däne-

mark bekriegte die Rügier, die schon lange mit seinen Vorfahren eine heftige, oft unterbrachene und oft erneuerte Fehde gehabt hatten. Bei seinem Heere befand sich der Bischof Axel (Absalon) von Rothschild, welcher dem Könige theils durch seine Rathschläge Hülfe leisten, theils für Ausbreitung des Christenthums unter den Ueberwundenen Sorge tragen wollte.

Waldemar belagerte Arkona und machte große Anstalten, den fast unüberwindlichen Platz einzunehmen. Während dieser Zeit trieben eines Tages die Knaben und Jünglinge der Dänen und Rügier in und außer der Festung mehr ein Spiel mit dem Kriege, als daß sie ernstlich gegen einander gefochten hätten; die Alten sahen zu, während jene sich mit den Schleudern angriffen. Zufällig war an dem einzigen Thore der Festung, durch Nachsinken der Erde zwischen dem aufgehäuften Rasen, womit die Belagerten den Zugang verwahrt hatten, und dem darüber stehenden Thurme eine Oeffnung entstanden. Ein schlauer dänischer Jüngling gewahrte sie, stieg mit Hülfe seiner Gefährten, welche ihre Schwerter in den Wall steckten, um ihm gleichsam Stufen zu bilden, hinauf, stopfte Stroh unter den hölzernen Thurm, zündete es an und entfloh. Das Feuer griff schnell um sich, die Belagerten geriethen in Bestürzung. Mit Schild und Helm versehen, mischte der Bischof Axel sich unverzüglich unter die dänische junge Mannschaft und ermunterte sie, neues Feuer anzulegen. Bald ergriff die Flamme auch das Holzwerk im Walle und die Belagerten wurden bei ihrer Bemühung, es zu löschen, (wozu sie sogar aus Mangel an Wasser, Milch gebrauchten), dergestalt gedrängt, daß sie sich endlich auf Bedingungen ergaben. Sie lieferten das Götzenbild und dessen Schatz aus, ließen die gefangenen Christen ohne Lösegeld frei und nahmen den christlichen Glauben sammt den dänischen Religionsgebräuchen an; die den Götzen zugehörigen Güter und Grundstücke wollten sie zum Besten der christlichen Priester verwenden, auch den Dänen auf ihr Verlangen im Kriege beistehen, ihnen einen Tribut bezahlen und Geißeln stellen.

Am folgenden Tage ward der Tempel zerstört und die Axt an das Götzenbild gelegt. Es stürzte mit großem Krachen auf den Boden und „der böse Geist fuhr in Gestalt eines schwarzen Thieres vor den Augen der Zuschauer aus.“ Man schleppte das Riesenbild ins dänische Lager, verspottete es, verwandelte es in Brennholz und kochte sich Suppen damit. Auch der Tempel

ward verbrannt, dagegen baute man aus dem Plankwerk des Walles eine christliche (bischöfliche) Kirche.

Schon 34 Jahre zuvor hatte der König Erich IV. von Dänemark Arkona belagert und die Rügier zur Annahme des Christenthums gezwungen. Aber damals war die Bekehrung sehr vorübergehend gewesen. Sie hatten sich nämlich blos aus Durst dazu verstanden, dem Suantevit zu entsagen; denn da es dem Könige gelungen war, ihnen die einzige Quelle, die sie auf Arkona hatten, abzuleiten, so plagte sie der Wassermangel dergestalt, daß sie sich jede Bedingung gefallen ließen und sich aus allen Kräften zur Taufe drängten, nicht um das Christenthum anzunehmen, sondern sich im Taufwasser satt zu trinken. Erich hatte damals weder Zeit noch Lust, den Götzentempel zu zerstören und so kehrten die Rügier wieder zu demselben zurück, nachdem sie ihren Ueberwinder entfernt wußten.

Die Bekehrung im J. 1168 war schon um deshalb dauerhafter, weil die Rügier sich von der Ohnmacht ihres Götzen überzeugt hatten; sie erwarteten, daß er die Entweihung seines Heiligthums schrecklich rächen würde und sahen sich in dieser Erwartung getäuscht.

Arkona ward wiederhergestellt; aber schon im folgenden Jahre erfuhr es ein noch härteres Schicksal. An dem Zuge Waldemar's hatten unter andern auch die Pommerschen Herzoge Theil genommen. Diese hofften, von der Beute und dem eroberten Lande einen Antheil zu erhalten, sahen sich aber in dieser Hoffnung betrogen. Um sich zu rächen, beunruhigten sie nicht nur den König in seinen erblichen Besitzungen, sondern griffen auch abermals Arkona an und zerstörten es gänzlich. Seitdem liegt der wendische Göttersitz wüste, und giebt dem Reisenden manchen Stoff zu ernsten Betrachtungen. Noch jetzt umschließt westlich, fast in einem halben Kreise, ein hoher Wall die hervorspringende Spitze des hohen Ufers; noch jetzt führt ein einziger Eingang in das Innere des Walles. Aber nicht mehr ein Tempel ist hier zu sehen, sondern nur eine fruchtbare, von den Bauern mit Korn besä'te Fläche.

37.

Das Thal bei Quoltitz.

Bei dem Dorfe Quoltitz, in der Gegend von Spyker, sieht man ein ringsumher von hohen aber sanft aufsteigenden Hügeln und Bergen eingeschlossenes Thal. Alles bestätigt die Voraussetzung, daß dies ein heiliger Ort der ehemaligen heidnischen Einwohner von Jasmund gewesen ist. Der Anblick und die genauere Untersuchung des Thales erheben diese Voraussetzung zur Gewißheit. Ueberall findet man Begräbnißstellen, die aus großen, in einem Kreise aneinandergesetzten Feldsteinen bestehen und mit einem sehr großen oder mit zwei Deckelsteinen bedeckt sind. Der Kreis ist gewöhnlich ein Oval, dessen größerer Durchmesser 10 bis 12, der kleinere 6 bis 8 Fuß beträgt. Das Ganze ist gewöhnlich mit Dornen und Wachholder verwachsen. Bei dem Nachgraben findet man die Gräber rings herum zwei bis drei Ellen tief mit Feldsteinen ausgemauert und in dem innern Raume erst eine Lage Sand, dann eine Lage Kiesel, dann wieder Sand, dann Thon, in welchem eine oder mehrere Urnen stehen. Den Urnen sind bisweilen Streitäxte, Opfermesser, metallene Ringe und Ketten beigefügt. Unter den Urnen ist wieder eine Lage von Feuersteinen und endlich wieder eine von Thon. Man fand in einem solchen Grabe 7 im Kreise herum aufrecht sitzende Gerippe.

Noch merkwürdiger als diese Gräber ist ein Granitblock, der gegen vier Fuß über der Erde hervorragt und wahrscheinlich ungleich tiefer hineingeht. Seine Gestalt ist länglicht, in der Richtung von Norden nach Süden. Unten hat er 22 Ellen im Umfange. Die Oberfläche ist eben und ziemlich glatt, außer daß einige, durch Kunst gemachte Vertiefungen darauf angebracht sind. Auf jeder Seite nämlich sind rundliche Stellen ein paar Zoll tief ausgehöhlt, so daß in jeder eine große Schüssel stehen könnte, und längs der einen spitzigeren Seite geht querüber ein Einschnitt, oben drei Zoll tief und eben so breit. Ohne Zweifel ist dies ein Opferstein; auf der ebenen Fläche wurde das Opfer geschlachtet; die Rinne diente, um das Blut abzuleiten; in die Vertiefungen stellte man Gefäße und in der Mitte brannte vielleicht Feuer.

Ein Geist des heiligen Grauens scheint über dem ganzen Platze zu schweben. „Eine feierliche Todtenstille,“ sagt ein Beobachter, „breitet sich über dies Thal aus, dessen düstere Fläche nur mit mageren Kräutern und hier und da mit Wachholdersträuchern und Dornbüschen bedeckt ist. Nirgends wird es uns leichter als hier, sich in Gedanken in jenes Zeitalter zu versetzen, wo eine andere Menschenart als wir, dies Eiland bewohnte, deren Sitten und Ideen, wie ihr Muskelbau, etwas Herkulisches hatten, mit denen wir nicht mehr sympathisiren können, an die wir aber auch nie gedenken, ohne daß unsere Phantasie und unser Gefühl in eine gewisse Spannung käme! Wie anziehend ist es, an einen unförmlichen Stein, der aus längst vergangenen Zeiten zu uns herüberkam, die Bilder von Allem, was wir aus jenem Zeitalter wissen, zu knüpfen. Man möchte mit der Kraft eines Beschwörers zu ihm treten, um ihn zu nöthigen, daß er uns erzähle, wie es in der Vorzeit war und wie es die Jahrhunderte seines Daseins hindurch gewesen ist. Man möchte den Geist, der einst die Asche belebte, die unter dem Steine ruht, ins Leben zurückrufen, um von ihm selbst zu vernehmen, was er that und empfand, und zu sehen, wie er erstaunen würde über die Veränderungen, die während seines Todesschlummers in seinem väterlichen Lande vorgegangen sind. Alles bleibt todt und stumm, aber unsere Einbildungskraft leiht ihm Leben und Sprache. Wir reihen die Gemälde an einander, die uns durch die Geschichte und durch Sagen und durch andere Denkmäler überliefert sind. Hundert Menschenalter ziehen in einem Augenblicke vorüber; nur ein verdunkelnder Nebel umschleiert ihre Gestalten. Wir können der Wehmuth nicht widerstehen, daß sie uns nicht vollständigere Jahrbücher überliefert haben, damit wir unter ihnen leben könnten, wie wir nach Jahrtausenden unter den Römern und den edleren Griechen leben.“

38.

Das Nachtgesicht.

(Aus der Vorzeit von Nakel.)

Nakel an der Netze war zur Zeit des Herzogs Suantibor von Pommern († 1107), eine Pommersche Grenzfestung ge-

gen die Polen, dessen Herzoge Pommern durch häufige Einfälle zu unterjochen und sich tributbar zu machen suchten (S. 121).

Wladislav I. Herrmann, Herzog von Polen († 1102) bekriegte Pommern ebenfalls, zerstörte die Landesfestungen mit Feuer und legte Besatzungen in die Grenzörter. Aber ihre vielen Ausschweifungen reizten die Pommern zum Aufstande, viele Polen wurden ermordet und die andern aus dem Lande getrieben (1091). Diese Empörung zu rächen, rückte Wladislav im folgenden Jahre abermals in Pommern ein und führte eine reiche Beute und viele Gefangene mit sich. Suantibor, der sich mit den Preußen vereinigt hatte, holte ihn an der Grenze ein und lieferte ihn an einem Flusse eine Schlacht, welche von Morgens 3 Uhr bis zum Abende dauerte. Die Pommern zogen sich zwar zurück, aber die Polen hatten ebenfalls viel Volk eingebüßt. Mit drei böhmischen Regimentern verstärkt, erschienen die letztern vor Nakel und hofften, da sie die Festung beim ersten Angriff nicht einnehmen konnten, durch fürchterliche Belagerungsanstalten, welche sie machten, dieselbe bald zur Uebergabe zu zwingen. In der Nacht beim Mondenschein glaubten die Polen, vielleicht durch Irrlichter getäuscht, ein feindliches Heer sich nähern zu sehen; sie rückten, nachdem sie eine Zeitlang zur Vertheidigung der Gräben mit den Waffen in der Hand bereit gestanden, endlich voll Wuth aus dem Lager auf den vermeinten Feind, der nicht näher kommen wollte und verfolgten vergebens die Fliehenden. Die Pommern in Nakel hörten den Tumult und das Ausrücken der Polen aus dem Lager; alsbald fielen sie aus der Festung heraus, vernichteten durch Feuer das Lager und die Zurüstungen zum Sturme, tödteten und vertrieben die wenigen zurückgebliebenen Polen und führten die vom Feuer verschont gebliebene Beute weg. Die Belagerung mußte nunmehr aufgehoben werden.

39.

Gregor Matern.

(Aus der Vorzeit von Danzig.)

Zu den Zeiten des Königs Johann Albert von Polen, als damaligen Ober-Schutzherrns von Danzig lebte in dieser Stadt ein gewisser Gregor Matern, der Sohn eines begüterten

Bürgers. Dieser hatte eine Reise nach England gemacht und war daselbst von einem Kaufmanne, bei Gelegenheit eines Streites, an der linken Hand so gefährlich verletzt worden, daß ihm die Hand für immer gelähmt blieb. Er hatte seinen Beschädiger verklagt, ohne Recht zu erhalten und kam mithin, ohne Genugthuung erlangt zu haben, in seine Vaterstadt zurück.

Nach einigen Jahren kam der Beleidiger nach Danzig und jetzt glaubte Matern, daß die Zeit gekommen sei, sich unparteiisches Recht zu verschaffen. Er klagte den Engländer bei dem städtischen Gerichtshofe an: zu seinem Erstaunen aber wurde er hier ebenfalls abgewiesen, und als er darauf die Bürgermeister mit Bitten anging, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, so geboten ihm solche, bei Verlust seines Halses, Stillschweigen. Matern überzeugt, daß er auf gesetzlichem Wege kein Recht erhalte, beschloß nunmehr, sich dieses selbst zu verschaffen. Er ging nach dem König Artushofe, dem gewöhnlichen Versammlungs-Orte der Kaufleute, packte den Engländer, den er hier antraf, und lähmte ihn an beiden Händen.

So wenig der Danziger Rath geneigt gewesen war, auf Materns Klage zu achten, so bereitwillig zeigte er sich, dem Engländer Gehör zu geben. Kaum hatte dieser seine Beschwerden angebracht, als der Befehl ertheilt wurde, Materns Vermögen einzuziehen, welches dem Engländer ohne Weiteres zur Entschädigung für die Lähmung seiner Hände zugesprochen wurde. Matern war nach dem Kloster Oliva, unfern von Danzig, entflohen und schrieb von hier an den Rath, um sicheres Geleit zur Rückkehr bittend, damit er seine Sache vor Gericht führen könne; allein dies wurde ihm abgeschlagen und man verdammte ihn ungehört.

Matern appellirte jetzt an den König von Polen, als damaligen Oberschutzherrn der Stadt. Dieser entschied, daß Matern frei und ungehindert nach Danzig sollte kommen und sein Gewerbe betreiben dürfen; aber die Rathsherrn achteten nicht auf den königlichen Befehl und nöthigten dadurch Matern, aufs neue zu klagen. Der König lud jetzt die Danziger auf den Landtag nach Marienburg, um zwischen ihnen und dem Kläger zu richten; doch sie weigerten sich zu erscheinen, indem nach den Privilegien der Stadt es keinem dortigen Bürger gestattet sein solle, gegen ein von dem Rathe gefälltes Urtheil zu appelliren. Die verbrieften Rechte der Stadt achtend, konnte nun

nichts weiter für Matern thun und dieser sah keinen Ausweg mehr, wie er den Rath vermögen sollte, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Noch ein letztes Mittel versuchte er: er ging zu einem der Bürgermeister von Danzig, der sein Pathe war, als dieser sich auf der Tagfahrt zu Marienburg befand, warf sich vor ihm auf die Kniee und bat ihn, das ungerechte Urtheil zu mildern, zum wenigsten aber ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt zu gestatten, damit er sich redlich nähren könne. Aber der Bürgermeister blieb ungerührt bei dem Flehen des jungen Mannes und als dieser, aufs Aeußerste gebracht, ihn beschwor, doch ja großes Unglück zu verhüten, sagte er in wegwerfendem Tone: „Du bist ja ein Mann; greif deine Widersacher an und thu was Du magst."

Materns Geduld war jetzt erschöpft: ein furchtbarer Entschluß reifte in seiner Seele. Aus seiner Handlungsweise erhellet sein tiefes Gefühl für Recht, aber eben so auch sein glühender Haß der Willkühr und der Parteilichkeit, und darum konnte er das erlittene Unrecht auch nicht geduldig ertragen. Alle seine Empfindungen gingen in dem brennenden Racheburst unter, der nur in dem Unglück seiner Vaterstadt Beruhigung finden konnte. Rächen wollte er sich, so furchtbar, so unerhört rächen, daß noch die Nachwelt seinen Namen mit Schauder nennen sollte. Die mächtige berühmte Hanse-Stadt sollte vor ihm zittern und die Ungerechtigkeit ihres Magistrats verwünschen.

Rasch versammelte Matern, im Verein mit seinem Bruder Simon, eine Schaar rüstiger wohlberittener Männer und trieb Wegelagerung gegen die Danziger. Die Kaufleute dieser reichen Stadt waren damals auf allen Heerstraßen anzutreffen und überall, wo Matern sie fand, ließ er sie niederwerfen, berauben und mißhandeln. Ohne irgend eine feste Gegend zum Schauplatz seiner Thaten gewählt zu haben, befand er sich bald in Preußen, bald in Polen, bald in der Lausitz, bald in Pommern oder Meißen, und machte dadurch jede Vorsicht unnütz. Da nicht Raubsucht, sondern Rache ihn zu dieser Wegelagerung veranlaßte, tastete er lediglich die Danziger Bürger an: jeder andere Reisende blieb verschont. Von den Danzigern kam keiner ungeplündert davon. Widersetzte sich Jemand, so schonte Matern auch des Blutes nicht und viele Menschen kamen auf diese Weise um ihr Leben. Aber umsonst drohten die Bürger zu Danzig, auf solche Weise bedrängt, mit einem Aufruhr: der Rath, welcher den

wenigsten Nachtheil davon hatte, blieb bei seinem Beschluss gegen Matern.

Der Ruf von den Unternehmungen dieses letztern gegen die Danziger verbreitete sich inzwischen weit und breit, und Matern fand mehr Bewunderer als Feinde. Die reiche mächtige Handelsstadt hatte zahlreiche Neider, man fand das Verfahren gegen Matern ungerecht und in dem Maaße, als man diesem Theilnahme und Unterstützung schenkte, vergrößerte sich seine Bande von Tage zu Tage; sogar unter dem Adel hatte Matern wichtige Verbündete. Mit der Stärke seiner Schaar nahm auch seine Kühnheit zu, und Matern wagte es, die von dem Landtage von Graudenz mit großem Gefolge heimkehrenden Danziger und Elbinger Gesandten niederzuwerfen; die Elbinger entließ er, die Danziger aber führte er mit sich fort und entließ sie erst aus ihrer Haft, als sie ihm eidlich gelobten, auf sein Erfordern sich wieder in seinen Gewahrsam zu stellen. Als er sie jedoch später forderte, brachen sie ihren Eid und kamen nicht.

Matern ging noch weiter: er unternahm es, seinen Pathen, den Bürgermeister George Buck und den Rathsherrn Georg Mante von dem Danziger Stadtgebiet zu entführen. Da diese That am hellen Tage und gleichsam unter den Augen der Bürger geschah, sammelten die Danziger schleunigst einen Haufen rüstiger Männer und eilten den Entführern nach. Da sie weit zahlreicher waren, als die Wegelagerer, gelang es ihnen, zwei Meilen über der polnischen Grenze die Gefangenen zu befreien und noch sieben von Matern's Leuten festzunehmen. Diese wurden nach Danzig gebracht und dort, nachdem sie ein peinliches Verhör ausgehalten, mit dem Schwert hingerichtet. Matern aber rächte den Tod seiner Genossen fürchterlich, und mancher unschuldige Danziger Bürger mußte deshalb auf eine qualvolle Weise sein Leben endigen.

Die Bürger, müde dieses Unwesens, welches nun bereits mehrere Jahre dauerte und Handel und Gewerbe störte, murrten laut gegen den Rath. Um das Volk zu beruhigen, setzte derselbe einen Preis von 1500 Mark für denjenigen aus, welcher Matern lebendig fangen, und 1000 Mark für den, welcher ihn tödten würde; allein es fand sich Niemand, der Lust gehabt hätte, den Preis zu verdienen. Matern's Haß gegen die Bürger seiner Vaterstadt offenbarte sich täglich dnrch neue ihnen zugefügte Drangsale; unter andern ließ er mehrmals durch seine

Leute in der Stadt Feuer anlegen und im December 1499 vernichtete eine Feuersbrunst dieser Art einen beträchtlichen Theil der Stadt.

Neun Jahre lang hatte Matern sein Wesen getrieben und die Bürger und den Rath der Stadt Danzig fast zur Verzweiflung gebracht, als es seinen Gegnern durch List gelang, sich seiner zu entledigen. Sie erfuhren nämlich, daß er bei dem Starosten zu Crossen, Andreas von Zanther, Aufenthalt und Schutz genoß. Dieser Edelmann wurde jetzt mit vielem Gelde erkauft, ihn zu verrathen; ein Gerichtsdiener und ein Jude überfielen den verkauften Gastfreund und erwürgten ihn mit einem Stricke.

Gregors Bruder Simon plagte nachher, um den Tod seines Bruders zu rächen, die Stadt Danzig noch vierzehn Jahre lang, bis es den Bürgern endlich gelang, ihn bei Posen einzufangen. Um dem ihm zugedachten qualvollen Tode zu entgehen, erhing er sich im Gefängniß. —

40.

Die heilige Hedwig.

(Aus der Vorzeit von Trebnitz.)

Hedwig, geboren im Jahre 1174, war die Tochter des Herzogs Berthold IV von Meran und dessen Gemahlin Agnes, einer Gräfin von Rochlitz. Der Ruhm und der Reichthum dieses Hauses waren zu jener Zeit allbekannt: die Herzoge v. Meran zählten den Kaiser Arnulf aus Karls des Großen erlauchtem Hause zu ihren Ahnen; ihre Besitzungen erstreckten sich von den Ufern des adriatischen Meeres bis zu den Grenzen Frankens, wo das Fichtelgebürge sich zu den Wolken emporhebt. Noch berühmter waren die Fürsten durch ihre Frömmigkeit: sie hatten zahlreiche Klöster gestiftet und wurden dafür von tausend und abermals tausend Mönchen bis zum Himmel erhoben und gepriesen.

Die unausgesetzten Uebungen der Demuth und Frömmigkeit, in denen Hedwig aufgezogen wurde, hinderten nicht, daß man sie, nach damaliger Weise, schon im 12ten Jahre vermählte. Der damals 18jährige Sohn des Herzogs Boleslaus des Hohen von Schlesien, nachmals Heinrich I. (der Bärtige), ein Jüng-

ling voll Feuer und Heldenkraft, zugleich aber auch voll Frömmigkeit und adeliger Sitte, war ihr zum Gemahl ersehen worden (1186). Breslau, schon zu jener Zeit eine der ansehnlichsten Städte Deutschlands, wurde demnach für jetzt der Wohnsitz der jungen Fürstin und die hier befindliche eben erst erbaute prächtige Kathedrale gab ihr hinlänglich Gelegenheit, ihren frommen Neigungen zu leben.

Geliebt von ihrem Gatten und von ihrem trefflichen Schwiegervater, dem die Deutschen sehr werth waren, verehrt von ihren Unterthanen, denen sie zahllose Wohlthaten erwies, angebetet von den Armen, die sie mit unendlicher Barmherzigkeit unterstützte, lebte sie lange ein glückliches, nur von Zeit zu Zeit durch ihre schon damals fürchterlichen Religionsübungen getrübtes Leben. Zahlreiche Kinder gingen aus ihrer Ehe hervor. Boleslaus, der älteste Sohn, war seinen Aeltern sehr unähnlich, indem er später in einen Verschwender und Wüstling ausartete; sein Bruder Konrad, wiewohl vom Vater geliebt, besaß ein rohes, zorniges, hartes Gemüth. Desto frömmer und milder aber war dessen älterer Bruder Heinrich; an ihm hing Hedwigs ganzes Herz und mit Vergnügen und Freude sahe sie, wie er sich an die deutschen Freunde anschloß, die ihr aus ihrem Vaterlande in das ferne, damals den Deutschen wenig bekannte Schlesien gefolgt waren. Außerdem hatte sie noch drei Töchter, Gertrud, Agnes und Sophie, von denen die beiden letztern schon in zarter Jugend starben.

Nach funfzehn Jahren ihrer Ehe wurde Hedwigs Gemahl durch den Tod seines Vaters (6. Decb. 1201), und da seine vier Brüder Jaroslaus, Boleslaus, Heinrich und Konrad ebenfalls schon gestorben waren, Erbe der sehr ansehnlichen Länder seines Vaters, und Hedwig erhielt damit zugleich freie Hand, ihrer Wohlthätigkeitsliebe und religiösen Schwärmerei zu genügen. Das bis dahin finstere, wilde und wenig kultivirte Schlesien gewann unter ihren Händen bald ein freundlicheres und schöneres Ansehen; überall sah man auf ihren Antrieb Kirchen, Klöster und prachtvolle Münster emporsteigen. Statt der damals sehr ausgearteten Benediktiner rief sie die Cistercienser in's Land, die neu erbauten Klöster damit zu bevölkern.

Herzog Heinrich stiftete zu Ehren des heiligen Bartholomäus das Kloster zu Trebnitz an einer Stelle, wo er früher mit seinem Pferde in einen gefährlichen Abgrund gestürzt war, sich aber auf

ein gethanes Gelübde glücklich gerttet hatte. Hedwig unterstützte ihren Gemahl auf das eifrigste bei diesem Bau; sie gab dazu mit Freuden ihren sehr bedeutenden Brautschatz und einige Ortschaften, welche ihr zum Leibgedinge eingeräumt worden, so daß später in dem neuen Kloster tausend Nonnen ihren Unterhalt finden konnten. Sechszehn Jahre dauerte der Bau des Klosters; außer den gewöhnlichen Bauleuten mußten alle verurtheilten und todeswürdigen Verbrecher des Landes, um ihre Sünde abzubüßen, unermüdet arbeiten; die Kosten beliefen sich auf die für jene Zeit ungeheure Summe von vierzig tausend Thalern. So prächtig war das Kloster, daß die Cistercienser-Nonnen, welche Hedwig von Bamberg kommen ließ, auf die Frage des Herzogs, ob sie noch etwas weiter verlangten, voll Freuden und Dankbarkeit ausriefen: trebniz, d. i. es mangelt nichts, und so der neuen Stiftung und dem bei derselben entstehenden Orte durch einen Zufall den Namen gaben (1203).

Dieses glänzende Werk war in Schlesien das begeisternde Vorbild zu tausend ähnlichen Stiftungen, die von mehr oder minder reichen Personen ausgingen. Noch war Hedwig damit nicht zu Stande gekommen, als sie den Entschluß zu einer neuen, nach ihrer Meinung Gott unendlich wohlgefälligen Handlung faßte. Man glaubte zu jener Zeit, daß gegenseitige strenge Enthaltsamkeit unter die schönsten Opfer gehöre, welche fromme Ehegatten der Gottheit darbringen könnten: auch Hedwig war dieser Meinung, beredete daher ihren Gemahl, wiewohl nicht ohne große Mühe zur Entsagung, und beschwor mit ihm in die Hände des Bischofs von Breslau ewige Keuschheit (1208).

Von nun an trennte Hedwig sich ganz von ihrem Gatten und lebte der Andacht im Kloster zu Trebnitz. Ihren Leib mehr als je kasteiend, ging sie Sommer und Winter barfuß und im härnenen Gewande und lebte von Hülsenfrüchten und Wasser. Auch diese dürftigen Nahrungsmittel erlaubte sie sich erst dann, wenn sie vorher zur Ehre Christi und seiner Apostel mit gebogenen Knien an dreizehn Arme Speisen vertheilt hatte. Auf die Gesellschaft ihrer Töchter und der frommen Jungfrauen des Klosters beschränkt, verließ sie die heiligen Schwellen nur, wenn es galt, Armen oder Verunglückten zu helfen, oder wenn sie zu einem wohlthätigen Unternehmen Unterstützung brauchte und dieserhalb zu ihrem Gemahl nach Breslau reisen mußte. In diesem Falle sah sie ihren Gemahl nie ohne Zeugen. Heinrich ließ

zum Zeichen der andächtigen Trauer, die sein Herz erfüllte, und seines Entschlusses sein Haupthaar und seinen Bart wachsen und erhielt davon den Namen des Bärtigen.

In dieser Zeit hatte Hedwig den Schmerz, zu erleben, wie der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Verlobte ihrer Tochter Gertrud, unterstützt von ihren Brüdern, seine Hände mit dem Blute des Kaisers Philipp befleckte. Ihr frommes Herz schauderte zurück vor dieser verruchten That; sie weihte ihre fromme Tochter Gertrud von nun an dem heiligen Dienste im Kloster zu Trebnitz, woselbst auch ihre beiden andern Töchter Agnes und Sophie unter frommen Gebeten ihr jugendliches Leben verhauchten.

Bald sollte Hedwig noch größeren Schmerz erfahren. Sie hatte ihren in der Blüte seiner Jahre stehenden Gemahl bewogen, sein Land unter seine Söhne zu vertheilen, und sich Gott und der Religion ausschließlich zu weihen. Dadurch legte sie den Grund zu vielen Leiden und Widerwärtigkeiten, die ihr das Leben lange auf das schrecklichste verbitterten, von ihr aber mit ausserordentlicher Standhaftigkeit und bewundernswürdigem Gleichmuthe ertragen wurden.

Ihr Sohn Boleslaus hatte bei der Vertheilung der väterlichen Besitzungen das Land Lebus in der Mark Brandenburg und die untere Lausitz; Konrad einen kleinen Theil von Niederschlesien, Krossen, Sagan und die Oberlausitz; Heinrich endlich, wahrscheinlich nicht ohne Begünstigung seiner ihn mit unendlicher Zärtlichkeit liebenden Mutter, den übrigen, bei weitem beträchtlicheren, bevölkerteren und mit Städten und Dörfern gleichsam besäeten Theil von Schlesien, nebst der schönen Hauptstadt Breslau erhalten. Natürlich waren Heinrichs Brüder über die Theilung mißvergnügt; Konrad, unruhig und ungestüm, suchte mit dem Schwerte in der Hand zu erobern, was ihm auf dem Wege der Güte nicht zu Theil geworden war. Er versammelte in dieser Absicht eine ansehnliche Schaar Polen, die ihm besonders wohlwollten und zu denen er auch eine besondere Neigung hatte, um sich her und kündigte seinem Bruder den Krieg an.

Heinrich und Hedwig vernahmen mit Schrecken und Entsetzen seinen Entschluß: sie sahen im Geiste das schöne Land, das sie mit so großen Kosten und mit so vieler Sorgfalt kultivirt hatten, verwüstet, öde, mit Blut befleckt. Trauernd und wehmüthig eilten sie zu Konrad und suchten durch Bitten und Thränen ihn

von seinem Vorhaben abzubringen. Besonders gab Hedwig, der eine traurige Ahnung im Voraus sagte, daß ihrem ungehorsamen Sohne ein trauriges Schicksal bevorstehe, sich viele Mühe, jedoch vergebens. Fortgerissen von seinen heftigen Leidenschaften, blieb Konrad unerschüttert und unbewegt, ja seine Wuth stieg in dem Grade, als seine alte Mutter ihm Vorstellungen machte. Ueberzeugt, daß hier nichts auszurichten sei, begab sich Hedwig nach Nimptsch, Heinrich in das feste Glogau; der letztere versammelte die zahlreichen Schaaren der Deutschen um sich, welche, in Schlesien angesiedelt, von dem bevorstehenden Bruderkriege nur die Verwüstung ihres Eigenthums zu erwarten hatten. Konrad traf daher, als es bald darauf zwischen Liegnitz und Goldberg, bei dem Dorfe Rothkirchen zur Schlacht kam, unvermuthet auf einen furchtbaren Widerstand, und nach einem kurzen Kampfe war durch die ungemeine Tapferkeit der Deutschen das an und für sich sehr mörderische Treffen zu Gunsten Heinrichs entschieden.

Geschlagen, ohne Heer und Hülfsmittel, suchte Konrad Schutz bei seinem Vater in Glogau, dessen Warnungen er kurze Zeit vorher verachtet hatte. Allein schon einige Tage darauf endete er sein jugendliches Leben auf eine traurige Weise: er stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und brach den Hals. Trauernd wurde sein Leichnam von dem betrübten Vater nach Trebnitz gebracht und dort von Konrads Schwester Agnes, die ihren Bruder auf das zärtlichste geliebt hatte, mit fürstlicher Pracht beerdigt.

Dieser Bruderkrieg und seine Folgen gaben Veranlassung, daß Heinrich das Schwärmerische in den Rathschlägen seiner Gemahlin einsah, die Regierung nun wieder selbst übernahm und sie, aller Einreden Hedwigs ungeachtet, mit mehr als gewöhnlicher Energie bis an seinen Tod führte. In die Angelegenheiten Polens verwickelt, wurde er bei einem Ueberfalle durch Konrad von Masovien verrätherischer Weise gefangen: indem aber sein Sohn eilig Truppen sammelte, ihn zu befreien und seine Schmach zu rächen, trat Hedwig diesem entgegen. Sie gedachte ihren Gemahl ohne Aufopferung von Menschenblut, ohne Verwüstung blühender Länder zu befreien: ein schutzloses Weib, reisete sie zu Konrad von Masovien und dieser wurde von ihren Thränen und Bitten gerührt. Er entließ ihren Gemahl, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung daß Heinrich seinen Ansprüchen auf Polen entsagen und zur Bestätigung der gegenseitigen Freundschaft die beiden Töchter seines Sohnes Heinrich, Konstantia und Ger-

trud, mit Konrads beiden Söhnen verlobe. Hedwig ging diese Bedingungen mit Freuden ein und hatte nun das selige Vergnügen, ihren Gemahl nach einer kurzen Gefangenschaft, ohne Blutvergießen befreit zu haben.

Einige Jahre darauf fand die Vermählung ihrer Enkelinnen mit den polnischen Prinzen Casimir und Boleslaus, wirklich statt. Die Heirath des letztern wurde in Breslau vollzogen, aber Hedwig versagte es sich, die Freuden des Festes zu theilen. Während ihre Enkelinnen sich harmlos dem Vergnügen hingaben, lag sie, unter beständigen Entbehrungen, betend in ihrer einsamen Zelle zu Trebnitz.

Hedwigs Gemahl hatte sich nicht abhalten lassen, noch einen neuen Zug nach Polen zu unternehmen: die Folge war, daß er in den ungekränkten Besitz dieses damals mächtigen Landes kam. Bald darauf beschloß er sein Leben in Crossen (1238). Hedwig, die seit dreißig Jahren von ihm getrennt gelebt, ihn aber nichts destoweniger auf das zärtlichste geliebt hatte, vernahm die Nachricht von seiner Krankheit und seinem Tode mit hoher Gelassenheit: sie verlangte ihn weder zu sehen noch zu besuchen. Und als der Leichnam ihres Gemahls von ihrem frommen Sohne Heinrich nach Trebnitz gebracht wurde, und Jedermann ihm entgegenging und beim Anblick des edlen Verstorbenen in Thränen und Klagen ausbrach, blieb sie, um durch keine irdische Erscheinung in der Betrachtung des Ewigen unterbrochen zu werden, allein in ihrer Zelle. „Es ist unrecht, sich den göttlichen Rathschlüssen zu widersetzen," rief sie ihren weinenden Frauen und Jungfrauen mit gelassenem Gemüth und unverändertem Angesicht zu. So sehr hatten das strenge Klosterleben und die beständigen Andachtsübungen sie gegen alle Freuden und Leiden abgestumpft.

Heinrich II. (der Fromme) trat jetzt die Regierung der väterlichen Länder an; er verehrte seine edle Mutter, ließ sich aber von ihr nicht zur Schwäche verleiten. Nur zwei Jahre hatte er die Zügel der Regierung geführt, als jene Schreckenszeit kam, wo die Tataren das unglückliche Polen und Schlesien verheerten, und Ströme von Blut vergossen. Umsonst stellten Adel und Volk sich ihren entmenschten Haufen entgegen: sie drangen bis in die Gegend von Liegnitz und in der fürchterlichen Schlacht, die hier geschlagen wurde (1241) fand der fromme Heinrich selbst sein Ende. Hedwig, die sich mit ihrer Schwiegertochter Anna nach Crossen geflüchtet, sah in wenigen Tagen zerstört, was

sie und Heinrich während so vieler Jahre und mit so großen Opfern und Anstrengungen erbaut hatten: fern und nah rauchten verheerte Dörfer und Städte, beraubte und verwüstete Klöster, zerstörte Tempel. Eine furchtbare Stille herrschte um die Fürstin: sie wurde nur unterbrochen durch die jämmerlichen Klagen geschändeter Nonnen, durch das Hülfsgeschrei einzelner, von den Feinden ergriffener und grausam mißhandelter Unterthanen, und durch das grausenhafte Kriegsgeheul der umherschärmenden Tataren-Horden; die Fürstin konnte nichts thun als — beten und ihre Standhaftigkeit bewahren.

In diesem Zustande empfing sie die Nachricht von der Schlacht bei Wahlstatt und dem Tode ihres geliebten Sohnes; sie blieb dabei unerschüttert und unbewegt, während Alles um sie her in Thränen zerfloß und voll banger Furcht der Zukunft entgegensah. Sie sah sich fast ganz verlassen: Boleslaus war längst gestorben, Konrad todt; von ihren Töchtern lebte nur Gertrud noch *). Ohne Zweifel war ihr Herz gebrochen, aber sie zeigte keine Trauer; mitten unter den Todtenklagen und dem Jammergeschrei ihrer Nonnen und ihrer Schwiegertochter Anna, die den gebliebenen Gemahl zärtlich geliebt hatte, dankte sie Gott, daß seine Gnade ihr einen Sohn gegeben, der nach einem frommen und unschuldigen Leben sein Blut für Religion und Vaterland freudig vergossen habe.

Nur noch einige Jahre lebte Hedwig, während deren sie wo möglich, noch strenger gegen sich selbst wurde, als vorher. Fasten und Beten, Züchtigungen und Nachtwachen wechselten mit einander ab. Die heiligen Hallen zu Trebnitz verließ sie nur noch einmal, um Frieden zu stiften: ihr Enkel Boleslaus hatte Groß-Polen verloren und er hegte den Wunsch, es wieder zu gewinnen. Da ermahnte sie ihn, seine Ansprüche an dieses Land aufzugeben, dagegen auf Schlesien desto mehr Mühe und Sorgfalt zu wenden und solchergestalt die diesem Lande im letzten Kriege geschlagenen Wunden zu heilen. Boleslaus gab ihren Ermahnungen Gehör und erfüllte ihre Bitte.

Bald darauf wurde Hedwig krank. Sie fühlte die Folgen der fürchterlichen Nachtwachen und Kasteiungen, womit sie ihren gleichsam ausgedörrten und am Ende ihres Lebens völlig gelben Körper gemartert hatte. Am 15. Oktober 1243 starb sie unter

*) Sie starb im Jahr 1262 als Aebtissin zu Trebnitz.

beständigen Anrufungen des Namens Christi, drittehalb Jahre nach der verhängnißvollen Schlacht bei Liegnitz. Sie ruht in den Hallen des Klosters, die ihr das Dasein verdanken: ihr Leichnam, meldet die Sage, leuchtete nach ihrem Tode von einem himmlischen Glanze und die Beerdigung erfolgte unter dem Zulauf zahlloser Gläubigen und unter den Thränen ihrer Unterthanen, die ihrem Gebete allein den unerwarteten Rückzug der Tataren verdanken zu müssen glaubten.

Die Verehrung und Dankbarkeit der Zeitgenossen folgte ihr in das Grab. Man erzählte, um sie zu verherrlichen, gleich nach ihrem Tode die wunderbarsten und seltsamsten Begebenheiten. So sollte unter andern das Zimmer, in welchem sie betete, von himmlischen Strahlen geleuchtet, ihre Kleider und ihr Antlitz in unaussprechlicher Glorie geschimmert haben. Und als drei und zwanzig Jahre nach ihrem Tode, Klemens IV. sie heilig sprach, ward ihr Grabmal ein Gegenstand der religiösen Verehrung jener Zeiten. Man zeigt es dem Wanderer noch heut; und unter der Kirche sprudelt in einem Gewölbe eine Quelle, welche, oft besucht von Wallfahrern, der Hedwigsbrunnen genannt wird.

Das Andenken der frommen Fürstin erhielt sich besonders in den Familien der Herzoge von Brieg und Liegnitz, die von ihr abstammten. Mit Ehrfurcht nannten diese den Namen ihrer Ahnmutter. Sie hielten es für das schönste Vorrecht ihrer Häuser, von der ihren Ursprung ableiten zu können, deren Ruhm einst durch ganz Europa erschallte.

41.

Erzbischof Udo.

(Aus der Vorzeit von Magdeburg.)

Im Chore vor dem hohen Altare der Domkirche zu Magdeburg sieht man, wie wir (S. 48) gemeldet, einen weißgestreiften runden Marmorstein, auf welchem Ritter Moritz den Erzbischof Udo enthauptet haben soll und der, wie man sagt, noch heute blutige Flecken zeigt, wenn man etwas Flüssiges darauf gießt und die Stelle reibt. Die Sage aber erzählt vom Bischof Udo Folgendes.

Udo war im Anfange ein sehr beschränkter Kopf, wurde aber hernach ein hoch gelehrter Mann und endlich (zur Zeit des Kaisers Otto III.) gar Erzbischof von Magdeburg, wiewohl er von schlechtem Herkommen war. Als er nun zum Erzbisthum eingekleidet und wirklich eingesetzt war, veränderte sich seine Sinnesart gar sehr, so daß an ihm, das Gewand ausgenommen, nichts Geistliches mehr zu finden war. Sein Herz und Leben waren mehr als weltlich; er verschwendete die geistlichen Güter und machte sich nicht allein mit weltlichen Weibspersonen zu thun, sondern pflegte auch mit Nonnen verbotene unreine Lust. Als er sich nun einst in einer Nacht bei der Aebtissin im Cistercienser-Kloster Lilienthal zu Buckau befand und mit ihr gar fröhlich war, rief eine schreckliche Stimme ihm zu:

Cessa de ludo,
Lusisti nam satis Udo!

Er aber verlachte die Warnung, indem er glaubte, daß ein Anderer ihn vexiren wollte, und fuhr in seiner sündlichen Lust fort. Als in der zweiten und dritten Nacht die Stimme ihren Zuruf wiederholte, erschrak er zwar in etwas und sein Gewissen regte sich: allein die rechte Reue blieb ihm fremd und er verschob seine Buße von einem Tage zum andern.

Nach drei Monaten aber geschah es, daß ein frommer Domherr in Magdeburg, Namens Friedrich, um Mitternacht aufstand und nach seiner Gewohnheit in die Moritz- (Dom-) Kirche ging, um zu beten. Daselbst erhob sich plötzlich ein Wind, welcher alle Lampen in der Kirche auslöschte; der Domherr erschrak so sehr darüber, daß er nicht von der Stelle gehen konnte, vielmehr ein stummer Zuschauer alles Vorgehenden blieb. Bald kamen zwei Jünglinge mit Wachskerzen, und traten an die Ecken des Altars. Ihnen folgten zwei andere, deren einer einen kostbaren Teppich vor den Altar auf die Erde legte, der Andere zwei Stühle darauf setzte.

Darauf kam wieder ein anderer, der sich mit einem bloßen Schwert mitten in die Kirche stellte, und mit lauter Stimme rief: „Ihr Heiligen alle, die in dieser Kirche liegen, stehet auf und erscheint zum Gerichte Gottes!"

Viele Männer und Frauen erschienen jetzt in glänzender Gestalt, jene theils als Geistliche theils als Soldaten. Sie alle gingen in das Chor und stellten sich in Reihen. Darauf

kamen zwölf angesehene Männer, welche Einen unter sich hatten, der gleich der Sonne glänzte und auf seinem Haupte eine Krone und in der Hand ein Scepter trug; es war Christus mit seinen Aposteln, der sich auch auf den Stuhl setzte. Und nachdem sich die heilige Jungfrau Maria mit vielen Jungfrauen ebenfalls eingefunden, kam zuletzt der heilige Moritz als Kirchen-Patron mit seinen 6666 Soldaten und betete den Herrn an und sagte: „Du gerechter Richter und Schöpfer aller Dinge, halte Gericht!"

Darauf erging der Befehl, den Udo zu holen. Alsbald lief einer hin und holte ihn aus der Aebtissin Bette. „Mein Herr Richter! klagte jetzt der heilige Moritz ihn an: „siehe, dieser Udo, der nicht ein Bischof, sondern ein Wolf, nicht ein Hirte sondern ein Räuber und Zerreißer Deiner Heerde ist, hat sich gar ungebührlich in seinem Amte gehalten, indem er die Kirchengüter übel angewendet, und mit allerlei Weibspersonen sündliche Lust gepflogen. Darum richte über ihn, Du gerechter Richter!"

Da sahe der Herr die Heiligen an und fragte, was sie dächten? — „Er ist des Todes schuldig!" antwortete der Jüngling mit dem Schwert, mit lauter Stimme. Jetzt traten alle gegenwärtigen Heiligen zusammen und berathschlagten, welchen Tod er leiden solle? Und sie thaten den Ausspruch, daß er den Kopf verlieren solle, weil er seine Zeit ohne Kopf und Nachdenken in seinen Sünden zugebracht. Worauf ihn der Jüngling mit dem Schwert enthauptete und die Heiligen alle verschwanden.

Der Domherr Friedrich aber, welcher jetzt nicht träumte, sondern wachte und Alles mit sichtlichen Augen sahe, ging in eine Gruft und zündete die ausgelöschten Lampen wieder an, schloß alle Kirchthüren zu und nahm das ganze Domkapitel mit in die Kirche, erzählte und wies, was vorgegangen, und man sah das Haupt und den Körper des Udo, weit von einander abgesondert, wahrhaftig in der Kirche liegen. Dies geschah im Jahre 985.

Eben denselben Tag kehrte ein Geistlicher, Namens Bruno, der in des Erzbischofs Verrichtungen weggereiset gewesen, wieder nach Hause. Da er sich des Schlafes nicht erwehren konnte, legte er sich unter einen Baum und band das Pferd an seinen Arm. Im Schlafe sah er ein Gesicht: ein großer Schwarm Teufel mit Trommeln und Pfeifen kam dahin und baute ihrem Obersten einen Stuhl auf, daß er sich darauf setzte. Bald kam von ferne ein anderer Schwarm Teufel mit Lachen und Kichern.

„Macht Raum“, schrien Einige, „macht Raum! Unser lieber Herr Udo kommt!“

Worauf der Teufel die arme Seele des Udo mit den Worten empfing: „Willkommen du lieber und getreuer Vermehrer meines Reichs! Siehe, ich bin bereit, Dir und allen unsern guten Freunden zu vergelten, was Ihr verdient!“

Und als Udo verstummte, sagte der Satan weiter zu seinen Gesellen: „Dieser unser lieber Getreuer hat sich müde gegangen; gebt ihm zu essen, wir wollen ihn erquicken!“

Als nun Udo zitterte und seinen Kopf hin und her wandte, zwangen ihn die höllischen Diener, Kröten und Schlangen zu fressen und gossen ihm Schwefel und Pech in den Hals. Als er immer noch nicht redete, ließ der Satan ihn zu Bette bringen; dies Bett aber war ein Pfuhl, aus welchem, als der Deckel weggethan wurde, die Feuerflammen schlugen. Indem Udo mit Gewalt in dieses Bett gebracht wurde, zeigte der Teufel auf den schlafenden Geistlichen (Bruno) und sagte zu seinen Gesellen: „Laßt mir den nicht entlaufen, der uns da zusiehet; er wußte allezeit um Udo's Leichtfertigkeiten und hat solche befördert und vertheidigt.“

Weil nun auf dieses Wort die Teufel den Bruno zu fangen trachteten, suchte er auszureißen; darüber wachte er auf und sahe, daß er vor Entsetzen im Schlafe ganz grau geworden war.

42.

Heinrich I. und die Ungarn.

(Aus der Vorzeit von Merseburg.)

Heinrich I., der Vogelsteller, hatte den deutschen Thron bestiegen (919). Seine erste Sorge war dahin gerichtet, die königliche Macht in Deutschland von Neuem in Ansehen zu bringen und den immerwährenden inneren Unruhen, die das unglückliche Land unter seinen Vorgängern zerfleischt hatten, ein Ende zu machen. Gleich zu Anfang seiner Regierung erließ er strenge, aber weise Gesetze gegen die Störer des Landfriedens und that Alles, um die Deutschen zur Eintracht unter sich, und damit auch zur Bewahrung ihrer Würde und Selbstständigkeit gegen fremde Nationen zu vermögen; eben so sehr machte er sich um

die Kultur des Landes durch Anlegung neuer Städte und Dörfer verdient. Unter den Städten, welche er anlegte und befestigte, haben wir bereits Quedlinburg genannt (S. 54); gegenwärtig betrachten wir eine Scene aus der Vorzeit von Merseburg, welche Stadt ebenfalls durch den genannten Kaiser gegründet oder doch erweitert und befestigt wurde.

Ein ungarischer Fürst, dessen Namen uns die Geschichte nicht nennt, war von Heinrichs Kriegern gefangen genommen worden. Heinrich wußte, wie viel der Gefangene seinem Volke galt; er ließ ihn daher ohne Lösegeld frei und erlangte durch diese staatskluge Handlung einen neunjährigen Waffenstillestand, ohne den früheren, für Deutschland so schimpflichen jährlichen Tribut an die Ungarn entrichten zu müssen.

Heinrich hatte diese Zeit der Ruhe wohl genußt; er hatte die Kriegskunst bei den Deutschen verbessert, eine Menge Städte angelegt oder befestigt und hier große Vorräthe von Lebensmitteln gesammelt. Kaum waren die neun Jahre verstrichen, als an seinem Hofe zwei Gesandte des ungarischen Volks erschienen und in einem trotzigen Tone den jährlichen Tribut verlangten. Sie erstaunten nicht wenig, als Heinrich ihnen diesen Tribut nicht nur verweigerte, sondern ihnen auch die Weisung gab, sich, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, eiligst aus seinen Staaten zu entfernen. Ergrimmt kehrten sie zur Heimat zurück und bald folgte der kühnen Antwort des deutschen Königs ein zahlloses Heer der Ungarn, das in zwei Abtheilungen in Deutschland einbrach (934). Die kleinere Abtheilung ditses Heeres wurde vom Könige in einer fürchterlichen Schlacht gänzlich vernichtet. Das andere war nach Thüringen vorgedrungen und belagerte das von Heinrich stark befestigte Merseburg. Die Besatzung dieser Stadt leistete den heldenmüthigsten Widerstand, doch als die Anführer der Feinde immer frische Schaaren zum Sturme heranführten und die Belagerten weder am Tage noch in der Nacht sich ausruhen konnten, begannen diese zu erliegen.

Da klopfte es in einer dunklen Nacht leise an einem kleinen Pförtchen in der Mauer und als der wachthabende Krieger fragte, was dies bedeute, erhielt er eine Antwort in deutscher Sprache. Rasch schob er jetzt den eisernen Riegel der Pforte hinweg und vor ihm stand ein Bote des deutschen Königs, verlangend, daß er sogleich vor den Befehlshaber der Besatzung geführt werde. Sein Begehren wurde sofort erfüllt und bald verbreitete sich er-

freuliche Kunde. „Der König," so schloß er seinen Bericht, rückt als Sieger in Eilmärschen heran; schon morgen werdet Ihr ihn zu Eurer Rettung erscheinen sehen; bis dahin ist es Pflicht, daß Ihr Euch haltet."

Sein letztes Wort verhallte in dem Geheul der Ungarn, die eben einen neuen Angriff begannen. Allein die Hoffnung der nahen Rettung stählte die erschöpften Kräfte der deutschen Krieger und ehe der Morgen graute, war der wüthende Angriff der Ungarn abermals auf allen Punkten zurückgeschlagen, und die aufgehende Sonne beleuchtete Tausende von Feinden, die in der letzten Nacht ihren Tod gefunden hatten. Dennoch fand man im Lager der Ungarn diesen Verlust nicht sonderlich bemerklich; unabsehbar breitete sich dasselbe in den Gefilden aus. Eben sah man eine frische Schaar gegen die Stadt herandringen, um einen neuen Sturm zu unternehmen, als plötzlich ein Eilbote, mit Staub bedeckt, bei dem ungarischen Heerführer ankam und ihm meldete, wie die zweite Abtheilung des aus Ungarn aufgebrochenen Heeres gänzlich aufs Haupt geschlagen und der deutsche König mit seinem siegreichen Heere in vollem Zuge gen Merseburg sei. Sofort führte der ungarische Befehlshaber seine Truppen ins Lager zurück und ließ sie dort ihren alten Posten wieder einnehmen.

Ein Freudengeschrei der Besatzung folgte dieser rückgängigen Bewegung, denn fast zu gleicher Zeit zeigten sich auf den entfernteren Höhen ganze Reihen von Kriegern, die man bald für Deutsche erkannte. Immer deutlicher wurden die schnell vorrückenden Schaaren dem Auge der Belagerten und bald stand das ganze deutsche Heer unter seinem ritterlichen Könige den Feinden in Schlachtordnung gegenüber. Diese letzteren, an Zahl den Deutschen wohl viermal überlegen, hatten sich in fünf ungeheure Haufen getheilt; der eine sollte dem andern folgen und ihn unterstützen. Mit dumpfem Geheule wälzte sich der erste dieser Haufen gegen das deutsche Heer heran und brach mit wüthender Gewalt in die ersten Reihen desselben ein. Aber die hier stehenden deutschen Lanzenträger empfingen den Stoß gleich einer geschlossenen Mauer, und die leichten Ungarn, einen solchen Widerstand nicht vermuthend, zerstiebten zu beiden Seiten mit Hinterlassung einer Menge von Todten und Verwundeten. Ihnen folgte sofort der zweite stärkere Haufen; lange Linien von Reitern schoben sich an den beiden Seiten desselben heraus und

machten links und rechts eine kleine Schwenkung, um den Deutschen in die Seite zu kommen, während das Fußvolk in Masse auf das Vordertreffen derselben einstürmte. Heinrich aber hatte sich für einen solchen Fall vorgesehen; er ließ die Trompeter ein Signal geben und rasch entwickelten sich hinter dem deutschen Fußvolke ansehnliche Massen von Reiterei, die, um den Feind über ihr Vorhandensein zu täuschen, abgesessen waren, hinter dem Fußvolk gehalten hatten und jetzt mit Gewalt und Kraft sich auf die leichten ungarischen Reiter warfen. Leicht war hier der Sieg; denn die Ungarn, ihres Sieges schon gewiß, stutzten, wurden geschlagen und stürzten sich auf ihren in einiger Entfernung stehenden dritten Haufen, hinter dem sie endlich vor ihren unermüdlichen Verfolgern Schutz fanden. Unterdessen hatte der zweite Haufe kein besseres Schicksal gehabt als der erste; auch seine Angriffe waren mit großem Verluste zurückgeschlagen worden.

Der dritte Haufe erhielt jetzt Befehl zum Vorrücken. Vorsichtiger gemacht, gingen die Ungarn nunmehr behutsamer zu Werke. Sie rückten langsam vorwärts, spannten in einiger Entfernung von den Deutschen ihre Bogen und überschütteten das deutsche Heer mit einem Hagel von Pfeilen, der manchem wackern Krieger das Leben kostete. Nochmals spannten sie ihre Geschosse und nochmals fielen ihre Pfeile tödtend und verwundend in den Reihen der Deutschen nieder. Heinrich, um sein Heer nicht nutzlos aufreiben zu lassen, gab nunmehr Befehl zum Vorrücken, und im Sturmschritt eilten die Deutschen, mit den Feinden sich Mann gegen Mann zu messen. Den Ungarn blieb kaum Zeit, ihre Bogen auf die Schulter zurückzuwerfen und zu dem kurzen Schwerte zu greifen, als die vordersten deutschen Reihen mit ihren Lanzen mordend unter sie einbrachen. Heinrich, mit scharfem Blicke die Lücke erfassend, welche durch den ungestümen Angriff des Fußvolks in den feindlichen Massen entstanden war, ließ seine schwere Reiterei, die bis jetzt am Kampfe noch nicht Theil genommen, in diese Lücke einbrechen und der Erfolg dieses Angriffs war ganz, wie er ihn erwartet und vorhergesehen hatte. Der dritte Haufen begann zu wanken und zuletzt in wilder Flucht sich aufzulösen.

Mit verhaltenem Grimm hatte der Anführer der Ungarn das Unglück seiner beiden ersten Heerhaufen wahrgenommen; jetzt, als er auch das Schicksal des dritten sahe, sprengte er den Flüchtigen wie rasend entgegen und hieb vielen derselben die Köpfe ab.

Nur zwei Haufen waren ihm noch übrig, während die Deutschen fast da standen, als wollten sie eben erst die Schlacht beginnen. Allein der vierte Haufen bestand ebenfalls aus den erlesensten Truppen, die jetzt, wüthend über das Unglück ihrer Brüder, mit lauter Stimme gegen den Feind geführt zu werden verlangten. Mit wildem unheimlichem Lächeln vernahm der ungarische Heerführer diese Forderung und Eilboten flogen zu dem die Stadt bewachenden fünften Haufen, um ihm den Befehl zur Vereinigung mit dem vierten zu bringen. Aber Heinrich kam diesem Manöver zuvor; noch ehe die Vereinigung geschehen konnte, stürzte sich die deutsche Reiterei auf das vierte Treffen der Ungarn. Der Kampf dauerte lange und war hart und heiß; die Deutschen mußten sich endlich vor der Uebermacht zurückziehen, die sich nun mit verderbender Hand, gleich einer Wetterwolke heranwälzte. Männlich hielten die Schaaren der Deutschen dem mit der größten Wuth und Todesverachtung begonnenen Angriffe, der über das Glück des Tages entscheiden sollte, Stand, allein ihre Kräfte begannen bei so übermäßiger Anstrengung zu ermatten, und als die Ungarn immer frische Reihen einschoben, begannen jene zu wanken. Vergebens that der ritterliche König selbst, an der Spitze seiner Reiterei Wunder der Tapferkeit; die feindliche Uebermacht gewann immer mehr Boden gegen seine todmüden Schaaren.

Der Sieg war für die Deutschen so gut wie verloren, als im Rücken der Ungarn plötzlich ein lautes Geschrei ertönte und in ihren Reihen Verwirrung einriß. Indem der ungarische Feldherr alle seine Streitkräfte gegen das Heer des Königs gezogen, hatte sich die unbeschäftigte Besatzung von Merseburg gesammelt, war durch das Thor den Feinden in den Rücken gefallen und entschied die Schlacht zu Gunsten der Deutschen. Denn diese, als sie bemerkten, wie schwach jetzt der Andrang des im Rücken bedrohten Feindes werde, begannen neue Kräfte zu sammeln und frischen Muth zu schöpfen; die Ungarn dagegen, von vorn und im Rücken zugleich angegriffen, wurden bestürzt, und konnten dem letzten kräftigen Angriffe, welchen Heinrich jetzt mit seinen Reitern unternahm, nicht mehr widerstehen. Ihre Glieder trennten sich und wurden in einem fürchterlichen Blutbade darniedergestreckt; nur Wenige entrannen dem Schwerte der Sieger. Alle ihre Beute und ihre Gefangenen fielen den Deutschen in die Hände, und jubelnd traf das Heer von der einen, die Be-

saßung von der andern Seite, auf der Mitte des Schlachtfeldes zusammen.

Der Verlust der Ungarn war nicht zu berechnen; viele Tausende deckten mit ihren Leichen das Gefilde. Aber auch das deutsche Heer hatte manchen wackern Krieger verloren, und es bedurfte aller der großen Vortheile, welche dieser entscheidende Sieg gewährte, um den Verlust so vieler Tapfern nur einigermaßen zu vergessen. Die Reihen des sehr geschwächten Heeres durchschreitend, spendete Heinrich, der Held des Tages, hier den Kriegern sein Lob, dort bezeigte er den Verwundeten sein Mitleid; vor Allem aber erhob er die Tapferkeit der zu einem kleinen Haufen zusammengeschmolzenen Besaßung der Stadt. Dann gewährte er seinem Heere die lang entbehrte Ruhe, der es, ungestört von den wilden Schwärmen der Feinde, sorglos sich hingeben konnte. So endete der Tag bei Merseburg, und lange Zeit dauerte es, ehe die Ungarn wieder daran denken durften, Deutschland mit ihren Horden zu überschmemmen.

43.

Gustav Adolphs Tod.

(Aus der Vorzeit von Lützen.)

Wallenstein, in der Absicht, den Kurfürsten von Sachsen von dem schwedischen Bündnisse loszureißen, hatte sich mit seiner Armee von dem Kurfürsten von Baiern getrennt, der nun mit dem kleinen Ueberreste seines Heeres der ganzen Macht der Schweden blosgestellt war. Die Sachsen, meldete der Herzog dem Kaiser, welche unter dem Feldmarschall Arnim damals in Schlesien eingefallen waren, würden durch die Gefahr ihres eigenen Landes zurückgerufen, dadurch aber ein kaiserliches Erbland von diesen Feinden befreit werden.

Unter den schrecklichsten Verheerungen drang Wallensteins Armee in dem unglücklichen Sachsenlande vor. Fürchterlich leuchteten in der Nacht die brennenden Dörfer, Vorwerke und Mühlen, an denen das Heer vorüberzog. Gegen Leipzig war der erste Angriff gerichtet und bald wurde die Besaßung zur Uebergabe der Stadt genöthigt. Von hier aus gedachte Wallenstein nach Dresden vorzurücken; da eilte aber des Kurfürsten treuer Bundesge-

nosse, Gustav Adolph, aus Baiern herbei und setzte den Fortschritten des Feindes ein Ziel. Wohl hatte derselbe die besten Aussichten, den Krieg in Baiern und dann in Oestreich selbst mit glücklichem Erfolge fortzusetzen; alle seine Hoffnungen opferte er jedoch der Rettung seines Bundesgenossen auf, der es nicht einmal wahr und aufrichtig mit ihm meinte und nur für sich mit kleinlicher Selbstsucht sorgte.

In Erfurt erwartete der König seine Gemahlin, die aus dem fernen Schweden herübergekommen war, um den lange abwesenden Gemahl einmal wiederzusehen. Groß war das Entzücken des königlichen Paares, aber bang und beklommen der Abschied. Ein großer entscheidender Tag nahte heran; ein Tag, den der König nicht überleben sollte. Seine Gemahlin sah ihn nur im Sarge wieder. Kaum vermochte der Königliche Held eine Thräne zu unterdrücken, als er an der Spitze seiner Schaaren zum Thore von Erfurt hinausritt. Die Straße nach Naumburg war es, auf welcher er mit seiner Armee vorwärts ging, und noch ehe es den Wallensteinschen Truppen gelang, sich dieser Stadt zu bemächtigen, war Gustav Adolph zum Trost aller Sachsen daselbst angelangt und fing sogar an, sich in dieser Stadt zu verschanzen. Das Volk in Naumburg, wie überall, vergötterte ihn fast; es drängte sich bei seinem Einzuge herbei, um ihm die Stiefeln zu küssen. Doch diese übergroße Ehre erfüllte sein religiöses Gemüth mit trüben Ahnungen. „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße," sagte er zu seinem Hofprediger Fabricius: „allein ich fürchte, daß Gott mich wegen der Thorheit des Volks strafen werde. Scheint es nicht, als ob die Leute mich zu einem Abgotte machen wollten? Wie leicht könnte der Gott, der sich den Eifersüchtigen nennt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch bin. Herr im Himmel, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dieses Alles mißfällt. Ich überlasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe, du werdest es nimmer zugeben, daß das angefangene gute Werk der Befreiung deiner wahren Kirche unvollendet bleibe."

Wallenstein war indeß mit seinen Schaaren dem Könige bis Weißenfels entgegengezogen, mit dem festen Entschlusse, in Sachsen Winterquartiere zu nehmen und dieselben nöthigen Falls mit dem Schwert in der Faust zu behaupten. Sein Astrolog Seni hatte ihm verkündet, daß der Glückstern des Königs noch in diesem

Jahre (1632) untergehen würde und dies bestärkte ihn in dem Vorsatze, seine Stellung gegen die weit schwächeren Schweden zu behaupten, ohne daß er doch es wagte, das feste Lager derselben anzugreifen. Die Verschanzungen, welche Gustav Adolph anlegen ließ, und die eingetretene strenge Kälte machten den Herzog glauben, daß der König vor dem Frühjahr im Felde nichts mehr unternehmen würde; er entließ in dieser Hoffnung den General Pappenheim nach dem Rhein und zog sich selbst mit seinem Heer nach Leipzig.

Dies hatte der König erwartet. Derselbe erfuhr nicht sobald Pappenheims Marsch, als er ihn ungesäumt zu nutzen beschloß, mit seinem ganzen Heere das Lager verließ und in Eilmärschen gegen Weißenfels vorrückte. Schnell verbreitete sich das Gerücht davon und Wallenstein gerieth in die höchste Verwunderung. Aber bald kehrte seine Besonnenheit und außerordentliche Thätigkeit zurück. Eilboten holten den Grafen Pappenheim, der noch nicht weiter als bis Halle gekommen war, zurück; zugleich suchte Wallenstein in der großen Ebene bei Lützen sich ein gutes Terrain aus und stellte seine Truppen darauf in Schlachtordnung (15. November). Noch an demselben Abende kamen auch die Schweden an und stellten sich den Kaiserlichen gegenüber; nur der Einbruch der Nacht hielt sie ab, gleich loszuschlagen. Uebrigens waren alle Vortheile auf Wallensteins Seite. Er hatte mehr Truppen und Geschütz als der Köuig; vierzehn Kanonen waren auf dem Mühlenhügel sehr glücklich aufgestellt, und zwischen beiden Heeren ging ein gepflasterter Damm, die Landstraße von Lützen nach Leipzig hin, in dessen tiefen Seitengräben kaiserliche Musketiere bis an den Hals verschanzt waren. Hinter der Landstraße stand eine Batterie von sieben Kanonen.

Das kaiserliche Fußvolk war in fünf große unbehülfliche Haufen getheilt; der erste dieser Haufen stand ungefähr dreihundert Schritte von der Landstraße, die vier andern folgten hinter diesem in angemessenen Entfernungen. Die Reiterei befand sich an der Spitze; alles Gepäcke, bis auf die Pulverwagen, war nach Leipzig geschafft, um die Bewegungen des Heeres nicht zu erschweren. Alle diese Anordnungen hatte Wallenstein in der Finsterniß der Nacht getroffen; als der Tag graute, war sein Heer fertig, den heranstürmenden Feind zu empfangen. — Die Armee des Königs hatte zur Linken die Stadt Lützen. Das Mitteltreffen wurde von dem Grafen von Brahe angeführt; der

Herzog Bernhard von Weimar kommandirte die Reiterei, der König stand an der Spitze des rechten Flügels.

Eine schwarze finstere Nacht hatte sich über die Erde gesenkt; banges Schweigen herrschte in beiden Lagern, denn wichtig und entscheidend war der morgende Tag. Auch die tapfersten Krieger beider Armeen konnten sich einer gewissen Bangigkeit und Beklemmung nicht erwehren. Ein tapferer Feind, fühlte Jeder, stand dem andern gegenüber. Die beiden größten Feldherren ihrer Zeit, beide noch unbesiegt, sollten sich mit einander messen. Beider Heere waren nur klein, das schwedische etwa 20,000, das kaiserliche 12,000 Mann stark, allein sie bestanden aus den besten Truppen.

Der König brachte die schauerlich kalte Nacht in einer Kutsche zu, in beständigem Gespräch mit seinen Offizieren. Als der Morgen anbrach, lag ein dicker, alle Aussicht hemmender Nebel auf dem verhängnißvollen Gefilde. Während Wallenstein seinen Truppen durch Ermunterung, Versprechen und Drohungen Muth einzuflößen bemüht war, warf der fromme Gustav Adolph vor seinen Schaaren sich nieder und betete mit Inbrunst zum Lenker der Schlachten. Die Armee folgte seinem Beispiele und von der Feldmusik begleitet, sang das Heer, wie aus einem Munde, Luthers erhebendes Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!" — Als der Gesang zu Ende war, erhob sich der König, bestieg sein muthiges Roß, und durchritt die Reihen seiner Krieger, mit kräftigen Worten ihre Zuversicht entflammend. Indeß war die Sonne höher gestiegen und der Nebel begann sich in einzelne dichte Flocken zu theilen, die hüpfend und spielend auf dem Boden und in der Luft herumtanzten. Ein scharfer Windstoß fuhr jetzt mit rauhem Hauch über das Gefilde und zerriß plötzlich den dichten Nebelschleier; die winterliche Sonne strahlte in voller Pracht und erglänzte im Widerschein der blanken Waffen.

„Nun wollen wir dran!" rief der König. „Das walt der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu! Hilf mir heute streiten zur Ehre deines heiligen Namens!" Damit sprengte er auf die Landstraße los, aus deren Gräben ihm ein fürchterliches Feuer entgegen kam. Wallenstein ließ Lützen anzünden, damit sein rechter Flügel, der sich an dieses Städtchen lehnte, vor Umzingelung sicher sei. Sein Geschütz arbeitete fürchterlich und viele Schweden fanden ihren Tod, ehe sie noch die Gräben der Straße erreichten. Aber die ihnen folgten, setzten glücklich hinüber und drängten die Kai-

serlichen überall zurück. Nach vierstündiger blutiger Arbeit schien der Sieg schon errungen zu sein, als Pappenheim (zwischen drei und vier Uhr) mit seinen Reitern ankam, das Treffen sich erneuerte und Wallenstein in größter Eile die gebrochenen Reihen wiederherstellte. Ein mörderischer Kampf erhebt sich hier, es ficht Mann gegen Mann mit Schwert und Pike, und die Kunst muß der Erbitterung weichen. Die Schweden werden über die Gräben zurückgedrängt, die von ihnen eroberte Batterie von sieben Kanonen geht wieder verloren, und tausend verstümmelte Leichen bedecken das Land, ohne daß ein Fußbreit Erde gewonnen ist. — Auf dem andern Flügel haben dagegen die Schweden, von ihrem Könige selbst angeführt, die Feinde mit Erfolg angegriffen. Die schweren finnländischen Kürassiere donnern mit Macht in die Reihen der leicht berittenen Polen und Kroaten hinein und schon fliehen diese und verbreiten Furcht und Verwirrung auch in der übrigen Reiterei, als Gustav Adolph die Nachricht von den Vorgängen auf dem andern Flügel empfängt.

Sogleich übergiebt der König dem General Horn den Befehl über seine Reiterei, und eilt, an der Spitze des Stenbockschen Reiter-Regiments an die Stelle, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt ist. Nur der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg und einige andere Begleiter konnten ihm folgen. Als er nun vor dem Feinde angelangt ist und eine Lücke in dessen Reihen zu erspähen sucht, bemerkt ein kaiserlicher Gefreiter, wie Alles dem Vorübersprengenden ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, das tödtende Geschoß auf den König zu richten. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann sein."

Der Mann drückt ab und eine Kugel zerschmettert den Arm des königlichen Helden. Das Gerücht davon durcheilt die Schaaren der ihm nachkommenden Reiterei. „Es ist nichts, folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammennehmend; aber der Schmerz der Wunde überwältigt ihn und in halber Betäubung sinkt das königliche Haupt auf den Hals seines treuen Rosses. In französischer Sprache bittet er den Herzog von Lauenburg, ihn vom Schlachtfelde wegzuführen und eben hat dieser das Roß des Königs am Zügel ergriffen, als eine zweite Kugel dem Könige in dem Rücken fährt. „Ich habe genug, sagte der Held zu dem Herzoge: „suche Du nur Dein Leben zu retten!" Damit sank er vom Pferde. In dem Getümmel der

heransprengenden Reiter, ganz betäubt von dem Knalle der Musketen, dem Sausen der Schwerter und dem Schnauben der Rosse um sich her, ließ der Herzog, kaum wissend, was er that, den Leib des Königs fallen, und gab seinem Pferde die Sporen, sich selbst aus der Gefahr zu retten. Ueber den Gefallenen hin stürzten die Rosse der Feinde und Freunde, ohne ihn zu erkennen (denn er trug nur ein ledernes Reitkollet und einen schlichten Tuchrock darüber), und nur sein treues Roß, das in wilden Sprüngen, ohne den königlichen Reiter, mit dem Blute desselben bedeckt, zu den Schweden zurückkam, verkündete diesen den Fall ihres Königs.

Wüthend dringen sie herbei, dem Feinde diesen heiligen Leichnam zu entreißen, und um ihn entbrennt ein mörderisches Gefecht, das ihn bald unter einem Hügel von Todten begräbt. Statt den Muth der schwedischen Schaaren zu vernichten, entflammt sie der Fall ihres Königs zu wilder Wuth. Das Leben hat für seine Getreuen keinen Werth mehr, da das heiligste und kostbarste aller Leben dahin ist; der Tod hat keine Schrecken, seit er sich an dem gekrönten Haupte, an dem geliebten Könige vergriff. Ein unerhörtes barbarisches Gemetzel, mit dem fürchterlichsten Kanonenfeuer vermischt, erhob sich auf allen Seiten; Herzog Bernhard sammelte mit bewundernswürdiger Besonnenheit die zerstreuten Bataillone, und nirgends konnten die Kaiserlichen zuletzt mehr Stand halten. Der Kern der Friedländischen Mannschaft lag zu Boden gestreckt, der General-Lieutenant Piccolomini bestieg bluttriefend schon das fünfte Pferd; Pappenheim stürzte, von einer Kanonenkugel getroffen, von dem seinigen. Immer weiter vorwärts dringen die heldenmüthigen Schweden, immer schwächer widerstehen die Feinde. Da erhellet ein fürchterlicher Blitz die Luft, ein betäubender Donner folgt. Das Feuer hatte die kaiserlichen Pulverwagen ergriffen und die darin aufgehäuften Granaten und Bomben flogen in die Luft. Die Wallensteiner wähnten sich zugleich vorn und im Rücken angegriffen und die Verwirrung wurde allgemein. Auch brach die Dunkelheit ein und Freund und Feind waren nicht mehr zu unterscheiden. Wallenstein ließ zum Abzuge blasen; die Nacht und die Ermüdung hielten die Schweden vom Nachsetzen ab.

Wallenstein hatte an diesem Tage sich seines kriegerischen Ruhmes würdig gezeigt. Mit kaltem Blute durchritt er die Reihen seiner Soldaten, unterstützte die Bedrängten, lobte die

Tapfern und strafte die Verzagten. Um ihn und neben ihm stürzten seine Krieger reihenweise entseelt dahin, und sein Mantel wurde von vielen Kugeln durchlöchert. — Nicht so glücklich war Pappenheim. Seine Kampfwuth stürzte ihn mitten in das dichteste Gewühl und hier fand er seinen Tod. Zwei Kugeln schlugen in seine benarbte Brust; er stürzte und auch liegend fuhr er noch fort zu kämpfen, bis ihn die Seinigen mit Gewalt aus dem Mordgewühle trugen. Den König von Schweden selbst hatte er im Kampfgewühle aufgesucht, auch Gustav Adolph hatte den feurigen Wunsch gehegt, diesen furchtbarsten Soldaten des Oestreichschen Kaiserhauses und muthvollsten Vertheidiger der katholischen Kirche kennen zu lernen; aber ungestillt blieb der feindselige Wunsch und erst in jener Welt haben sich die Helden gesehen und versöhnt. Als man den tödtlich verwundeten Pappenheim hinter das Treffen brachte, murmelte einer seiner Officiere: „Umsonst hat er sich den Tod geholt, denn der, den er aufsuchte, war schon längst nicht mehr." Pappenheim hörte dies und mit der größten Anstrengung richtete er sich auf der Tragbahre auf. Wen meint Ihr? fragte er mit heftigem Ton: Wer ist nicht mehr? — „Der König von Schweden", war die Antwort. Da erheiterte sich das Gesicht des Sterbenden, das letzte Feuer blitzte aus seinen Augen und er rief mit lauter Stimme: „So hinterbringt dem Herzoge von Friedland, daß ich zwar ohne Hoffnung darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide, denn ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist."

Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze: noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und bei dem kaiserlichen Heere besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen, zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen war mit Verwundeten, Sterbenden und Todten bedeckt. Die tiefbetrübten Schweden suchten beim Lichte des neuen Tages den Körper ihres geliebten Königs, und fanden ihn nicht ohne große Mühe, denn er war ganz mit andern Körpern bedeckt, nackt ausgezogen und von Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit eines großen Feldsteins, der noch jetzt, von Pappeln umgeben, dort zu sehen ist und der Schwedenstein heißt, und zwar zwischen diesem Steine und der Stadt, etwa dreißig bis funfzig Schritte von jenem. Herzog Bernhard ließ den Leichnam

nach Weißenfels bringen, wo die Gemahlin des Königs seiner harrte. Unnennbarer Schmerz erfaßte diese, als sie nur den Leichnam dessen wiedersah, der sie, in der Fülle der männlichen Kraft kaum verlassen hatte. Vergeblich bemühte sie sich, den todten Körper durch liebevolle Umarmung wieder zum Leben zu erwärmen; er blieb starr und kalt und sein stummer Mund schwieg auf ihre verzweiflungsvollen Klagen. In der Blüte männlicher Kraft lag er dahin gestreckt; nicht mehr blickte sein freundliches muthiges Auge. Der Geist, der so Unerhörtes vollbracht hatte, war nicht mehr in dieser Welt. Thränen in den wilden und narbenvollen Gesichtern, standen seine treuen Soldaten um den Sarg des Königs, der von elf Wunden gefallen, sie nun nicht mehr zu Kampf und Sieg führen konnte. Er wurde nach Stockholm gebracht und dort in einer eigen für ihn erbauten Begräbnißkapelle beigesetzt. Das protestantische Deutschland trauerte, denn seine größte und beste Stütze war dahin. Uns aber erinnert der einfache Stein, der bei Lützen liegt, an die größten Begebenheiten und dem größten Mann des 17ten Jahrhunderts.

Hinweg den Marmor! Tilget die goldne Schrift,
Die über Moder mit Namen und Titel prahlt:
Hier fiel ein Held, ein Weltbezwinger,
Mächtig im Rath, mit dem Schwerte tapfer.

44.

Der Währwolf-Stein.

Bei dem Magdeburgschen Dorfe Eggenstädt, unweit Sommerschenburg und Schöningen erhebt sich auf dem Anger nach Seehausen zu ein großer Stein, den das Volk den Wolfs- oder Währwolfs-Stein nennt. In grauer Vorzeit hielt sich in dem Brandsleber Holze, das sonst mit dem Hackel und dem Harz zusammenhing, ein Unbekannter auf, von dem man nie erfahren hat, wer er sei, noch woher er stamme. Ueberall bekannt unter dem Namen des Alten kam er öfters ohne Aufsehen in die Dörfer, bot seine Dienste an und verrichtete sie zu der Landleute Zufriedenheit. Besonders pflegte er die Hütung der Schafe zu

übernehmen. Es geschah, daß in der Herde des Schäfers Melle zu Reindorf ein niedliches buntes Lamm fiel; der Unbekannte bat den Schäfer dringend und ohne Ablaß, es ihm zu schenken. Der Schäfer wollt' es nicht lassen. Am Tage der Schur brauchte Melle den Alten, der ihm dabei half; bei seiner Zurückkunft fand er zwar Alles in Ordnung und die Arbeit gethan, aber weder den Alten noch das bunte Lamm. Lange Zeit wußte Niemand von dem Alten. Endlich stand er eines Tages unerwartet vor Melle, der im Kattenthal weidete und rief höhnisch: „guten Tag, Melle, Dein buntes Lamm läßt Dich grüßen!"

Ergrimmt griff der Schäfer nach seinem Krummstabe und wollte sich rächen, als der Unbekannte plötzlich die Gestalt wandelte und ihm als Währwolf entgegensprang. Der Schäfer erschrak, aber seine Hunde fielen wüthend über den Wolf, welcher entfloh; verfolgt rannte er durch Wald und Thal bis in die Nähe von Eggenstädt. Die Hunde umringten ihn da und der Schäfer rief: „Nun sollst Du sterben!"

Da stand plötzlich der Alte wieder in Menschengestalt vor ihm, flehte bittend um Schonung und erbot sich zu Allem. Aber wüthend stürzte der Schäfer mit seinem Stock auf ihn ein — urplötzlich stand vor ihm ein auffsprießender Dornstrauch. Auch ihn schonte der Rachsüchtige nicht, sondern hieb grausam in die Zweige; noch einmal wandelte sich der Unbekannte in einen Menschen und bat um sein Leben. Allein der hartherzige Melle blieb unerbittlich. Da suchte er als Währwolf zu entfliehen, aber ein Streich des Melle streckte ihn todt zur Erde. Wo er fiel und eingescharrt wurde, bezeichnet ein Felsstein den Ort und heißt nach ihm auf ewige Zeiten.

45.

Luthers Anfang.

(Aus der Vorzeit von Wittenberg.)

Luthers Vater war ein armer ehrlicher Bergmann und wohnte anfangs in dem Thüringschen Dorfe Möra, zwischen Eisenach und Salzungen. Später wandte er sich nach Eisleben, wo die Mansfeldschen Bergwerke ihm reichlicheren Erwerb sicherten, und hier brachte ihm seine Gattin am 10. November 1483 Abends

um 11 Uhr den nachher so berühmt gewordenen Sohn. Auf Preußischem Grund und Boden geboren, gehört Luther zu den zahlreichen ausgezeichneten Männern, auf die das Vaterland stolz sein kann. Wittenberg ist der klassische Boden, auf welchem das Licht der Reformation aufging.

Gleich am Tage nach der Geburt ließ Hans Luther den neuen Weltbürger taufen, und ihn, da es eben St. Martinstag war, Martin nennen. Später ließ Hans Luther sich in Mansfeld nieder und hier wurde der Knabe frühzeitig zur Schule angehalten, ja der Vater trug ihn anfänglich auf seinen Armen hin. Diese Zärtlichkeit war aber mit einer unüberlegten Strenge verbunden, an die der gute Martin in seinen männlichen Jahren noch oft mit Tadel zurückdachte. „Mein Vater," sagte er, stäupte mich eines Tages so sehr, daß ich ihn floh und ihm gram ward, bis er mich wieder zu ihm gewöhnte. Die lieben Aeltern meinten es zwar herzlich gut, aber sie wußten die ingenia nicht zu unterscheiden, nach welchen die Strafe einzurichten." Auf gleich rohe Weise wurde der arme Knabe von dem tyrannischen Schulmeister in Mansfeld behandelt: funfzehn Male hintereinander bekam er einst an einem Vormittage die Ruthe.

Hans Luther war in Mansfeld einer der wohlhabensten und verständigsten Bürger geworden, so daß man ihn in den Stadt-Rath aufnahm. Er muß wahrscheinlich die Anlagen seines Sohnes zu den Wissenschaften bemerkt haben, denn im vierzehnten Jahre sandte er ihn auf die lateinische Schule nach Magdeburg. Aber hier fand der Knabe einen gar zu kümmerlichen Unterhalt, so daß ihn der Vater von dort wegnahm und ihn nach Eisenach schickte, wo die Mutter Verwandte hatte. Doch auch diese scheinen nicht viel für den Knaben gethan zu haben, denn Martin mußte sich, wie dies schon in Magdeburg geschehen, sein Brot durch Singen vor den Häusern verdienen. Als er nun vor mancher Thüre statt des Brotes nur schnöde Worte bekam, erbarmte sich eine gutmüthige Frau des schüchternen Elendes und nahm ihn mit Bewilligung ihres Mannes in ihr Haus. Die drückendsten Sorgen waren nun beseitigt und Luther gewann Muße zum Studiren.

Nach vier Jahren hatten Martins Kenntnisse sich so vermehrt, daß er die Universität zu Erfurt beziehen konnte (17ten Juli 1501). Hier ließ er sich die Werke der scholastischen Philosophen und von den alten Klassikern besonders den Cicero, Virgil und Livius erklären. Gegen jene empfand er schon früh

den Widerwillen, dessen Ursachen ihm in der Folge erst klar wurden. Jede Stunde, die er von seinem Studium erübrigen konnte, verbrachte er auf der Bibliothek und hier war es, wo ihm zum erstenmale eine vollständige Bibel, doch nur in der lateinischen Uebersetzung, in die Hände kam. Er las sie mit großer Verwunderung und sein Entschluß, die Rechtsgelehrsamkeit, zu der ihn sein Vater bestimmt hatte, mit der Theologie zu vertauschen, wurde begründet.

Der Eifer, mit welchem der junge Luther den Studien oblag, verbunden mit der mageren Kost, machten, daß er beständig kränkelte und blaß und mager aussahe. Aber die philosophische Doktor-Würde, welche er im Jahre 1505 erhielt, befeuerte ihn nur, sich noch mehr anzustrengen, um sich, wie er sagte, unter den deutschen Magistern keine Schande zu machen. Er las jetzt selbst Kollegia über Aristoteles Physik und Ethik und andere Theile der Philosophie. Immer noch kämpfend mit dem Zweifel, ob er dem Willen des Vaters gehorchen und die Jurisprudenz studiren solle und dürfe, hatte er sich entschlossen, seine Aeltern zu besuchen. Im Begriff, diese Reise anzutreten, kam er eines Morgens zu seinem Freunde Alexis und fand ihn von bösen Buben ermordet, in seinem Blute schwimmen. Ueber diesen Anblick bestürzt und von dem Schicksale seines Freundes ergriffen, machte er sich auf den Weg. Ein anderes Ereigniß auf der Rückreise nach Erfurt wirkte noch heftiger auf sein Gemüth. Es überraschte ihn nämlich ein furchtbares Gewitter und ein Blitzstrahl, der nicht weit von ihm in die Erde fuhr, raubte ihm die Besinnnng. Hier glaubte er, Gottes Finger habe ihn wunderbar erhalten und eine höhere Fügung mit Demuth anerkennend, kam der Gedanke, sein Leben Gott zu weihen, bei ihm zur Reife. In der Nacht nach dem 17. Juli, nachdem er, ohne von seinem Vorhaben ein Wort zu äußern, seinen sämtlichen Freunden einen kleinen Abschiedsschmaus gegeben hatte, machte er sich auf den Weg nach dem Augustiner-Kloster, indem er nichts bei sich führte, als den Plautus und den Virgil, und alles Andere in seiner ehemaligen Wohnung zurückließ. Man ließ ihn ein und öffnete ihm eine Zelle; von hier aus nahm Luther noch schriftlich Abschied von seinen Freunden, schickte der Universität sein Magister-Diplom zurück und meldete die plötzliche Standes-Veränderung auch seinen Aeltern. Der alte Hans

Luther wurde von dieser Nachricht ganz vernichtet und zog seine Hand gänzlich von dem Sohne ab.

Der junge Luther mußte in dem Kloster alle die niedrigen Dienste verrichten, die den Neulingen aufgetragen zu werden pflegten; man zwang ihn den Unflat aus den heimlichen Gemächern der Mönche fortzutragen, die Kirche auf- und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, und mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, um Lebensbedürfnisse einzusammeln. Diese Geschäfte waren für ihn um so empörender, da er schon als akademischer Docent sich einen ehrenvollen Namen in der Stadt erworben hatte. Erst nach fast zweijähriger Probezeit (2. Mai 1507) erhielt Luther die eigentliche Weihe. „Mein Weihbischof," erzählte er in seinen spätern Tagen, „da er mich zum Pfaffen machte und mir den Kelch in die Hand gab, sprach auf Lateinisch zu mir: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten. Daß uns da die Erde nicht verschlang, das war unrecht und große Gottesgeduld und Langmuth."

Luthers Seele war von peinlichem Zwiespalt, von Bangen und Angst zerrissen. Die Philosophie jener Zeit befriedigte ihn so wenig wie die Theologie. Der Wunsch, seine sinnliche Natur durch harte Lebensweise, Fasten und Kasteiungen zu bekämpfen, hatte ihn ins Kloster getrieben, aber auch hier vermochte er die sündigen Regungen in seinem Innern nicht zu ertödten. Gott erschien ihm wie ein furchtbarer strenger Richter, der durch keine Mühe zu versöhnen sei. Einst sperrrte er sich mehrere Tage lang in seine Zelle ein, und würde darin gestorben sein, wenn nicht ein treuer Freund die Thür mit Gewalt erbrochen und den Unglücklichen durch die Kraft der Musik, die er über Alles liebte, aus seiner Ohnmacht erweckt hätte. Luthers Ansicht und Trost in spätern Zeiten: daß nicht die eigene Gerechtigkeit, sondern die freie Gnade Gottes der Grund der menschlichen Seligkeit sei, war ihm damals noch nicht gekommen.

Es war zu dieser Zeit, als der Doktor Johann von Staupitz, General-Vicarius des Augustiner-Ordens in Deutschland, ein gelehrter und trefflicher Mann, nach Erfurt kam, um den Zustand des Klosters zu untersuchen. Die Persönlichkeit des jungen Mönchs erweckte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade. Er ermahnte den Prior, ihn in Zukunft mit weniger Strenge zu behandeln, er selbst begegnete ihm mit zuvorkommender Freunlichkeit und da er ihn endlich vermocht hatte, ihm in der Beichte

sein ganzes Herz zu eröffnen, so bemühte er sich, ihn auf alle Weise zu trösten und zu ermuthigen. „Du weißt nicht, Martin," sprach er zu ihm, „wie nützlich und nothwendig Dir diese Anfechtungen sind. Nicht vergebens versucht Dich Gott; Du wirst inne werden, daß er sich Deiner einst noch zu großen Dingen bedient."

Diese und ähnliche Worte wirkten zwar heilsam auf Luthers Gemüth, doch sank er, von den außerordentlichen Anstrengungen des Körpers wie des Geistes gleich sehr erschöpft, um diese Zeit in eine gefährliche Krankheit. Bei dem Gedanken an das Grab erwachten die Angst seines Innern und die Schrecken seines verwundeten Gewissens mit doppelter Stärke, und quälten ihn so fürchterlich, daß er seine Lage einem alten Mönche entdeckte, der ihn zu besuchen kam. Wahrscheinlich ohne sich weiter etwas dabei zu denken, ermahnte ihn dieser, mit festem Glauben an dem Artikel des apostolischen Bekenntnisses zu hangen: ich glaube an eine Vergebung der Sünden. Diese Worte aber fielen wie ein Lichtstrahl in Luthers Seele und machten einen außerordentlichen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Mit dem Sinn derselben fortwährend beschäftigt, erhielt der junge Mönch, auf Veranlassung seines Gönners Staupitz, von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen einen Ruf als Lehrer der Theologie auf die neugestiftete Universität zu Wittenberg. Mehr aus Gehorsam als aus Neigung übernahm Luther dieses Amt, das ihn nöthigte, die stille Klause mit dem öffentlichen Leben zu vertauschen. Immer noch blieb er seinem Orden treu und nahm auch in Wittenberg seine Wohnung wieder in einer Zelle des dortigen Augustiner-Klosters.

Zum Predigen traute Luther sich nicht die geringste Fähigkeit zu. „Herr Doktor," antwortete er einst seinem Gönner Staupitz, als dieser ihn dazu ermunterte: „Ihr bringt mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Zuletzt ließ er sich doch dazu bewegen, und die Gemeinde fand gleich bei seinem ersten Auftreten so viel Wohlgefallen an seinen Vorträgen, daß sie ihn bereits im folgenden Jahre (1509) zu ihrem bestimmten Prediger erwählte. Durch alle diese Auszeichnungen aber wurde Luther nur immer bescheidener gemacht, und mit immer größerem Fleiße legte er sich auf das Studium der Bibel, wodurch ihm aber auch zugleich die scholastische Philosophie immer mehr verleidet wurde. Luthers Vertrauen zu sich selbst war ge-

wachsen; alle kleinmüthigen Besorgnisse, daß Gott ihm seine Gnade entzogen habe, verschwanden und ein freudiger Muth und eine unerschütterliche Zuversicht auf Gott traten an deren Stelle. Die Bibel, die ihm für die einzige Quelle des Heils und der ewigen Wahrheit galt, aus ihrer langen Verborgenheit reißen, seine Gemeinde mit derselben bekannt machen, das Gottvertrauen und den Trost, den er aus ihr geschöpft, tausend Andern mittheilen zu können: dieser herrliche Beruf, ahnte ihm, möchte wohl aus der Führung Gottes hervorgegangen sein, durch welche er ohne sein Zuthun aus einem armen unbekannten Mönch in Erfurt ein öffentlicher Lehrer und Prediger in der (damaligen) Hauptstadt geworden sei. Der hypochondrische schwermüthige Mann verwandelte sich in den heitersten, angenehmsten Gesellschafter, und die sonst so stumme Blödigkeit ging in die freimüthigste, beredteste Offenheit über. Zugleich aber gewann sein äusseres Ansehen an Männlichkeit und Anmuth, und seine Gesundheit schien sich zu befestigen.

Luther begann nicht nur auf dem Katheder und in seinen Schriften Alles, was ihm wahr schien, frei und ohne Menschenfurcht zu äussern: auch auf der Kanzel und in seinen sonstigen Verhältnissen that er dies. Ob er dadurch anstoßen und etwa einen großen Herrn beleidigen könne, das kam bei ihm nicht in Betracht. Einst hatte der Kurfürst von Sachsen eine Verordnung gegeben, welche Luthern schädlich und nachtheilig schien. Er schrieb also an einen der kurfürstlichen Räthe: „Eurem Kurfürsten gefällt viel und glänzet schön, was Gott mißfällig und zuwider ist. Ich leugne nicht, daß der Mann in weltlichen Sachen überaus klug sei; aber ich erkenne ihn fast siebenfach blind in den Dingen, die Gott und die Wohlfahrt der Seelen betreffen. Ich will dieses nicht im Winkel als ein Verleumder geredet haben, verlange auch nicht, daß Ihr es heimlich halten sollt; bin vielmehr bereit, ihm es ins Gesicht zu sagen.“ — Der Kurfürst erfuhr diese Freimüthigkeit, und schätzte Luthern nur um destomehr. Als diesem der Kurfürst bald darauf neues Tuch zu einem Kleide geschenkt hatte, welches dazumal ein Geschenk von großem Werthe war, schrieb er an den Beichtvater des Kurfürsten Folgendes zurück: „Ich danke für die Kleidung, und zwar von besserem Tuch, als es sich für eine Kutte schickt; wenn es nicht eines Fürsten Geschenk wäre, würde ich es nicht tragen. Daß Ihr mir Nachricht gebt, daß der Durchlauchtige Fürst meiner oft und im

Besten gedenkt, darüber freue ich mich eben nicht. Ich bitte aber, daß Gott der Herr seine Demuth mit Ehre vergelte. Denn ich bin nicht werth, daß ein Mensch an mich gedenkt, geschweige ein Fürst."

Im Jahre 1510 wurde Luther, nebst noch einem andern Augustiner von dem Konvente seines Ordens nach Rom gesandt, um dort gewisse Streitigkeiten zu schlichten, die sich unter den Augustinern in Deutschland erhoben hatten. Luther kam voll Eifer für die Kirche und ihr Oberhaupt nach Rom, aber eben diese Reise sollte ihm über beide die Augen öffnen. Wenige Personen sahen in Rom auf ihn, aber er sah im Stillen auf Alles. Er bemerkte die Ueppigkeit am Hofe des heiligen Vaters, das ausschweifende Leben der Geistlichkeit und einen verfallenen Gottesdienst. — Solche Erfahrungen mußte er sich sammeln, um nachher mit desto größerer Zuversicht und Gewißheit auftreten zu können.

Nach seiner Rückkehr von Rom wurde ihm neue Ehre zu Theil. Sein Gönner Staupitz bewog ihn, die theologische Doktorwürde anzunehmen und der Kurfürst, welcher einst von seiner Predigt sehr erbaut worden war, bezahlte für ihn die Sporteln (1512). Luther hielt sich für viel zu jung, um sich mit dem Doktorhute zu schmücken; er lehnte ihn sogar anfänglich unter dem Vorwande ab, daß er ein schwacher kränklicher Bruder sei, der nicht lange zu leben habe. Nachdem er sich aber endlich dem Willen seiner Oberen unterworfen, bot er seinen ganzen Fleiß auf, seinem Berufe zu entsprechen. Um die Bibel richtiger verstehen zu können, legte er sich auf die Ursprachen derselben. In seinen Vorlesungen begann er, einzelne Bücher derselben zu erklären und in seinen Predigten unterließ er nicht, auch das Volk mit ihr bekannt zu machen. Immer tiefer in den Geist des Evangeliums eindringend, erläuterte er die heilige Schrift immer gründlicher und klarer, und je mehr ihm selbst der einfache Vortrag Jesu und seiner Schüler ans Herz drang, desto widerlicher wurden ihm die Spitzfindigkeiten der Scholastiker. Schon jetzt also machte er Aufsehen dadurch, daß er in öffentlichen Disputationen das Ansehen dieser bisher so hoch geehrten Philosophen auf das tiefste herabsetzte. Da nun von allen seinen Gegnern keiner die Bibel, auf die er sich unaufhörlich berief, so inne hatte, wie er, so trug er in jeder Disputation den Sieg davon.

Die großen Mißbräuche, welche um diese Zeit mit dem Ablaß getrieben wurden, gaben die Veranlassung, daß Luther

dem Papstthum ein für allemal den Krieg erklärte und sein Thun und Treiben für immer eine bestimmte Richtung erhielt. Die kurz vorher erfundene Buchdruckerkunst aber wurde das Werkzeug, womit er durchdrang; ohne dieses Hülfsmittel und die dadurch hervorgebrachte Aufregung in allen Gemüthern möchte er vielleicht, einzeln stehend, das Schicksal des Huß gefunden haben.

Die Päpste hatten, zu den Zeiten der Kreuzzüge, den Ablaß erfunden, um die rüstigen Streiter, welche das gelobte Land zu erobern gedachten, zu erwecken und zu belohnen. Seit man nun die Wirksamkeit und den mächtigen Einfluß des Ablasses auf die abergläubige Menge kennen gelernt hatte, benutzten die Päpste den Ablaß bei jeder Gelegenheit, wo sie Geld brauchten. Wer zur Ausführung ihrer Absichten und Entwürfe, zur Herstellung von Kirchen u. dgl. etwas beitrug, erhielt dafür Ablaß. Seit dem Jahre 1513 saß Leo X., ein Mann auf dem päbstlichen Stuhle, der, ein Freund der Kunst, zugleich ein Freund der Vergnügungen und der Eitelkeit war und einen unmäßigen Hang zur Pracht besaß. Da sein Aufwand sich von den gewöhnlichen Einkünften nicht bestreiten ließ, suchte er auf anderem Wege Geld zusammen zu bringen und legte zu dem Ende mit dem Ablaß einen förmlichen Handel an, indem er vorgab, daß von dem Ertrage die prächtige Peterskirche gebaut werden solle. Albrecht (ein Bruder des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg), welcher Erzbischof von Mainz und Magdeburg war und dem Papste an Liebe zum Aufwande nichts nachgab, übernahm für einen Theil Deutschlands die Generalpacht und übertrug den Kleinhandel dem Johann Tetzel, einem Dominikaner aus Leipzig, der zu einem solchen Geschäfte sich völlig eignete: er besaß die Kunst, zu überreden und sich populär zu machen und seine Ablaßzettel bei dem Volke anzubringen. Mit einer marktschreierischen Frechheit und Unverschämtheit bot er, wohin er kam, seine lose Waare feil und gebrauchte alle niedrigen Künste pöbelhafter Possenreißerei, um das unwissende Volk zum Kaufe zu verlocken. Unter dem Geläute der Glocken, dem Gesange der Schulchöre und mit Vortragung eines Kreuzes zog er gewöhnlich in Begleitung der Geistlichkeit, der Mönche und der Rathsherren ein und schlug in den Kirchen öffentlich seine Bude auf. Jetzt ertönten die übertriebensten Lobpreisungen seiner Waare, die hinreißendsten Aufforderungen, von der dargebotenen Gnade Gebrauch zu machen.

Nicht nur die kirchlichen Strafen, lehrte er, wären durch seinen Ablaß erlassen; er rühmte sich auch, daß damit die Sünden bei Gott vergeben und die Seelen aus dem Fegefeuer errettet würden. Sein Wahlspruch soll gewesen sein:

Sobald das Geld im Kasten klingt,
Sobald die Seel' im Himmel springt *).

Jeder konnte kaufen, so viel er zu bezahlen vermochte. Für alle Arten von Sünden und Vergehungen, und auf so viele Jahre, als Jeder wollte, war in bestimmten Preisen und Taxen Ablaß feil. Man konnte nicht nur für sich, sondern auch für seine lebenden oder verstorbenen Verwandten Vergebung der Sünden erkaufen; ja Sünden, die man in Zukunft noch zu begehen sich vorgenommen hatte, konnte man im Voraus gutmachen und tilgen.

In großen Haufen eilte das arme blinde Volk herbei, um Ablaß zu kaufen und der Papst schickte ganze Ladungen der papiernen Waare nach allen Ländern und Gegenden. Der Arme gab lieber seinen letzten Groschen hin, als daß er diese Gelegenheit, sich im Himmel eine gute Aufnahme zu bereiten, ungenützt hätte vorübergehen lassen.

Tetzel fand, obwohl er nur ein Unterpächter war, bei dem schändlichen Handel seine Rechnung vortrefflich. Er bekam außer freier Kost und Kleidung monatlich neunzig Goldgulden, fuhr in einem neumodischen Wagen und hatte ein Gefolge von drei Reitern. Nachdem er schon manche Gegend durchwandert und mit seinen Zetteln betrogen hatte, kam er auch in die Gegend von Wittenberg und trieb sein Unwesen hier unter großem Zulauf des Volks. Mit dem innersten Verdruß sahen die Großen das Vermögen ihrer Unterthanen in den Seckel dieses geistlichen Betrügers wandern; die redlich gesinnten und aufgeklärten Männer der katholischen Kirche beklagten die Leichtgläubigkeit des großen Haufens, die grade von denen, welche sein geistliches Heil hätten wahrnehmen sollen, so arg gemißbraucht wurde. Bei diesem allgemeinen Aergernisse bedurfte es nur eines kühnen Mannes, der den Kampf mit der geistlichen Macht nicht scheute, und dieser Mann war bald gefunden.

Als nämlich Luther das Unwesen der Ablaßkrämerei in der Nähe betrachtete und die große Wirksamkeit desselben erkannte,

---

*) Ein Ablaßkasten Tetzels wird in der Domkirche zu Magdeburg gezeigt. (S. 47)

vermochte er nicht zu schweigen; es war für ihn Beruf, das verführte und geblendete Volk zu belehren und zu warnen. Er predigte mit Heftigkeit gegen den Ablaß und stellte alle die nachtheiligen Folgen für Religion und Tugend vor, welche jener unsinnige Wahn von der Kraft und Wirksamkeit des Ablasses nach sich ziehen mußte. Zugleich schrieb er an die benachbarten Bischöfe, mit dem Ersuchen, sich einem so groben Betruge zu widersetzen.

Dies Alles wollte jedoch nicht durchgreifen. Da schlug Luther (am Abende des 31. Oktober 1517), an die Schloßkirche zu Wittenberg fünf und neunzig Sätze gegen den Ablaß an und forderte die Gelehrten auf, dieselben in einer öffentlichen Disputation zu bestreiten. Noch wußte Luther nicht, wozu die Vorsehung ihn bestimmt hatte, und was durch ihn geschehen sollte. Sein Eifer war zuerst nur gegen die herrschenden Mißbräuche gerichtet. Noch glaubte er selbst an den Papst, und dachte noch nicht an eine solche Trennung von ihm, wie sie später wirklich stattfand. Seine weitern Entdeckungen waren die Früchte fortgesetzter Meditation und eines anhaltenden Studiums. Kaum hatte er einen Irrthum aufgedeckt, so traf er wieder auf einen andern, der mit jenem in Verbindung stand. Eine Wahrheit ging aus der andern hervor und wie ein Grundstein nach dem andern ausgehoben wurde, so begann zuletzt das ganze Gebäude zu wanken. Zuletzt traf Luther auf diejenige Autorität, welche das ganze System zu unterstützen und aufrecht zu erhalten bemüht war; er sah sich gedrungen, den Papst selbst, als Statthalter Christi auf Erden, zu verwerfen.

Die fünf und neunzig Sätze waren schnell in ganz Deutschland bekannt; sie wurden gedruckt und wieder gedruckt, abgeschrieben, übersetzt und gelesen. Viele freuten sich und bewunderten im Stillen den Mann, der den Muth gehabt hatte, dergleichen öffentlich zu thun. Die Gelehrten und Großen dagegen schwiegen, um sich nicht Unannehmlichkeiten zu bereiten, und die Bischöfe äußerten laute Unzufriedenheit. Wer es mit Luthern redlich meinte, wünschte, daß auch er schweigen möchte, denn sie prophezeihten der Sache für ihn keinen guten Ausgang.

Das nächste Interesse, Luthern zum Schweigen zu bringen, hatte der Ablaßkrämer Tetzel. Er nahm den Fehdehandschuh auf, verbrannte Luthers Sätze gegen den Ablaß und ließ von Conrad Wimpina, einem Theologen an der Universität zu Frank-

furt, Gegenschriften verfertigen, worin er Luthern zu widerlegen suchte. Auch andere Dominikaner traten mit Schriften hervor, in denen sie Luthers Unternehmen als eine unerhörte Verletzung des päbstlichen Ansehens darzustellen suchten. Luthers Feinde in Wittenberg ahmten Tetzels Beispiel nach und verbrannten mehrere Schriften, die unter dessen Namen gegen Luther erschienen waren. Bald auch tönten von allen Kanzeln, auf denen Dominikaner predigten, die abscheulichsten Beschimpfungen und Verketzerungen gegen Luther und seine Freunde. Luther sahe sich dadurch veranlaßt, die Wahrheit seiner Lehre mit Ernst und Nachdruck zu behaupten; die Predigten, welche er von nun an hielt, machten das, was bisher blos Beschäftigung der Gelehrten gewesen, auch zur Sache des Volks. Mit überzeugender Klarheit stellte Luther in diesen Predigten das Schädliche und Verderbliche der bestrittenen Mißbräuche dem gemeinen Manne vor Augen, und setzte ihn dadurch in den Stand, über die Sache selbst ein Urtheil zu fällen.

Der Papst hatte anfänglich die Sache für ein theologisches Gezänke gehalten; als die Klagen aber lauter wurden, berief er den kühnen Mönch nach Rom. Diese Citation war in Luthers Lage eben so viel als eine förmliche Verdammung; auch erkannte man aus dem Sendschreiben des Papstes an den Kurfürsten von Sachsen hinlänglich, was mit ihm im Werke sei. Der Kurfürst, welcher Luthern lieb hatte, bat sich daher bei dem Papste aus, daß Luthers Sache in Deutschland abgethan werden möchte; dasselbe Gesuch reichte die Universität Wittenberg zu Gunsten ihres Lehrers ein. Der Papst gab um so leichter nach, als er des Kurfürsten damals in politischer Rücksicht bedurfte und Luther erhielt somit den Befehl, sich vor den päpstlichen Nuntius, den Kardinal Thomas de Vio aus Gaëta (gewöhnlich Cajetan genannt), in Augsburg, wo derselbe sich damals des Reichstages wegen aufhielt, zu stellen. Wiewohl von mehrern Seiten gewarnt, nicht in die Schlinge zu gehen, trat Luther doch muthig seinen Weg an: für seine Lehre, für Gottes Wort den Märtyrer-Tod zu sterben, hielt er für die höchste Ehre vor Gott und Menschen. „Was kann ich verlieren?" schrieb er einem Freunde: „mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib; nehmen sie diesen, so werden sie mich etwa um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi

in der Welt von der Art ist, daß, wer solches will tragen, der muß mit den Aposteln Alles verlassen, Allem entsagen, und alle Stunden den Tod erwarten. Wo das nicht wäre, so wäre es Christi Wort nicht. Mit dem Tode ist es erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es besiegelt worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden."

Im Anfange des Monats October 1518 erschien Luther in Augsburg und erst hier erhielt er auf Betrieb einiger Rathsglieder, an die er empfohlen war, sicheres Geleit vom Kaiser. Der Kardinal, ein Hofmann, empfing ihn sehr herablassend und verlangte, daß er ein paar Irrthümer, die in seinen Sätzen ständen, widerrufen sollte. Luther gab zur Antwort, er könne diese Sätze nicht eher widerrufen, als bis ihm gezeigt würde, daß sie wirklich Irrthümer enthielten. Luther berief sich auf die heilige Schrift, während der Kardinal Verordnungen der Päpste anführte. Am folgenden Tage wurde der Streit, eben so vergeblich, erneuert; Luther bewies diesmal sogar seinem Gegner, wie er eine jener Verordnungen falsch verstehe. Das Ende der Zusammenkunft war, daß der Kardinal den Reformator mit den Worten entließ: „Gehe hin, und komme nicht wieder, Du wollest denn einen Widerruf thun." — Luther versuchte jetzt die Sache noch dadurch beizulegen, daß er sich schriftlich bereit erklärte, zwar nicht seine Ansichten zu widerrufen, aber Alles, was er in der Hitze der Vertheidigung Hartes gegen den Papst geäussert haben möchte, zurückzunehmen und sogar fortan über den Ablaß ganz zu schweigen, wenn nur seinen Gegnern gleiches Stillschweigen auferlegt würde. Er erhielt keine Antwort und nun setzte er am 16. October, vor Notar und Zeugen, eine Appellation an den besser zu unterrichtenden Papst auf, welche zwei Tage nach seiner Abreise an den Dom zu Augsburg angeschlagen wurde. Diese Abreise geschah, gewisser Besorgnisse halber, sehr schnell und heimlich; Luthers Freunde ließen ihn nach Mitternacht aus einem kleinen Pförtchen zur Stadt hinaus, setzten ihn ohne Reithosen, Stiefeln oder Sporen auf ein gutes Pferd und ließen ihn durch einen Reiter, der die Wege kannte, eiligst nach Nürnberg bringen. Am 30sten October kam er glücklich in Nürnberg an.

Cajetan, der sich in seinen Erwartungen, die seinem Ehrgeiz und seiner Eigenliebe bisher geschmeichelt hatten, so gewaltig getäuscht sah, kannte jetzt gegen Luthern keine andere Gesinnung mehr, als die der Rache. Er schrieb sogleich an den Kurfürsten

von Sachsen und verlangte von ihm, bei seiner Ehre, bei dem Ruhme seiner Vorfahren und bei seinem Gewissen, den Bruder Martin nach Rom zu schicken oder doch wenigstens aus dem Lande zu jagen. Friedrich sandte den Brief des Legaten sogleich an Luthern, und dieser rechtfertigte sich gegen seinen Landesherrn sofort in einem Schreiben, dessen Beredsamkeit sogar von katholischen Schriftstellern gerühmt wird und das auf den Kurfürsten einen ganz besonders günstigen Eindruck machte. Derselbe konnte sich um so weniger entschließen, den unschuldigen Mann nach Rom zu schicken und ihn dem Hasse seiner Feinde preiszugeben, als Luther für die Universität Wittenberg ein zu wichtiger Mann geworden war. Denn eine unglaubliche Menge Studirender strömte aus allen Gegenden Deutschlands dahin, um den Mann zu sehen und zu hören, dessen Ruhm ganz Europa erfüllte, dessen Lehrart ein ganz neues Feld der Erkenntniß zu eröffnen schien.

Als der Papst sahe, daß Cajetan seine Sache sehr schlecht gemacht habe, schickte er einen andern Gesandten, den Kammerherrn von Miltiß, einen sächsischen Edelmann zum Kurfürsten, zunächst um diesem eine geweihte goldene Rose (ein besonderes Gnadenzeichen des Papstes) zu überreichen. Miltiß, ein humaner und freundlicher Mann, stellte dem Kurfürsten vor, wie Luther das Volk gegen den Ablaß aufbringe und dadurch das Ansehen des Papstes untergrabe; ja er besprach sich selbst mit Luthern und wußte ihm so freundlich zuzureden, daß dieser sich von Neuem erbot, in Zukunft ein strenges Stillschweigen über die streitigen Lehrsätze zu beobachten und (wie er sich ausdrückte) den Handel sich verbluten zu lassen, wenn nur seine Gegner ebenfalls zum Schweigen gebracht würden. Er schrieb sogar dem Papste einen Brief voll Ehrfurcht. „Ich bekenne frei," erklärte er darin, „daß dieser Kirche Gewalt über Alles sei und ihr nichts, weder im Himmel noch auf Erden könne vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über Alles. Ich will auch gerne Ew. Heiligkeit zusagen, daß ich nochmals diese Materien vom Ablaß will fahren und ruhen lassen, und aller Dinge stille schweigen. Allein, daß auch meine Widersacher mit ihrem unnützen Rühmen und aufgeblasenen, doch vergeblichen und schändlichen Worten innehalten. Zudem will ich durch eine öffentliche Schrift das Volk ermahnen, daß es lerne, die Römische Kirche mit rechtem Ernst zu ehren, und auch meine Schärfe fahren lassen, die ich wider dieselbe gebraucht, ja gemißbraucht habe; denn ich habe ihr

zu viel gethan, indem ich die unnützen Wäscher so hart angetastet. Aber ich habe ja dieses Alles darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die Römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk im Irrthum verführt würde durch den Ablaß u. s. w."

Es kam aber zu keinem Vergleich, vielmehr wurde Luthers Partei durch den Doktor Eck, Prokanzler der Universität zu Ingolstadt, auf das heftigste angegriffen und zugleich in Rom verleumdet. Es kam dabei zu einer öffentlichen Disputation in Leipzig, bei welcher das Ansehen Luthers bedeutend gewann. In Rom aber schleuderte man, aufgebracht über die Hartnäckigkeit des sogenannten Ketzers, eine fürchterliche Bannbulle gegen denselben. Ein und vierzig Punkte aus Luthers Schriften wurden darin für ketzerische und ärgerliche Sätze erklärt. Man gestattete ihm und seinen Anhängern noch eine Frist von sechszig Tagen; würde Luther nicht binnen dieser Zeit seine Lehre widerrufen und seine Schriften verbrennen, so sei er für einen unverbesserlichen Ketzer und Verbannten der Kirche anzusehen. Allen Obrigkeiten wurde geboten, seine Lehre und seine Schriften zu vertilgen, und seiner Person sich zu bemächtigen, um die verschuldete Strafe an ihm zu vollziehen.

Das Aufsehen, welches dieser Bannfluch erregte, war allgemein; aber der Papst erreichte dadurch grade den entgegengesetzten Zweck. Jedermann las und studirte jetzt Luthers Schriften; ganz Deutschland lernte daraus, wie unrechtmäßig die Gewalt des Papstes sei, wie viele Irrthümer die Lehren der Römischen Kirche enthielten und wie nöthig eine Abstellung der herrschenden Mißbräuche sei. Franz von Sickingen, Sylvester von Schaumburg und einige hundert andere Edelleute in Franken und Schwaben boten Luthern ihren Schutz an, da es den Anschein hatte, als wenn er in Wittenberg nicht mehr sicher sei. Dies Alles gab Luthern neuen Muth und neue Kraft, allen Gefahren zu trotzen; seine Kühnheit wuchs und er stand nicht länger an, den Papst öffentlich für den Antichrist zu erklären und Könige und Fürsten zu ermahnen, das schimpfliche Joch desselben abzuwerfen. Dabei ließ er es nicht bewenden. Er nahm, als es ihm ganz unmöglich schien, die Sache noch in Güte beizulegen, die Bannbulle und das päpstliche Recht dazu, begab sich unter einer zahlreichen Begleitung von Studenten und Professoren vor das Elster-Thor von Wittenberg und warf Bulle und kanonisches Recht zu-

sammen mit den Worten ins Feuer: „Weil Du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre Dich das ewige Feuer!“ (10ten December 1520.)

Die Römischkatholischen boten Alles auf, den Eindruck zu vernichten, den diese auffallende That auf die Gemüther des Volks machen mußte. Aber vergebens gaben sie Schriften gegen den Ketzer heraus, keine derselben wurde so häufig gelesen, als ein Aufsatz von Luther, worin dieser seine That offen erzählte und rechtfertigte. Vergebens wurden die besten Köpfe aufgefordert, gegen Luther zu schreiben. Erasmus schlug ein großes Bisthum aus, welches ihm der Papst anbieten ließ, wenn er den Reformator bekämpfen wolle. Luthers Lehre verbreitete sich zusehends, wogegen das kanonische Recht so verächtlich würde, daß kaum noch Jemand sich zum Doktor desselben ernennen lassen mochte. —

Um diese Zeit war der deutsche Kaiserthron erledigt, und man hatte die Krone dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen, als dem würdigsten Kompetenten angeboten. Bescheiden lehnte er sie aber ab und gab seine Stimme Karl dem Fünften, welcher eine kräftige Regierung hoffen ließ. Karls erste Handlung war, daß er die deutschen Fürsten zu einem Reichstage nach Worms zusammenberief, der an Glanz und Pracht alle früheren Fürsten-Versammlungen überstrahlte (1521). Der Kurfürst Friedrich hatte vorausgesehen, daß Luther vor diesen Reichstag gefordert werden würde und daher im Voraus Rücksprache mit ihm genommen. „Wenn ich znm Gehen zu schwach bin,“ gab Luther heldenmüthig zur Antwort, „so werde ich mich dahin führen lassen, denn ich zweifle nicht, daß ich von Gott selbst nach Worms berufen werde, sobald mich der Kaiser dahin berufen läßt. Wenn sie dort gewaltsam verfahren wollen (denn wahrscheinlich werden sie mich nicht berufen, um sich von mir belehren zu lassen), so muß die Sache Gott befohlen werden. Eben der Gott lebt und regiert noch, der die drei Männer im feurigen Ofen des Königs zu Babel erhalten hat. Wenn er mich nicht erhalten will, so ist es ein Kleines um mein Leben. Wir dürfen auf keine Gefahr, die uns nur drohen kann, Rücksicht nehmen, sondern dafür müssen wir sorgen, daß die Wahrheit, die wir vertheidigen, nicht dem Spott ihrer und unserer Feinde ausgesetzt, und uns nicht der Vorwurf von ihnen gemacht werden kann, daß wir nicht Muth genug haben, dieser Wahrheit, die wir be-

kannt und gelehrt haben, auch unser Leben aufzuopfern. Noch können wir gar nicht entscheiden, ob mein Leben oder mein Tod dem Evangelium und dem allgemeinen Besten mehr oder weniger nutzen oder schaden wird. Gottes Wahrheit war immer ein Stein des Anstoßes, gesetzt zum Fall und zum Auferstehen Vieler in Israel. Man erwarte Alles von mir, nur nicht Flucht oder Widerruf, denn fliehen werd' ich nie, noch viel weniger widerrufen."

Der Papst hatte seinen Nuntius Alexander auf den Reichstag geschickt, um die Lutherische Ketzerei zur Sprache zu bringen. Alexander hatte mit Erstaunen auf seiner Reise die begeisterte Bewegung, welche Luthers Schriften überall verursachten, die feindselige Stimmung bemerkt, die gegen Papst und Geistlichkeit herrschend geworden war. Es wurde ihm daher leicht, den Kaiser zu veranlassen, daß er Luthern vor die Reichs-Versammlung entbieten ließ. Der Kurfürst von Sachsen willigte jedoch nicht eher in diese Citation, als bis der Kaiser dem Geladenen freies Geleit und eine völlig sichere Rückkehr versprochen hatte. — Luther trat nun freudig die Reise an, obwohl er sich von einem schleichenden Fieber so entkräftet fühlte, daß er unterweges beinahe liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge, so sehr drängte sich das Volk, ihn zu sehen. Ueberall machte man ihm bange, daß es ihm gehen werde, wie Huß; überall rieth man ihm zu fliehen und sich nicht der Wuth seiner Feinde preiszugeben. „Christus lebt," war seine Antwort; „darum wollen wir hinaus nach Worms, zu Trotz aller höllischen Pforten und denen, die in der Luft herrschen. Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch, weil ich erfordert worden, im Namen des Herrn erscheinen, und zwischen die Zähne meiner Feinde treten, Christum bekennen und ihn walten lassen." — Je näher er seinem Ziele kam, desto mehr schreckende Gerüchte kamen ihm zu Ohren; noch nahe vor Worms schickte ihm sein Freund Spalatin, Hofprediger des Kurfürsten von Sachsen, einen treuen Menschen entgegen, ihn zu warnen, doch ja nicht zu seinem Verderben in die Stadt zu kommen. „Nein," rief er aus, „und wenn so viele Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — ich wollte doch hinein."

Bei seinem Erscheinen in Worms lief ein zahlloses Volk zusammen (16. April). Der Reichs-Erbmarschall, welcher ihn am

folgenden Tage vor die Reichs-Versammlung führte, mußte mit ihm durch Gärten und Hinterhäuser kriechen, um ihn nur durchzubringen. In dem Gedränge draußen vor der offenen Thüre des Saals traf er auf einen alten wackern Degen, den berühmten Feldhauptmann, Georg von Frondsberg. „Mönchlein, Mönchlein," sagte dieser zu ihm und klopfte ihm auf die Schulter: „Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster in dem gefährlichsten Treffen nicht gethan haben. Bist Du aber auf rechter Meinung, und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei getrost, Gott wird Dich nicht verlassen."

Bleich und abgemattet von der Krankheit, machte Luther bei seinem ersten Eintreten auf die Versammlung keinen vortheilhaften Eindruck. „Der würde mich nicht bewegen, ein Ketzer zu werden," soll Karl zu seinem Nachbar gesagt haben. Auf die Frage des Kur-Trierschen Kanzlers, ob er den Inhalt seiner Schriften widerrufen wolle, antwortete Luther, noch etwas befangen und voll Ehrfurcht, die Frage sei so wichtig, daß er sich darüber Bedenkzeit erbitten müsse. In vornehm wegwerfendem Tone entgegnete der Kanzler, wie er ja wohl unterweges Bedenkzeit genug gehabt habe, um sich vorzubereiten; dennoch aber ließ man ihn gehen und beschied ihn auf den andern Tag.

Luther fühlte, daß die befangene Rolle, welche er gespielt, seiner nicht würdig gewesen sei. Auch sein Kurfürst stärkte ihn mit kräftigem Zuspruch und der Landgraf von Hessen, einer der mächtigsten Beförderer der Reformation sagte zu ihm: „Strebst Du mit Recht vorwärts, so möge Dir Gott helfen!" — Als nun am andern Tage spät Abends Luther vor die Fürsten-Versammlung geführt wurde, hatte er seine Befangenheit abgelegt und beantwortete die ihm vorgelegten Fragen mit der größten Ruhe und Geistesgegenwart. Das Resultat aller seiner Antworten war, wie er alles Dasjenige widerrufen wolle, was man ihm aus der Schrift als ungöttlichen Trug widerlegen würde. Der Kanzler von Kur-Trier sagte ihm hierauf, man sei nicht hier, um mit ihm zu disputiren; man verlange von ihm eine runde und einfältige Erklärung, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Wohl," entgegnete Luther: „wenn denn eine schlichte einfältige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit klaren Gründen über-

wunden werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil es offenbar ist, daß sie oft geirrt, und sich selbst widersprochen haben), so kann ich und will ich nichts widerrufen; denn es ist nicht gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Der edle würdevolle Ton, in welchem Luther diese Worte sprach, gewann ihm die Herzen vieler Anwesenden. Der Kurfürst von Sachsen, sein Landesherr, freute sich über seine Fassung; aus der Versammlung kommend, sprach er zu Spalatin: „Wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig." — Luther selbst war gleich nach obiger Erklärung entlassen worden. Ein kleinerer Ausschuß von Fürsten wurde erwählt, um ihn wo möglich noch durch besondere Unterredungen auf andere Gedanken zu bringen. Luther aber blieb fest bei seiner Erklärung und schied von den Fürsten mit den Worten Gamaliels aus der Apostelgeschichte: „Ist das Werk aus dem Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnt Ihr es nicht dämpfen."

Man bedeutete ihn jetzt, daß er Worms verlassen könne. Einzelne Geistliche suchten zwar den Kaiser zu bewegen, ihm das freie Geleit zu verweigern, da er ein Ketzer sei; allein Karl hielt sein gegebenes Wort, und der Kurfürst war emsig für seines Schützlings Sicherheit besorgt. Ein und zwanzig Tage blieben Luthern noch: dann erschien das berühmte Wormser Edikt (26sten Mai), wodurch er als ein Geächteter für vogelfrei erklärt und Jedem die Gewalt gegeben wurde, seiner Person sich zu bemächtigen und seine Anhänger und seine Lehre zu verfolgen. Jetzt würde Luther in große Gefahr gekommen sein, wenn nicht sein Landesherr sie von ihm abgewendet hätte. Letzterer, um eines Theils dem Reformator seinen Schutz nicht zu entziehen, andern Theils aber nicht den Verdacht auf sich zu laden, daß er einen Geächteten beherberge, traf wahrscheinlich schon in Worms mit Luthern die nöthigen Verabredungen. Dieser hatte bei seiner Rückreise einen Tag in dem Dorfe Möra bei seinen Verwandten zugebracht. Am 4. Mai Morgens reisete er von dort ab, um über Schweina und Altenstein weiter zu fahren: da wurde sein Wagen, in der Nähe des letztern Schlosses, plötzlich von fünf verkappten Reitern angehalten, welche Luthern herausrissen, waldeinwärts mit ihm jagten und die übrige erschrockene Reise-

gesellschaft weiter ziehen ließen. Luther mußte, um die letztere zu täuschen, einige Zeit neben den Pferden der Reiter herlaufen. Dann aber setzte man ihn auf ein Pferd und trabte mehrere Stunden lang auf allerlei Holzwegen im Walde mit ihm herum, bis man an die Wartburg gelangte. Hier erhielt er ein Zimmer angewiesen, das mit allen Bequemlichkeiten, auch Büchern und Schreibmaterialien wohl versehen war; ein verschwiegener Hausshofmeister besorgte seine Aufwartung. Die Leute in der Nachbarschaft erfuhren nicht, wer er sei; man kannte ihn nur als einen Staatsgefangenen, und wenn er ausritt, oder sich sonst sehen ließ, so hieß er immer der Junker George. Um die Neugierigen irre zu führen, mußte er eine ritterliche Kleidung anlegen und sich den Bart wachsen lassen. So lebte Luther still und unbekannt, und da Niemand von seiner Gefangennehmung etwas wußte, so verbreitete sich allgemein das Gerücht, daß er aus dem Wege geräumt worden sei. Seine Feinde frohlockten über diese Nachricht, während seine Freunde sich darüber bekümmerten. Alle, die bisher an seinen Unternehmungen Theil genommen, sahen mit schüchterner Ungewißheit der Zukunft und den Schicksalen entgegen, die die gute Sache nun erfahren würde. Bald aber wurden sie getröstet.

Der eifrige Luther unterließ nämlich auch auf der Wartburg nicht, seine Anhänger durch immer neue Schriften aufzurichten; man erfuhr dadurch, daß er am Leben sei, wenn gleich man nicht wußte, wo er sich befinde. Luther schrieb unter andern ein äußerst heftiges Buch gegen eine sehr elende Broschüre des Königs Heinrich VIII. von England über die sieben Sakramente. Nicht gelinder schrieb er gegen den Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz, welcher die Aechtung Luthers dazu benutzte, um in seinen Landen einen neuen Ablaßhandel anzufangen. Seine angelegentlichste Arbeit aber war die Uebersetzung der Bibel, diese segenbringendste aller seiner Bemühungen. Da er die heilige Schrift, mit Verwerfung aller menschlichen Zusätze, menschlicher Autoritäten und Ueberlieferungen nur einzig zur Grundlage seiner Lehre nahm, so sollte die ganze Welt mit eigenen Augen sehen, wie weit das damals herrschende Religions-System von der ächten und einfachen Christus-Religion entfernt sei; sie sollte hiernach seine Lehre prüfen und richten. Luther vereinigte dabei so viel guten Geschmack mit der Kenntniß der deutschen Sprache, und zeigte eine so große Vertrautheit mit dem Geiste der Schrift,

daß sein Werk für die damaligen Zeiten ein Gegenstand der Bewunderung werden mußte, und noch bis auf den heutigen Tag für ein klassisches Werk gehalten zu werden verdient. Luthers deutsche Bibel, die nach und nach erschien, wurde mit aller der Aufmerksamkeit, die eine so große und seltene Erscheinung nothwendig erregen mußte, gelesen und mit unbeschreiblicher Begier gleichsam verschlungen.

Luther hatte auf der Wartburg mit mancherlei Anfechtungen zu kämpfen, in denen er jedesmal seine Zuflucht zum Gebete nahm. Er hegte den festen Glauben, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Werke Gottes, und dieser Gedanke peinigte ihn unaufhörlich. Die Sage meldet, daß er einst das Dintenfaß nach einer vermeinten Teufelserscheinung geworfen; folgende Thatsache aber erzählt er selbst als Wahrheit. Als er nämlich, abgesondert von aller Welt, in seiner Stube auf der Wartburg saß, konnte Niemand zu ihm kommen, als zwei Edelknaben, so ihm täglich zweimal zu essen und zu trinken brachten. Nun hatten sie ihm einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die er zu Zeiten aß, und er hatte denselben in seinen Kasten verschlossen. Eines Abends zog er sich in der Stube aus, ging in die Kammer und legte sich zu Bette. „Da kömmt mir's," erzählt er, „über die Haselnüsse, hebt an und knickert eine nach der andern an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette, aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nun ein wenig einschlief, da hebt's an der Treppe ein solches Gepolter an, als würfe es ein Schock Fässer hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe zu und sprach: Bist Du es, so sei es! — befahl mich dem Herrn Christo von dem geschrieben stehet: Alles hast Du unter seine Füße gethan, wie der achte Psalm sagt, und lege mich wieder zu Bette. Denn das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man ihn verachtet und Christum anrufet. Das kann er nicht leiden."

Der große Beifall, den seine Schriften bei der ganzen deutschen Nation fanden, begeisterte Luthern immer mehr zu einem Muthe, der sich, in dem Bewußtsein göttlichen Beistandes, vor keiner weltlichen Macht mehr fürchtet. Mit einem Male verließ er, wider den Willen des Kurfürsten, die Wartburg und trat mitten unter seine Feinde. Er hatte erfahren, daß sein Anhänger Karlstadt in Wittenberg in seinem Namen allerlei Neuerungen angefangen, die Heiligenbilder gewaltsam aus den Kirchen

geworfen, Altäre und Beichtstühle zerstört habe. Noch weit unsinnigere Unternehmungen hatte Thomas Münzer begonnen. Dieses Unwesen konnte Luther nicht ruhig mit ansehen; er hielt dafür, daß dadurch allen seinen Gegnern gegründete Ursache zu Tadel und Haß gegeben werde, und keine Gefahr, kein Bitten, kein Zureden des Kurfürsten konnte ihn länger halten. Plötzlich erschien er in Wittenberg (7. März 1522) und suchte durch unaufhörliche Ermahnungen von der Kanzel die Gemüther wieder zu beruhigen und das Geschehene auszugleichen. Acht Tage lang predigte er und nie hat er vielleicht sich ehrwürdiger und liebenswürdiger gezeigt, als in diesen Vorträgen. Mit einer Liebe und Schonung, die ihm nur selten eigen war, zeigte er die Irrwege, auf die man in seiner Abwesenheit gerathen war und suchte seinen Zuhörern darzuthun, wie sehr man bei den vorgenommenen Verbesserungen wider die christliche Liebe verstoßen habe. Zwar lobte er ihren Eifer im Wachsthum der Erkenntniß, auch mißbilligte er keineswegs die Aenderungen, welche vorgenommen worden waren; aber das unruhige Verfahren dabei, die Vernachlässigung aller Rücksichten auf die schwächern, noch nicht so weit aufgeklärten Mitbrüder: das war es, was er tadelte und rügte.

Groß war der Eindruck, den Luthers Gegenwart und Predigten auf den schwärmerischen Haufen in Wittenberg machten. Kaum hatte er sich dem wilden Strome entgegengestellt, so sah man auch Ruhe und Ordnung wieder zurückkehren und die gefährlichen Gährungen des Volks gedämpft. Karlstadt fühlte sich zwar gekränkt und gedemüthigt, gab aber dem Ansehen und freundschaftlichen Zureden Luthers willig nach und kehrte zur alten Ordnung zurück. Münzer und seine Anhänger, welche von dem Ungrunde ihrer angeblichen Offenbarungen nicht zu überzeugen waren, mußten als Ruhestörer und Aufwiegler gegen die bürgerliche Ordnung die Stadt verlassen.

Kaiser Karl V. hatte gleich nach geschlossenem Reichstage sich nach den Niederlanden und nach Spanien begeben, wo er fast acht Jahr verweilte. Diese Zeit war für den Fortgang der Reformation in Deutschland äusserst günstig. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen erklärten sich für sie; eine Menge Städte baten bei Luthern um Prediger aus seiner Schule; sie schafften die Messe, die Ohrenbeichte, die Prozessionen und viele andere katholische Gebräuche ab, richteten nach Luthers Beispiele den Gottesdienst durchaus deutsch ein und ent-

sagten mit Freuden vielen abergläubischen Meinungen der Römischen Kirche. An die Vollziehung der über Luthern ausgesprochenen Acht dachte Niemand mehr, wiewohl der Papst durch seine Legaten auf den Reichstagen zu Nürnburg (1522 und 1524) darauf drang. Statt auf sein Verlangen einzugehen, drangen die deutschen Stände auf ein allgemeines Konzilium, von welchem die vielen Uebel, die sich in das Kirchen-Regiment eingeschlichen hätten, abgestellt würden; sie legten dem Papste nicht weniger als hundert Beschwerden über die Mängel des geistlichen Standes vor, und verlangten auf das ernstlichste eine Reform.

Die durch Münzer veranlaßten Unruhen machten Luthern vielen Kummer. Anfänglich nahm er die Nachsicht der Fürsten für die Unsinnigen in Anspruch, welche die Freiheit des Glaubens mit der politischen Freiheit verwechselten. Umsonst that er Alles, um den Aufruhr zu dämpfen, umsonst eiferte er gegen die Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die dabei verübt wurden, mit einer Hitze, welche deutlich erkennen ließ, wie unzufrieden er mit dem ganzen Unternehmen sei. Als zuletzt die gütlichen Mittel erschöpft waren, und die Keckheit und Raserei der Empörer täglich höher stieg, forderte er, mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit, alle Fürsten und Obrigkeiten auf, Gewalt zu brauchen und die Frevler gleich tollen Hunden todtzuschlagen. Und leider ward dieses leidenschaftliche Gebot nur all zu sehr befolgt. Luthern aber maßen seine Feinde alle die Greuel bei, die aus dieser Empörung hervorgegangen waren.

Luthers physische Kräfte hatten sich mit seiner geistigen Wirksamkeit gesteigert. „Martin Luther“ schrieb ein Gelehrter in Leipzig im Jahre 1519, „ist von mittelmässiger Statur, vom Leibe wegen des vielen Studirens mager, daß man fast alle Knochen zählen kann, und von klarer und heller Stimme. Im Umgange ist er höflich und freundlich, hat nichts Stoisches oder Stolzes an sich, ja er schickt sich für Jedermann; in Gesellschaft führt er einen muntern und angenehmen Diskurs. Er ist fröhlich und sicher, sieht immer freundlich aus, wie hart ihm auch seine Widersacher drohen, so daß man wohl glauben muß, er gehe nicht ohne göttlichen Beistand mit solchen Sachen um.“ — Gesang, Lauten- und Flötenspiel waren sein Lieblingsvergnügen; er hielt die Musik nächst der Theologie für die herrlichste Kunst und meinte, sie stärke oft mehr denn Speise und Trank.

46.

Das blutende Schwert.

(Aus der Vorzeit von Halberstadt.)

Auf dem Domplatze zu Halberstadt steht, dem Dom gegenüber, eine alte Kirche, die Liebfrauen-Kirche genannt. Von vier stolzen Thürmen geziert, zugleich aber vom Zahne der Zeit benagt, wird sie allmählig zur Ruine. Auswärts, unfern der Thür dieses Gotteshauses hängt an einer eisernen Kette von wenigen Gliedern ein entblößtes Ritterschwert in sehr alterthümlicher Form, welches sich, auch wenn die Luft still ist, immer hin und her bewegt, und daher schon zu der Vermuthung Veranlassung gegeben hat, daß es von beiden Seiten Magnetsteine habe. Unter dem Schwerte an der Erde liegt ein runder Raum, etwa vier Fuß im Umkreis, ganz nackt und todt da, während sonst überall grüner Rasen zu sehen ist.

Es lag in uralter Zeit auf dem Huy, oder auch, wie Andere vermuthen, auf dem nackten Berge bei Halberstadt, die Burg des stolzen, herrschsüchtigen Ritters Hug. Geachtet und gefürchtet von der Ritterschaft, war er ungestüm im Hause, und hatte keinen Begriff von Zartgefühl gegen seine Gattin. Diese starb, als Lenore, das einzige Kind ihrer Ehe, eben zur Jungfrau aufblühte. Sterbend segnete die Mutter das geliebte Kind mit den Worten: „Duldung, Sanftmuth und Keuschheit mögen auf Erden Dich schmücken und adeln: Religion mag für den Himmel Dich vorbereiten, wo ich Dich erwarte, mein einziges geliebtes Kind.“

Sie verschied, und Lenore kniete weinend an ihrem Bette. Ein Knabe, Namens Teuthold, den der Ritter Hug aufgenommen hatte, weil er der verlassene Sohn eines geächteten Freundes war, kniete neben ihr am Lager seiner zweiten Mutter; er reichte Lenoren die Rechte. „Dort oben,“ sagte er in frommer Begeisterung, „sehen wir sie wieder, Lenore. Hienieden laß uns den letzten Blick der Sterbenden nie vergessen; sie segnete uns!“

Ihr Segen sei unser Theil! flüsterte Lenore.

„Lenore!“ sagte der Knabe, sich ermannend: „Du giebst mir durch Deine sanften Worte den Glauben an die Menschheit wieder. Ewige Liebe! Mag sie auch in der Zukunft erst ihren Lohn finden —“

„Sonderbarer junger Schwärmer!" lächelte Lenore. „Bei diesem Leichnam kniee ich nieder und schwöre Dir —"

Possen! unterbrach sie Ritter Hug, welcher hereingetreten war. Er schob das junge Paar auseinander; die beiden zogen sich, Teuthold mit einem fast krampfhaften Zucken, Lenore mit doppelten Thränen, zurück von dem ungestümen Vater.

Nach wenigen Tagen schon lebte Hug wieder in Saus und Braus; sein Genosse der rohen Vergnügungen war der benachbarte reiche Ritter Assen, dessen Sohn Eberhard, ein wohl gewachsener stattlicher Jüngling, ein Liebling des Ritters Hug, und von ihm für Lenoren bestimmt wurde. In ihm erblickte Hug seinen Eidam, den Erben seiner Burgen, in dessen Schild das Wappen seines Stammes mit eingegraben werden solle. Lenore hatte in dem Jünglinge die Gefühle der Liebe erweckt, ohne sie zu erwiedern. Ihr Herz zog sie zu Teuthold; mit ihm war sie vor Gott und seinen Engeln in den Bund der ewigen Liebe getreten, als dessen Schützerin sie die erblaßte Burgfrau betrachteten.

Eines Tages erschien Teuthold reisefertig vor dem Burgherrn, der eben im Trinksaal mit dem Ritter von Assen und dessen Sohne weidlich zechte. „Ritter Hug!" redete er ihn an: „ich komme von Euch Abschied zu nehmen und Euch für die Erziehung zu danken, die mir zu Theil ward und die ich Euch so viel als möglich zu vergüten suchen werde."

Hast Du getrunken, Teuthold? fragte der Ritter.

„Nein, ich denke mich zu berauschen in dem Gewühl der Waffen."

Wahrscheinlich als Schwertfeger bei einem Ritterhaufen im Morgenlande! lachte Eberhard.

„Als ebenbürtiger Ritter sehe ich Dich wieder, elender Bube!" schrie Teuthold, und warf ihm einen Fehdehandschuh, den er im Koller trug, ins Gesicht. Alle waren erstaunt ob solcher Kühnheit und unverfolgt verließ Teuthold den Saal. An der Thür trat ihm Lenore entgegen: sie war blaß, ermattet; auf ihrem Antlitz mischten sich Entsagung und Verzweiflung. Der Jüngling schloß sie in seine Arme. „Dieses Weib," rief er dem Ritter Hug zu, „fordere ich von Dir, es sei hier oder bei dem ewigen Richter!"

Er drückte der Ohnmächtigen den Scheidekuß auf die Wange, legte sie in einen Sessel und ging hinaus.

Narrenspossen! rief Hug aufspringend: der Junge ist nicht

bei Sinnen. — Er taumelte hinaus und erfuhr, daß Teuthold mit seinem Troßbuben von dannen geritten sei. Brummend schüttelte der Ritter den Kopf, tröstete sich aber damit, daß Teuthold, zu Brote gewohnt, nicht lange ausbleiben werde. Aber Teuthold kam nicht.

In mannigfachen Turnieren am Rhein hatte dieser, von der Liebe befeuert, seine Waffenfähigkeit bewährt; als Ritter, seinen Stammbaum nachweisend, zog er dann in das Morgenland, wo schon so vieles Christenblut für die Wiedereroberung des heiligen Grabes geflossen war. Der erste König von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, war nicht mehr, wohl aber noch der Johanniter-Verein; bei diesem wurde Teuthold, nach der Sage, mit der väterlichen Liebe guter Christen aufgenommen und wiederhergestellt, als er bei dem heiligen Werke erkrankt war.

Mit großem Ruhm hatte er gegen die Ungläubigen gefochten und das Ritterschwert mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes ward ihm zu Theil. Nach einem Jahre, bei eingetretener Waffenruhe, erhielt er die Erlaubniß, auf einige Zeit nach dem Abendlande zurückzukehren. Er segelte ab von Jaffa, landete, und kam, ein stattlicher Ritter, in reichem Aufzuge nach der Heimat zurück. Mit Sehnsucht schaute er die Warten der Burg bei Halberstadt.

Seine erste Frage in der Herberge zu Halberstadt war nach Lenoren. Morgen wird sie dem Grafen Eberhard von der Assen vermählt, sagte der Wirth, sein alter Bekannter; die Lustbarkeiten haben schon heute begonnen.

„Wohl", entgegnete er: „ich bin ihr Verlobter vor Gott, und dieser Eberhard von der Assen, der wohl in ritterlicher Fehde noch nicht gestanden, soll, bei meinem Schwerte sei es geschworen, die Braut mir nicht rauben."

Er rief seinem Knappen und dieser packte von den Maulthieren eine wohlverwahrte, silberne Rüstung, in Italien zierlich zusammengesetzt. Teuthold legte die Rüstung an, bedeckte sich mit dem schönen, mit kostbaren Federn gezierten Helme und der Wirth der Herberge erstaunte ob der gastlichen Gestalt. Einen so schönen Ritter hatte er noch nie gesehen. Dann ordnete Teuthold sein im Morgenlande zierlich gesticktes Sammtwamms, mit dem goldgestickten kurzen Mantel, dem Barett mit der kostbaren Reiherfeder und der zierlichen Unterkleidung. Diese Kleidung

gab er einem vertrauten Knappen, sie ihm nachzutragen und seines Winks gewärtig zu sein.

Die Stunde des Banketts hatte geschlagen; Teuthold machte sich auf und wanderte, von dem Knappen geleitet, zur Burg. Bachantischer Jubel schmetterte ihm aus den erleuchteten Hallen entgegen. Alles machte dem stattlichen Ritter in der Silber-Rüstung Platz und er trat in den vollen Rittersaal. Seine Rüstung und der Umstand, deß er der einzige Gewappnete war, machten Aufsehen. Das Visir hielt er geschlossen.

Wer seid Ihr? fragte der Burgherr, zu ihm tretend. Willkommen!

„Wer ich bin, zeigt mein Wappen und Schild; ich bin ebenbürtig und suche die deutsche Gastfreundschaft, die deutsche Biederkeit auf.“

Ritter Hug erkannte den geschlossenen Helm auf dem Schilde des Fremden und lud ihn ein, an dem Bankett Theil zu nehmen. Der fremde Ritter setzte sich neben ihn nieder und nahm den Einladungsbecher an.

Der Wirth hoffte bei dieser Gelegenheit sein Antlitz genauer zu sehen, allein der Fremde ließ das Visir so schnell fallen, daß Jener seine Neugier immer noch unbefriedigt sah.

Ihr kommt weit her, Herr Ritter? fragte er dann.

„Weit? das seht Ihr wohl, wenn Ihr das heilige Johanniskreuz kennt, das an der linken Seite des Helms mir ein Ehrenzeichen wurde. Ich komme aus dem Morgenlande, wo jetzt die Waffen ruhen.“

Und Ihr wollt?

„Im Vaterlande das Schwert abgürten, bis es Noth thut.“

Lenore, die festlich geschmückte Braut, schwankte jetzt am Arme des Ritters Eberhard von der Assen vorüber. Sie erkannte an Teuthold die Feldbinde, welche sie heimlich gewirkt und in traulicher Stunde ihm als ein Pfand der Liebe gegeben hatte. Sie war einer Ohnmacht nahe; der Bräutigam hielt sie und fragte, was ihr sei.

„Was ihr ist?“ fragte Teuthold aufstehend; „was ihr ist? Der Bräutigam fehlt ihr.“

Der bin ich.

„Frei ist der Liebe Gunst! Ihr könnt nicht der Treugeliebte einer Lenore sein.“

Teuthold schlug das Visir zurück, warf den Handschuh hin

und ging ruhigen Schrittes fort, als Eberhard diesen aufgenommen hatte. Draußen wartete sein der treue Diener; er warf sich, da der Wirth das Gastrecht nicht verletzen durfte, in das zierliche, zum Bankett gemachte Gewand, kehrte dann in den Saal zurück, und bezauberte durch seine anmuthige Haltung die Herzen aller Frauen.

Während Eberhard ihn zu vermeiden suchte, zeigte Hug sich etwas kühner gegen ihn. Ich freue mich, Euch hier zu sehen, sagte er zu ihm: wenn aber die Zeit des Gastrechts vorüber ist, muß ich Euch bitten, meine Burg zu verlassen. Die Störung, welche vorgefallen ist —

„Ich bitte nur noch um eine Stunde, nach offenem Gebrauch, nach Rittersitte und Gewohnheit!"

Bist Du noch meine Lenore? flüsterte er gelegentlich der unglücklichen Braut zu. „Ewig! Ewig!" erwiederte sie, und eilte vorüber.

Eberhard war dieses kurze Zwiegespräch nicht entgangen; er beobachtete seinen Feind mit scharfem Auge. Dieser, ein frommer Knecht des Herrn, ging in seinem stattlichen Wamms hinaus durch die mondhelle Mitternacht nach der neu erbauten Liebfrauen-Kirche, die Mutter Gottes anflehend, daß sie ihn schützen möge in seinem Beginnen, daß sie ihren Segen sprechen möge über ihn. „Liebe ist es, was mich treibt," sagte er, „und was wäre das Leben ohne die Liebe?"

Er kniete nieder und betete still. Da trat Junker Eberhard, der ihm nachgeschlichen, hinzu und stieß ihm das Schwert in die Brust. Teuthold sank sterbend dahin. „Du bist mir zuvorgekommen, Eberhard," sagte er im Scheiden: „der Himmel hat es gewollt; Dich, Lenore, fordre ich nun von den Mächten des Himmels. Ich darf Dich fordern; Du wirst mir nacheilen."

Der feige Eberhard kehrte in den Prunksaal zurück. Sein Blick war verstört, Mord und Blutschuld drückten seine Stirn. Man spöttelte über seine lange Abwesenheit, aber die Frauen erschraken, als sie ihn sahen. „Sieh, meine Holde," sagte er zu Lenoren: „Dies ist das Herzblut des Verwegenen, der unser Bündniß zu zerreißen gedachte. Das Schwert hat ihn getroffen; möchte er auch in den Zuckungen des Todes, den ich ihm gab, Dich einladen, ihm nachzufolgen! Jetzt erst nenne ich Dich mein, Lenore!"

Er wollte sie umarmen, aber sie wendete sich entsetzt von

ihm ab. Nach einem kurzen Schweigen, während dessen ihr ganzes Inneres im Aufruhr war, kam sie zu einem Entschlusse voll Resignation. „Ich fühl' es," rief sie, „er fordert mich; ich folge Dir, Teuthold. Schirme mich, heilige Jungfrau!"

Die letzten Worte sprach sie wie in Verklärung, mit emporgestreckten Armen; sie hauchte mit ihnen ihre Seele aus und sank todt nieder. Eberhard war ausser sich. Beschäftigt um die Leiche, stieß ihn der Schloßkaplan, Lenorens alter Lehrer, mit den Worten hinweg: „Hinweg Sünder! Wage Dich nicht an das Heilige!"

Diese Worte des frommen Mannes trafen Eberhards Herz. Er eilte hinaus ins Freie und suchte die Leiche seines Feindes auf. „Reue versöhnt!" seufzte er und stieß das von Teutholds Blute noch feuchte Schwert sich selbst in die Brust. — Ein dreifacher Mord war begangen.

Am folgenden Morgen fanden die Kirchgänger die beiden Leichen. Die Chorherren kamen und ein Mönch, Hugbert von der Dreseburg, der Profeß hier geleistet hatte und früher ein mannhafter Ritter gewesen war, zog das Schwert aus der Brust des Entleibten und rief der erschreckten Menschenmenge zu: „Ein Warnungszeichen, soll es hangen vor dem Gebäu der heiligen Jungfrau und die Seele Eberhards wird verdammt sein, so lange dieses unglückliche Schwert sich noch bewegt, und das Blut, der Erde entnommen, dem unfruchtbaren Boden seine Nahrung nicht wiedergegeben hat."

Noch heute hängt das Schwert, ein Galanteriedegen damaliger Zeit, an einer eisernen Kette vor der alten, fast verfallenen Liebfrauen-Kirche.

Und noch jetzt, so geht die Sage,
Fällt an dem Gedächtnißtage
Dieser Mordthat Blut herab.

Drunter, auf der Erde, heißt es,
Wachse nie ein Hälmchen Gras;
Stets soll sich das Schwert bewegen,
Und es soll von Thau und Regen
Nie die Stelle werden naß.

47.

St. Rustikus und St. Goar.

(Aus der Vorzeit von Trier.)

Trier, die älteste Stadt der Preußischen Monarchie, war in den Zeiten der Römischen Weltherrschaft unter dem Namen Augusta Trevirorum die Hauptstadt von ganz Gallien. Auf diesem klassischen Boden wandelte Julius Cäsar, hier residirten eine Menge Kaiser und prätorianische Präfekten. Im Jahre 292 n. C. nahm Constantius Chlorus, der Vater Konstantins, Herrscher des Occidents, seinen kaiserlichen Sitz in Trier. Maximianus Herkuleus, die beiden Konstantinus, Vater und Sohn, die Brüder Valentinianus und Valens, Gratianus, Valentinianus der Jüngere, Maximinus und Theodosius der Große hielten sich größtentheils in dieser Stadt auf. Das römische Gesetzbuch enthält über 107 Gesetze, welche von den genannten Kaisern aus Trier datirt wurden. Der fast beständige Aufenthalt des prätorianischen Präfekten verursachte, daß hier die Angelegenheiten von ganz Gallien, Spanien und Britanien ihren Mittelpunkt fanden und ein ungewöhnlicher Zusammenfluß von Menschen entstand. Trier besaß eine kaiserliche Münze, eine vorzügliche grammatische und eine eigene Palast-Schule, in welcher eine Menge der bedeutendsten Männer gebildet wurden, eine Schatzkammer, eine Leinenfabrik und eine Hofhaltung; einen prätorianischen und einen kaiserlichen Palast, von welchem die Ruinen noch zu sehen sind; Bäder, Wasserleitungen, Amphitheater und kostbare Brükken verschönerten die Stadt. So war Trier der Sitz der Geschäfte, der Kultur, des Geschmacks und der Gelehrsamkeit von ganz Gallien; von hier aus verbreitete sich das Christenthum über den Occident. Eine Menge Personen in Trier gewannen unter Diokletian, um des Glaubens willen die Märtyrerkrone; aber auch an andern blutigen Schauspielen ist die Vorzeit dieser altberühmten Stadt reich. Als im Anfange des 4ten Jahrhunderts Konstantin der Große, der erste christliche Kaiser, mit den Franken und Alemannen Krieg führte und diese Völker zu wiederholten Malen besiegte, ließ er im Schauspielhause zu Trier viele tausend Gefangene, worunter zwei fränkische Herzoge Askar und Ragais den wilden Thieren vorwerfen; sie starben, wie die Ueberlieferung meldet, freudig und mit Lachen.

Das Triersche Bisthum, nachherige Erzbisthum gehört zu den ältesten Stiftungen dieser Art und ist mithin unter die ersten historischen Merkwürdigkeiten des Vaterlandes zu rechnen. Der heilige Eucharius, nach der Tradition einer der zwei und siebenzig Jünger Jesu, soll, vom Apostel Petrus von Rom geschickt, im Jahre 50 n. C. in Trier angekommen, im Jahre 73 gestorben und in der Kirche beerdigt worden sein, welche er aus dem vor der Stadt gelegenen Hause der Albana an der Stelle, wo jetzt St. Mathias steht, eingerichtet hatte. Der heilige Valerius, sein Diakon und Gefährte, folgte ihm auf dem neuen bischöflichen Stuhle und starb im Jahre 88, nachdem er der jungen Kirche 15 Jahre vorgestanden und den heiligen Maternus zum Bischof geweiht hatte. Dieser letztere stiftete in Köln und Tongern christliche Gemeinden, denen er nachher zu gleicher Zeit als Bischof vorstand. Er starb zu Köln im Jahre 128, fand aber in Trier neben seinen Vorgängern die Stätte der Ruhe. — Nach einer langen Vakanz beginnen unter Konstantin dem Großen die Erzbischöfe mit dem heiligen Agritius aus Antiochien, der im Jahre 314 die Akten des Konziliums von Arles unterschrieb, am 13. Januar 332 starb und seine Ruhestätte in dem neugegründeten Kloster fand, welches späterhin vom heiligen Maximinus den Namen erhielt. Unter der Leitung dieses geistlichen Fürsten und seines Schülers Johannes, gründete die Kaiserin Helena mehrere Kirchen an der Mosel und an dem Rhein, welche meistens den Heiligen geweiht waren, die dort den Märtirer-Tod erlitten haben. Unter diese Kirchen, wenigstens unter die ältesten, gehören die zu Trier dem h. Petrus, dem h. Johann und dem h. Paulinus errichteten Kirchen. Erstere wurde die Kathedral- oder Dom-Kirche, weil die ersten Bischöfe der Stadt, Eucharius und Maternus für Schüler des h. Petrus gehalten wurden; die zweite wurde als eine reiche Abtei dem heil. Maximinus zu Ehren geweiht; die letztere wurde zu den h. Märtyrern genannt, welche den christlichen Glauben mit ihrem Blute besiegelt hatten. Helena soll diesen Kirchen die Kaiser-Paläste eingeräumt und sie mit einem Stücke vom Kreuze des Heilandes, mit seinem Rocke und einem der Nägel beschenkt haben, womit er an das Kreuz geschlagen war*). So wurde die Kirche von Trier schon in den ersten christlichen Jahrhunderten so heilig und

*) Diese Reliquien mit dem Stabe des h. Petrus werden noch in Trier gezeigt.

hoch geachtet, daß sich die großen Kirchenlehrer Lactantius, Athanasius, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus rühmten, in ihrer Schule ihre Bildung empfangen zu haben.

Trier war unter Konstantin dem Großen zum Hauptsitze des Christenthums im Abendlande geworden, und es erfreute sich eines bedeutenden Wohlstandes; er und seine fromme Mutter hatten die Christen vor den Verfolgungen der Heiden geschützt. Nach Konstantins Tode bekriegten und befehdeten die Christen sich unter einander selbst. Der Streit des Arius und Athanasius, des Ithacius und Priscillianus entzündete die Kirchen im Oriente und Occidente; Trier wurde der Schauplatz ihrer wechselseitigen Verwüstungen. Athanasius wurde von Alexandria nach Trier, Paulinus von Trier nach Phrygien ins Elend geschickt. Die Wuth der Parteien ging bald so weit, daß der Kaiser Maximus das Todesurtheil über Alle aussprach, welche der Meinung des Priscillianus anhingen. Die Scheiterhaufen für die unglücklichen Ketzer rauchten schon in und um Trier, als der duldsame Bischof Martinus auftrat. „Ich bitte Dich im Namen des Gekreuzigten," sprach er zu dem kaiserlichen Präfekten, „laß ab von dem Vergießen des Blutes dieser Unglücklichen. Es ist ja genug, daß sie bereits durch den bischöflichen Spruch als Ketzer erklärt und aus der Kirche gestoßen sind. Es würde wahrhaft ein neues und unerhörtes Unrecht sein, wenn ein weltlicher Richter in Kirchen-Sachen Urtheil sprechen wollte."

Diese wahrhaft christlichen Worte und Gesinnungen bewirkten, daß die weltliche Verfolgung gegen die Priscillianisten aufhörte. Selbst der Kaiser Maximus gab dem Bischofe die Versicherung, daß ee ferner kein Todesurtheil an den Ketzern vollziehen lassen wolle. Allein die Schonung gegen die Unglücklichen dauerte nur so lange, als der heilige Bischof in Trier und um den Kaiser war. Als er den Hof verlassen, wurde Maximus durch die fanatischen Bischöfe Magnus und Rufus wieder auf andere Gesinnungen gebracht. Der prätorianische Präfekt in Trier, Evodius erhielt Befehl, das Todesurtheil zu vollziehen und der harte Mann ließ den Priscillian mit seinen Anhängern hinrichten.

Nicht lange nach diesen Verfolgungen wurde der traurige Zustand der Trierschen Kirche durch die Einfälle der Barbaren in das römische Reich noch kläglicher und die römischen Usurpatoren, welche in Trier lagen, führten ihn selbst durch ihre Laster

herbei. Als im Jahre 411 die Franken die Länder des untern Rheins und der Mosel mit einem Einfall bedrohten, herrschte in Trier Jovinus (Avitus) als Kaiser. Ungerecht und wollüstig, war es ihm nicht entgangen, daß ein Senator Lucius eine ausserordentlich schöne Frau hatte und beschloß alsbald, dieselbe zur Befriedigung seiner Begierden zu mißbrauchen. Um dazu eine schickliche Gelegenheit zu finden, stellte er sich krank und bedeutete die Senatoren, ihm ihre Frauen znm Besuche zu schicken. Als er nun des Lucius Gattin in unschuldiger Theilnahme und allein vor seinem Lager sah, zog er sie zu sich und schändete sie mit Gewalt. Nicht genug, seine Lust befriedigt zu haben, rühmte er sich seiner Schändlichkeit; als die Senatoren ihn am andern Morgen besuchten, sagte er höhnend zu Lucius: „Du hast ein schönes warmes Bad und wäschest Dich doch mit kaltem Wasser.“ — Von Eifersucht und Rache ob dieser frechen Rede entbrannt, stellte der Senator mit andern Mißvergnügten gegen den Tyrannen eine Verschwörung an. Da die Verschwornen selbst nicht mächtig genug waren, riefen sie die Franken herbei und überlieferten ihnen die Stadt. Raub, Mord, Brand und Verwüstung waren jetzt die Folgen des begangenen Verbrechens. Trier wurde zu wiederholten Malen von den Franken geplündert und zerstört, Christen und Heiden vertrieben oder hingeschlachtet, Kirche und Erzbisthum verlassen, bis endlich Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich die christliche Religion wieder in Schutz nahm.

Im 6ten Jahrhundert, als der heilige Rustikus auf dem erzbischöflichen Stuhle saß, verbreiteten sich allerlei Wunderdinge von dem heiligen Goar, und Rustikus glaubte diesen darüber zur Verantwortung ziehen zu müssen. St. Goar erschien in Trier, als Rustikus eben eine Synode hielt. In den erzbischöflichen Palast eintretend, hing er seinen Mantel an einen Sonnenstrahl; die Legende sagt, daß derselbe daran wirklich fest gehangen habe. Dieses Mirakel erregte neues Aufsehen und der Erzbischof Rustikus wurde stutzig. Er sollte aber bald noch andere Erfahrungen machen. Man fand in einer marmornen Muschel, welche in der Domkirche angebracht war, ein Kind, welches noch nicht reden und also auch seinen Vater nicht angeben konnte. „Bringt dieses Kind dem Bruder Goar, sagte Rustikus arglistig, „damit er es uns seine Aeltern nennen lasse.“ — Als nun das Kind dem heiligen Goar gebracht wurde, begann es zu reden und nannte den Rustikus als seinen Vater und die Flavia als seine Mutter.

So fiel der Erzbischof in die Schlinge, die er einem Andern gelegt hatte und sah sich beschämt vor der Geistlichkeit und dem Volke. Er entsagte seinem Amte und verkroch sich in einen Winkel des St. Marianer=Klosters. Seiner Vaterschaft ungeachtet aber wurde ihm später die Ehre zu Theil, unter die Heiligen versetzt zu werden.

48.

Die Schwanenburg zu Kleve.

(Hiezu der Stahlstich.)

Im Anfange des 8ten Jahrhunderts nach Christi Geburt herrschte als Graf von Teusterband (am Niederrhein) Walter, welcher seine Tochter Beatrix an den Grafen Diether von Kleve vermählt halte, wodurch derselbe die Lande unter seine Herrschaft vereinigte. Das Ehepaar starb in der Blüthe seiner Jahre und hinterließ eine einzige Tochter, gleich der Mutter Beatrix genannt. Zum neuen Herrscher des Landes, vielleicht auch zum Gemahl der einsam hinterbliebenen Beatrix bestimmte Karl Martell seinen Freund und Waffenbruder Elias Grail (Gralius, Gracilis). Woher dieser ritterliche Held stammte und welchen Geschlechts er war, wußte zwar Niemand, allein es war bekannt, daß Karl Martell ihm sein Leben und seine Macht zu verdanken hatte und von ihm auf wnnderbare Weise beschützt und errettet war.

Als im Jahre 714 Pipin von Herstall, Major domus des fränkischen Reichs, gestorben war, wurde ihm, unter dem schwachen Chilprich II. zuerst sein unmündiger Sohn Theudobald, nachher aber von einer Gegenpartei der Herzog Raginfred zum Nachfolger gewählt, obschon er vor seinem Tode angeordnet hatte, daß kein Anderer, als sein natürlicher Sohn Karl Martell ihm in seiner Macht und in seinen Würden nachfolgen solle; in ihm hatte sein richtiger Blick den künftigen Helden und Regenten erkannt. Allein Pipins Wittwe Plectrudis, die ihrem Sohne Theudobald die Regierung sichern wollte, bemächtigte sich Karl Martells, ließ ihn in der festverwahrten Burg zu Köln festsetzen

Hollein del.

in Stahl v. Rosmäsler in Berlin 1832

und statt seiner den Theudobald zum Nachfolger ihres Gemahls ausrufen.

Wer einen Blick auf die späteren Thaten Karl Martells wirft, in denen der kühnste Heldengeist sich entwickelt: der mag die Ungeduld ermessen, mit welcher er, seine Kräfte gelähmt sehend, im Kerker verharrte, während Fremde sich um die Krone stritten, die eigentlich ihm zugehörte. Denn schon damals war der Major domus der eigentliche König, und Karls Sohn, Pipin der Kurze, gab später der Sache nur eine, nach damaligen Begriffen legale Form dadurch, daß er sich vom päpstlichen Stuhle die Königswürde, als ihm zustehend, zusprechen und sich damit zum Könige salben ließ.

Während der Gefangene vergebens auf Mittel sann, sich aus seiner ungerechten Haft zu befreien; während sein ungebändigter Muth sich in sich selbst verzehrte und fast nur stille Verzweiflung zurückließ, erschien in einer Nacht an seinem Lager ein Jüngling, der fremd, aber schön und glänzend anzusehen war, und ergriff seine Hand mit den Worten: „Stehe auf und folge mir, ich will Dich befreien.“ — Verwundert sah ihn der Herzog an; da aber das liebliche Antlitz sein Zutrauen erweckt hatte, erhob er sich und folgte ihm; und wie sich nun wunderbarer Weise vor dem Jünglinge die Thore öffneten und die Zugbrücken niederließen, schritten sie sonder Gefahr und Anstand aus dem Gefängnisse und aus der Burg und kamen an das Ufer des Rheins. Hier war ein Nachen angelegt, neben dem ein schneeweißer Schwan Wache hielt. Das Thier erhob sich, als sie sich naheten und rauschte hoch auf mit seinen Flügeln, seinem Herrn entgegen. Der fremde Jüngling stieg mit seinem Gefährten in den Nachen und der Schwa[n] zog diesen an einer güldenen Kette weiter, den Strom hinauf.

Bei Karls Freun[de]n und Anhängern angelangt und von ihnen mit lauter Freud[e] empfangen, wurde der Befreite sofort zum Major-Domus ausg[er]ufen. Alle Tapferen, alle Freunde seines verstorbenen Vaters [v]ereinigten sich mit ihm und wenige Monde reichten hin, seine [Fe]inde zu unterdrücken. Karl setzte sich jetzt in den Würden sein[e]s Vaters fest und zog dann nach Köln, um auch dessen Schätze in Besitz zu nehmen. Sein Befreier war bis jetzt bei ihm g[e]blieben und Theilnehmer aller Beschwerden des Krieges gewesen: in den Gefechten hatte man ihn nur da gesehen, wo der Kampf am heftigsten, die Feinde am dichtesten

waren. Als nun Karl ihn für seine Dienste und für seine Tapferkeit zu belohnen gedachte, war der Jüngling plötzlich aus Köln und aus Frankreich verschwunden, ohne daß man eine Spur von ihm entdecken konnte. Man wußte nur, daß er Elias Gralius oder Grail heiße; woher er stamme, hatte Niemand erfahren.

Karl hatte mit kühnem Geist nicht nur im Innern seines großen Reichs seine Macht befestigt, sondern auch die Sachsen, die Alemannier und Bojer mit Glück besiegt. Als er nun aber auch gegen die Friesen zu Felde zog, schien ihn sein bisheriges Glück zu verlassen. Dieses Volk, von seinem Fürsten Radbodus angeführt, empfing Karl mit so unerwartet muthiger und standhafter Gegenwehr, daß der fränkische Held seinen ganzen Feldzug fast vereitelt und sich auf dem Punkte sah, einen schmachvollen Rückzug beginnen zu müssen. In dieser Noth erschien während eines hitzigen hartnäckigen Gefechts unter den Franken plötzlich ein junger Ritter in einer glänzenden goldenen Rüstung mit einem Schilde, auf dem ein schneeweißer Schwan prangte. Elias Grail! rief Karl Martell voller Freude, als er ihn sah, gleich als wäre ihm in dem Jünglinge sein Schutzgeist erschienen. Elias focht mit einem Muthe und einer Kühnheit, wie sie die Franken noch nie gesehen und die Friesen noch nicht erfahren hatten. Muth verbreitete er unter den Seinigen, Schrecken und Tod unter den Feinden. Die Friesen wankten, flohen, zerstreuten sich; nach wenigen Tagen erschien Radbodus demüthig und unterwarf sich mit seinem ganzen Volke.

Diesesmal verschwand Elias Grail nicht wieder; er blieb bei Karl, dessen Freund er wurde und mit dem er nach Frankreich zurückkehrte. Um diese Zeit war es, als der Graf Diether von Kleve und Teusterband mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, der schönen Beatrix starb; mit der lebhaftesten Freude ergriff Karl die Gelegenheit, seinem Freunde und zweimaligen Retter seine Dankbarkeit zu bezeigen; er ernannte ihn zum Grafen von Kleve und Teusterband und dachte vielleicht auch an eine Verbindung desselben mit der schönen Erbin.

Es war an einem stillen Maien-Abend, als die schöne Beatrix, welche das frühe Hinscheiden ihrer Aeltern nicht vergessen konnte, sie vielmehr in stiller Einsamkeit beweinte, vom Söller der gräflichen Burg zu Kleve (deren Mauern damals noch von den Wellen des Rheins bespült wurden), schwermüthig hinaus-

schaute in den heitern Himmelsraum, die Wellen des Stroms hinauf. Da kam langsam und feierlich eine Reihe von Schiffen den Rhein heruntergeschwommen, angefüllt von Rittern und Knappen, die glänzende Rüstungen und stolze, hoch in der Luft wehende Fahnen trugen. An ihrer Spitze aber schwamm, gleich einer Muschel gestaltet, ein einzelner kleiner Nachen; der wurde gezogen von einem großen, schönen schneeweißen Schwane, an einer glänzenden goldenen Kette. In demselben stand nur ein Ritter, von sehr hoher schlanker Gestalt, in goldener Rüstung, das Visir des Helmes aufgeschlagen. Auf seinem Antlitz sah man die Frische und Milde und Anmuth der Jugend mit der Kraft und Vollendung des Mannesalters und mit einer mehr als irdischen Hoheit auf das wundersamste gepaart. Nach Tracht und Art schien er eher ein Gott der alten Griechen, denn ein deutscher Rittersohn. In der einen Hand hielt er ein güldenes Schwert, in der andern ein silbernes Schild mit acht güldenen Sceptern; an dem Zeigefinger trug er einen Ring und an seiner Seite hing ein silbernes Jagdhorn. Braune Locken kräuselten sich von der anmuthigen Stirn herab und küßten ein paar feurige Liebesaugen; um die männlich blühenden Wangen keimte des Bartes erster Flaum. Die schönen Füße waren in zierliche Halbstiefeln eingeschnürt und von der kräftigen Brust hing ein faltiger Mantel über das reiche Gewand herab.

Unbeweglich hafteten die Augen der Gräfin auf der herrlichen Erscheinung; auch der Jüngling blickte bescheiden nach dem Söller, von dem die Jungfrau zu ihm herniedersah. Beatrix fühlte ihr Herz von unbekannten angenehmen Gefühlen durchzuckt, als der junge Held jetzt an das Land stieg, seinen Schwan selbst von der goldenen Kette lösete und um Erlaubniß bitten ließ, der Herrin aufzuwarten. Sollte, durfte sie hoffen, daß ihre Ahnung sie nicht trüge, daß die holde Erscheinung nicht ein bloßes Feenbild sei? War es der künftige Gebieter des Landes, vielleicht der Mann ihres Herzens? Oder blieb ihr nur die traurige Aussicht, ihr Leben in öden Klostermauern zu verschmachten? Ihr Herz klopfte höher, als sie ihn die Stiegen heraufkommen hörte; aber alle Angst und Verwirrung verschwand, als sie ihm jetzt gegenüber stand und in sein klares mildes Auge sah. Der Jüngling blickte sie lange und freundlich an; ihre schöne Gestalt, ihr frommer jungfräulicher Blick, schien einen tiefen Eindruck auf ihn zu

machen. Er seiner Seits hatte mit wenigen Worten nicht nur die Herzen aller Hausbewohner, sondern auch das ihrige gewonnen.

Elias Gralius feierte den Antritt seiner Regierung mit Festen und kriegerischen Spielen, bei denen er selbst stets der gewandteste, geschickteste und kühnste unter allen war. Wunderbar aber schien es, daß sein Schwan, dessen Gefieder den Schnee an Weiße übertraf, nie von seiner Seite wich. Immer sah man das schöne Thier neben ihm, mit seinem Halse sich an seine Kniee schmiegen, mit seinen Augen treu und klug und innig zu ihm hinaufblicken, als wenn es um einen freundlichen Blick, um eine Liebkosung bitten wolle. Und vor Freude leuchteten seine Augen und schüttelte er sein zartes Gefieder, wenn sein Herr wirklich freundlich zu ihm herunter sah oder ihm Kopf und Hals streichelte. Viel sprach man über dieses Verhältniß des Grafen zu dem schönen Schwane, der nicht bei Tage und nicht bei Nacht von ihm wich; aber ergründen konnte man es nicht und es blieb bei leeren Vermuthungen.

Da begab es sich, daß der Graf plötzlich bekannt machte, die schöne Beatrix sei seine Braut und er werde sie nächstens, nach Weise der Christen zu seiner Hausfrau erheben. Laute Freude entstand hierüber im ganzen Lande, am seligsten aber war Beatrix selbst. An dem Schwane dagegen bemerkte man eine sonderbare Veränderung: er verfiel seit jenem Tage in die tiefste Betrübniß, der Glanz seines Gefieders verschwand, sein Hals hob sich nicht mehr froh und stolz, der Blick seiner Augen war trübe; matt und krank schlich er hinter seinem Herrn her, der von dem Augenblicke an des treuen Thieres überdrüssig geworden zu sein schien, es ungern an seiner Seite sah und daher auch bald am Ufer des Rheins neben der Burg einen Thurm bauen ließ, der noch jetzt unter dem Namen des Schwanenthurms bekannt ist. In diesen Thurm verbannte er das edle Thier und ließ es wohl verpflegen; aber es saß einsam und still, trauerte und zehrte in sichtlichem Grame sich auf. Oft hörten die Wärter es seufzen, gleich einer Jungfrau, aus deren Busen schwere Seufzer sich hervorpreßten, und manchmal in stiller Mitternacht vernahmen sie Töne, als wenn ein menschliches Wesen leise, aber desto schmerzlicher weine. Eines Abends aber tönte aus dem Schwanenthurme ein wunderbarer Gesang hervor, der leise und zitternd mit dem Rauschen der Wellen sich vermischte und gegen Mitternacht langsam in einem stillen Weinen erstarb.

Am andern Tage beging Elias Grail das Fest seiner Vermählung mit der Gräfin Beatrix. In der Kapelle der gräflichen Burg stand das schöne Paar vor dem Priester, der ihre Hände in einander legte und vor dem sie sich ewige Treue schwuren. Elias Grail war sonderbar bewegt.

„Forsche nie," hatte er zu Beatrix gesagt, „nach meiner Herkunft, nach meinem Namen. Die Fee, welche mich hieher leitete, um hier mein Glück zu finden, verbot mir, einem Sterblichen meine Herkunft zu entdecken, so ich mein Glück bewahren wollte. Versprich mir, dich jeder unziemlichen Frage zu enthalten; sie wäre mein Elend, sie müßte uns auf ewig scheiden."

Beatrix versprach es, und der Bischof nahm das Kruzifix, daß sie darauf Treue und Liebe sich geloben sollten. Da hörte man plötzlich am Eingange der Kapelle ein lautes Schluchzen und wie Alle die Augen dahin wandten, sah man den Schwan des Grafen dastehen. Elias und seine Braut erblaßten. Der Schwan sah nicht mehr krank und verfallen aus, sondern sein Gefieder war wieder weiß und glänzend: den schönen Hals hob er hoch empor und auch seine Augen glänzten, aber schmerzlich wie von Thränen. In dem Augenblicke, als der Priester den Segen der Kirche über das Paar gesprochen, verschwand der Schwan; Niemand hatte gesehen, wie und wohin, Niemand hat ihn seitdem wieder gesehen.

Das glückliche Ehepaar erzeugte drei Söhne: Diether, dem ältesten, gab der Vater Schild und Schwert und ernannte ihn zu seinem Nachfolger; Gottfried, dem zweiten, schenkte er sein Horn nebst der Grafschaft Lossen; Konrad erhielt den Ring und ward Landgraf zu Hessen.

Ein und zwanzig Jahre lebte Elias mit seiner holden Hausfrau glücklich und zufrieden; da konnte Beatrix, im Gedanken an die Vergangenheit, sich der Frage nach Grails Herkunft nicht länger enthalten. Elias war fröhlich und heiter gewesen; als das unbedachte Wort aus ihrem Munde kam, verfinsterten sich seine Augen, seine Gesichtszüge. „Beatrix!" sagte er dann, aber mit weicher und liebender Stimme, und das Finstere seines Blickes hatte einer unbeschreiblichen Wehmuth Platz gemacht. Er stand auf, suchte seine Söhne, und umarmte einen nach dem andern, aber schweigend, denn man hörte kein Wort mehr von ihm; nur seine Augen wurden immer trüber und feuchter. Noch einen wehmüthigen Blick warf er auf seine Kinder, dann auf seine

Gattin und verließ rasch das Gemach. Laut weinend und um Verzeihung bittend, stürzte die unglückliche Beatrix ihm nach, allein er war verschwunden; dahin segelte er auf den Wellen des Rheins, in seinem goldenen Nachen, vom glänzenden Schwane gezogen.

Alle Tage stieg die Verlassene auf den hohen Thurm ihrer Burg und blickte den Rhein hinauf. In jedem Flimmern einer Welle, in jedem Schifflein, das in der Ferne ihr erschien, wähnte sie ihren Gracilis wiederzusehen. So sanken viele Abendröthen in den Rhein; so sah sie oft in den heitern Himmel, wie an dem Abend, der ihr den Gatten zugeführt; aber er kam nicht mehr. Nicht lange überlebte Beatrix die herbe Trennung; an einem hellen Maienabend, als das Roth der heimgegangenen Sonne die Wellen des Rheines purpurn malte, erscholl von der Warte, aus des Lugners Trauerhorne, ein Schwanengesang — Beatrix war im Herrn entschlafen.

Zum ewigen Andenken heißt das Schloß in Kleve die Schwanenburg; ein goldener Schwan glänzt von ihren Zinnen. In dem Thurme hörte man oft um Mitternacht lieb heimliches Flüstern und Rauschen; man hört es dann und wann noch jetzt, obgleich der Thurm nur eine nackte Ruine ist.

Berlin, gedruckt bei L. F. Herrmann.

P. C. Geisler del. Nbg.

DER ERSTE PIAST.

19.

Der erste Piast.

(Aus der Vorzeit von Kruschwitz.)

(Mit einem Stahlstich.)

Kruschwitz (Kruszwica), am nördlichen Ende des Sees Goplo, ist gegenwärtig die kleinste Stadt der Monarchie, denn sie zählt nur 22 Häuser; einst aber war sie groß und volkreich, eine Residenz berühmter Könige und der Sitz der Bischöfe von Kujavien. Sie bewahrt sonach der großartigen Erinnerungen aus der grauen Vorzeit mehr, denn irgend ein anderer Punkt des Vaterlandes. Vor einem Jahrtausend gab dieser Ort den Piasten das Dasein, einem berühmten Fürstengeschlecht, dessen wir in der Geschichte der Provinzen Posen und Schlesien häufig zu gedenken haben werden.

In den ältesten Zeiten waren die weiten Länder an der Weichsel unter dem Namen Sarmatien bekannt. Im sechsten Jahrhundert verließen slavische Völker, von den Bulgaren und Walachen gedrängt, ihre Wohnsitze an der Donau, und zogen, nach ihrem gemeinsamen Anführer wahrscheinlich Lechen genannt, längs der Weichsel gegen Norden herauf. Ein Zweig von ihnen, der sich im Feldlande — pole — niederließ und davon den Namen der Polen erhielt, gründete hier ein Reich, das, wiewohl von eigenen Königen beherrscht, doch bis zu den Zeiten Kaiser Friedrichs II. von Deutschland mehr oder weniger abhängig war. Andere Zweige der eingewanderten Völker ließen sich in Masovien, noch andere in Pommern nieder, und erhielten von diesen ihren Niederlassungen den Namen.

Um das Jahr 700 erscheint in der Geschichte als Oberherr (erster Woywode) der Polen, ein gewisser Krak; von ihm oder seinem Sohne, Krak II. soll die erste Stadt in Polen, Krakau, ihren Namen erhalten haben.

Krak II. hinterließ nur eine Tochter, Namens Wenda, welche mit so hohen Eigenschaften geziert, und namentlich so schön war, daß die Polen sie einstimmig zu ihrer Regentin erwählten. Einer von den angrenzenden Fürsten, Namens Rittogar hielt die Regierung von Polen in den Händen eines Weibes für so schlecht befestigt, daß er die Eroberung des Landes zu versuchen beschloß. Wenda riß ihn jedoch bald aus seinem Irrthume; sie führte ihre Polen selbst ins Feld und schlug den Prahler dermaßen, daß er aus Bekümmerniß, von einem Weibe überwunden zu sein, sich selbst das Leben nahm. Als Wenda nach geschlossenem Frieden mit den gefangenen Feinden triumphirend in Krakau einzog, ritt sie geschmückt an die Weichsel und stürzte sich, um den Göttern ein glänzendes Opfer zu bringen, von der Brücke herab in den Strom.

Wenda's Nachfolger waren die Leszek's und Popiel's. Ihre Geschichte ist ebenfalls in fabelhaftes Dunkel gehüllt; nach dem Untergange derselben erscheint Piast, ein Landmann, auf dem königlichen Throne (840); aus seiner Familie gingen so wackere Regenten hervor, daß der Name Piast bei den Polen ein Ehren-Name wurde. Um die Art der Erhebung jenes Landmannes zu der höchsten politischen Würde mitzutheilen, folgen wir der Sage, wie sie von einem unserer beliebtesten Dichter bearbeitet und ausgeschmückt wurde.

Popiel II. (Koszysko), der letzte Herrscher aus dem Stamme des Lech und ein unwürdiger Regent hatte die vier und zwanzig Landpfleger (Woywoden) des Reichs, sämmtlich seine Oheime, zu sich nach der Burg Kruszwica entboten, nicht um, wie sie glaubten, die Angelegenheiten des Landes mit ihnen zu berathen, sondern um ihnen Böses zu thun. Eben hatten sie sich in der Burg versammelt; der Schein der Fackeln erleuchtete die hohe Halle; in dem Kamine prasselten mächtige Holzstämme und aus großen Feuerbecken stieg der Duft des Bernsteins und Quendels aufwärts. Lange Tafeln von Fichtenholz, besetzt mit zahlreichen Schüsseln, nahmen die Mitte des Saales ein; an dem obern Ende standen zwei erhöhete Sitze mit kostbarem Pelzwerke bedeckt. Der feiste Ziemer des Elenthiers, die saftige Klaue des Bären, die Keule des Rehes und das borstige Haupt des Ebers ragten auf den Tischen unter einer Menge von wildem und zahmem Geflügel einladend hervor, doch waren die Thronsitze noch leer und das Mahl stand unberührt. An den Wänden entlang lagen

auf mächtigen Gestellen Fässer mit süßem berauschenden Meth und Gerstentrank, oder mit dem mit Honig gegohrnen Safte der Birken gefüllt; auf den Schenktischen gewahrte man große steinerne Krüge, die Wein enthielten aus Pannonien und Griechenland; das mächtige Horn des Urs auf silbernem Klauenfuß, das Geschirr von weißlichem Bernstein, die geglätteten Schädel des Bären und Ebers warteten der Füllung, doch hatte noch keiner der Geladenen den Becher geleert, weil der Gastgeber fehlte.

Wartend und unmuthig schritten die Gäste in der Halle umher, theils schweigend, theils in halblautem Gespräch. Es deucht mir, Bruder, sagte Wladiboi, der Woywode der Haide (Ostrolenka) zu Leszek, dem Herrn der Ebene (Gnesen): es ist ein schlechter Beweis von der Achtung des Königs gegen die Fürsten und Oheime, daß er beim Mahl uns harren läßt und sich in seine Kammern verbirgt, bis es ihm gefällt, uns mit seiner erlauchten Gegenwart zu erfreuen. So that sein Vater Popiel nicht, wiewohl er unter uns Brüdern der älteste war. Dieser war immer der Erste im Gefecht und beim Mahle, und auch wohl manchmal der letzte. Zur Berathung ruft er uns zusammen? Dazu wird es wohl hier nicht kommen. Hab ich ihm doch gleich bei meinem Einreiten dringend angelegen, das Wohl des Reichs zu bedenken und der Haide zu helfen gegen die Einfälle der Preußen, Litthauer und Jadzwingen, die seit unsers Bruders Ableben dort das Land verheeren und vor denen ich mit meinen wenigen Leuten mich nicht halten kann. Da ich ihm dies nun vorgestellt, stand er vor mir wie ein Träumender, mit den rothen wirren Augen, die Niemand grade anzuschauen vermögen, an den Wänden herumfahrend, als habe er nicht ein Wort vernommen von meiner Rede. Als ich ihm aber diese eindringlich wiederholte und ihn an seine Königspflicht mahnte, schien er aus einem Traume zu erwachen und sprach abgebrochen und unvernehmlich: Kommt Zeit, kommt Rath! Wir werden sehen! — Als König Popiel, setzte er mit einem verzogenen Lächeln hinzu, mein Vater, den Fürsten Wladiboi zum Woywoden über die Haide setzte, hat er wohl gemeint, er wähle da den rechten Mann, der sich und dem Lande selbst zu helfen wisse und einer Hand voll Landläufer wegen nicht den Schutz des Königs ansprechen werde. — Erzürnt über die schnöde Rede sagte ich zu ihm: Redest Du doch, Herr König, als sei es Dir fremd, daß das Reich der Sarmaten ein verbrüdertes Reich ist, gleichwie seine Fürsten Brüder

sind Einer für Alle und Alle für Einen, und daß Du der Erste bist unter den Gleichen. — Ja, erhielt ich zur Antwort: wenn es so ist, wie Du sprichst, Oheim, so muß man wohl dahin trachten, daß es anders werde in Zukunft!

Das muß es bei den Göttern! rief Leszek, der Woywode der Ebene: wenn er meint, die Fürsten haben sich hier versammelt, um den Hohn des feigen Schwelgers zu ertragen, so soll er andern Sinnes werden, noch ehe der Morgen tagt. Auch ich habe unwürdige Begegnung erlitten, ich, der ich doch der nachgeborne Bruder des Ersten Popiel und, nun er todt ist, der Aelteste von Euch Allen bin; ich, der großmüthig auf das unwürdige Haupt des Neffen die Krone gesetzt hat, welche das Volk und die Edeln mir geboten, weil seines Vaters Andenken mir theuer war. Es sind nun an zwei Monden, als Gierda, die Königin, meine Hausfrau Enaslawen anging, sie möge ihr unsere Tochter Rzepicha herüber senden auf die Burg. Gierda, sagte man, die nicht längst gekommen war aus dem Lande der Wenden an der Ostsee, führe ein einsames und freudenloses Leben bei dem Gemahl, der seine Tage mit Prassen und Schlemmen, seine Nächte in der Gemeinschaft der Priester des finstern Nia-Pieklos in unheimlichem Treiben zubringe *). Da erbarmte sich meine Hausfrau der Blutsfreundin und sandte ihr die Jungfrau hinüber. Nach kurzer Zeit aber kam uns Botschaft von ihr, wie der König sie mit wahnwitziger Leidenschaft verfolge und wie sie bei Frau Gierden vergeblich Schutz gegen ihn gesucht habe; die Kunde war aber dunkel und unklar, wie man sie einem Boten vertraut, dessen Treue man nicht versichert ist. Da gab ich dem Piast, der einst das Waffenhandwerk auf meiner Hofburg zu Gniezno erlernte, sich der Jungfrau zu jeder Zeit besonders dienstfertig und treu erwiesen und jetzt, nach seines Vaters Absterben, bei der Mutter in der Meierei am Ufer des Goplo wohnt, den Auftrag, Acht zu haben und mir zu berichten, was sich im Schlosse zutrage. Vor vier Tagen nun kam er ganz verstört und athemlos vom scharfen Ritt zu mir herunter, und äusserte auf mein Befragen, wie der Jungfrau großes Unheil drohe; wohl sei er bereit, auch das Leben für sie aufzuopfern, aber ein einfacher

*) Pieklos, bei den Sarmaten der Gott der Hölle, des Todes, auch Nia genannt. Sein Gegenbild war Pierun, der Gott des Donners, des Himmels, der lichte Gott; er hieß auch Jessa.

Landmann, sei er vielleicht zu schwach, sie zu schätzen gegen den Frevel der Mächtigen. — Nun war die Einladung des Popiel an uns, seine Oheime, eben ergangen; ich rüstete mich also sofort zur Abfahrt und befahl dem Piast, der Königin mittlerweile Botschaft von mir zu bringen und sie zu ermahnen, die Ehre des Hauses zu wahren, damit ich nicht genöthigt sei, strenge Rechenschaft über mein Kind von ihr zu fordern. Piast aber schüttelte den Kopf und meinte, diese Botschaft werde nichts fruchten; es gehe ein Gerücht von Frau Gierden umher, wie sie mancherlei schlimme Kunst aus dem Wendenlande mit herübergebracht habe und nicht besser sei, als ihr Gemahl, der zweite Popiel. Als ich mich nun darüber entsetzte und meine Hausfrau in Thränen und Wehklagen ausbrach, warf sich der junge Knecht plötzlich vor uns nieder auf den Boden und schwor bei den Göttern, daß man nur über seinen Leichnam den Weg zu Rzepicha finden solle; und könne er auch nichts als sterben für sie, so sei er dazu bereit mit Freuden. Er ermahnte mich darauf noch zur Eil, gleich als wenn es dessen bei dem bekümmerten Vater bedürfe: rannte dann hinaus, ohne auf unsere Fragen weitere Antwort zu geben und sprengte in vollem Laufe davon. Auch ich ritt nun ohne Säumen hieher, indem ich meiner Hausfrau gebot, mir bald zu folgen. Der Erste von Euch Allen hier angelangt, hatte ich kaum die Burg betreten, als mir von Hause eine Botschaft wunderbaren Inhalts folgte; da ward ich bekümmert im Geiste und ging hinein zum Könige. Ich fand ihn mit übernächtigem Antlitz und rothfunkelnden Augen, kaum seiner selbst sich bewußt im verfinsterten Gemache auf einem Ruhebette liegend; zu Häupten des Lagers standen dicht vermummt zwei Diener dessen, den ich nicht nennen mag. Also achtet man das Gebot und die huldvolle Einladung des Königs in Gniezno, fuhr er mich an, daß deine Hausfrau Enaslawa und Dein Sohn Miloslaw dort zurückbleiben, während sie hier erwartet werden? — Was bedarf es des Weibes, entgegnete ich, bei der Versammlung der Fürsten? Mein Sohn aber verdient Deinen Zorn nicht; denn, wie Du wohl weißt, ist er auf Deinen Wunsch hinaufgezogen zu der befreundeten Fürstin des weißen Chrobatien *), ihr beizustehen im Kriege gegen Lutomierz, den rothen Herrn **). Er wird nicht säumen

*) Die Gegend von Krakau und eines Theils des Karpathischen Gebirges

**) Herrn von Rothreußen (Lemberg, Halicz u. s. w.)

einzureiten, damit er den Lohn empfahe, welcher ihm von einem Könige gebührt, der seine Schlachten schlagen lässet von einem Andern. Doch jetzt, Herr König, liegt mir vor Allem daran, daß Du die Jungfrau Rzepicha zu mir entbieten lässest, denn ich bin nicht gesonnen, sie der Königin noch auf einen Tag, oder auch nur auf eine Stunde zur Last zu lassen. — Bin ich der Hüter Deiner Tochter! fuhr Popiel auf: seit wann ist es das Amt des Königs, daß er sich um die Mägde bekümmere? Suche sie selbst, setzte er mit einem Blick auf die schwarzen Priester hinzu, und so Du sie findest, schalte mit ihr wie Du willst. — Da fragte ich bei der Königin an und in der ganzen Burg, doch nirgend erhielt ich Bescheid; die Königin, hieß es, sei unwohl und lasse Niemanden vor sich, und so bin ich schon zwei Tage auf Kruszwica, ohne daß die Jungfrau gekommen wäre, den Vater zu begrüßen.

Während der Unterredung hatte Mieczyslav, der Woywode des untern Stroms, sich zu den Sprechenden gesellt, und sagte mit lauter Stimme: So das dem Aeltesten und Würdigsten unter uns geschieht, weß haben wir uns zu versehen von dem Könige? — Und die übrigen ein und zwanzig Woywoden sammelten sich um die drei, und jeder von ihnen hatte eine Klage und Alle vermaßen sich mit großer Feierlichkeit, zusammen zu halten und den König zu zwingen, daß er sein Amt thue und Gerechtigkeit übe, gleichwie sein Vorfahr.

Indem öffnete sich hinter den Thronsitzen eine verborgene Thür und Popiel trat in das Gemach. Leichenblässe bedeckte sein Antlitz, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, seine Brust keuchte wie von schnellem Lauf und seine Augen schlossen sich zuckend, als vermöchten sie, des Dunkels gewohnt, den Fackelschein nicht zu ertragen. Schweigend und scheu wankenden Trittes schritt er an den Woywoden vorüber, welche verwundert und unwillig auf den unwürdigen Herrscher schauten und sank auf dem Thronsitze ermattet nieder. In diesem Augenblicke flog auch die große Pforte des Saales auf und die Königin erschien mit ihren Dienern und Frauen, doch ohne Rzepicha. Einen langen fragenden Blick voll Unmuth auf den immer noch erbebenden Gemahl werfend, begrüßte sie mit stolzem Kopfnicken die Oheime, nahm ihren Platz ein und das Mahl begann. —

Unterdessen lagerte unfern der Burg in dem dichten Walde, der sich damals von dem eben erst entstandenen Städtchen Gne-

sen bis an den Goplo-See hinzog, Leszek's Sohn, der junge Miloslaw, das Kriegsvolk erwartend, das er auf einem andern Wege vorausgesendet hatte. Der Platz, auf welchem er sich befand, schien von Menschenhand gelichtet und war ein längliches Rund. Rings umgeben von uralten, zum Theil verwitterten Fichtenstämmen, zwischen denen dichtes, dorniges Gebüsch in eine hohe finstere Wand sich zusammenzog, blieb er in der Tiefe unberührt von dem Sturm, welcher hoch oben durch die krachenden Wipfel sauste, und eine unheimliche Stille lag auf dem öden Rund, das, unzugänglich für den Hauch der Lüfte und den Strahl der Sonne, mitten im lautbewegten Haine lag, leer und schweigend gleich einem Gefilde des Todes. Nichts unterbrach hier das traurige Modergrün verfaulter Stechäpfel und gleisenden Bilsenkrautes, die den nassen Boden bedeckten, unzählige kleine Erhöhungen halb verbergend, welche in abgemessener Entfernung reihenweise mehr oder minder eingesunken, die Lichtung entlang den Schritt des Wanderers hemmten. Ein ungeheurer roh behauener Stein lag in der Mitte des Platzes. Seine geschwärzte Oberfläche deutete auf unlängst erloschene Flammen, und mehrere kleinere Felsblöcke führten von ihm aus in gerader Reihe nach dem Hintergrunde, in welchem zwischen den Fichten und dem Dorngestrüppe ein enger und kurzer Waldpfad zu einem düstern halbverfallenen Gemäuer von unförmlicher Bauart führte.

Der junge Krieger betrat den Pfad, auf welchem ihm nach einigen leisen eindringlichen Worten sein greiser Waffenträger und erfahrner Lehrer im Waffenspiel, Sendziwoy zögernd nachschritt. Sie standen vor dem Gebäu, dessen dunkle Umrisse sich ungewiß in die Walddämmerung verloren. Es schien sieben ungleiche Seiten zu haben, so viel das üppig aufgeschoßte wilde Gezweig dies zu sehen vergönnte und war ringsum verschlossen. Nur eine niedrige Thür aus starken Eichenbohlen zeigte sich den Wanderern bei näherer Besichtigung; sie erzitterte urplötzlich von einem heulenden Windstoße, der aus dem Innern des Gebäudes durch die Fugen in die stille Luft des Waldrundes drang, so daß die Beschauer, von Grauen ergriffen, scheu zurücktraten und von dem unheimlichen Gebäude unwillkührlich sich abwandten.

Es taugt hier nicht zu verweilen, sagte Sendziwoy; das Grauen, das um diesen öden Waldplatz schleicht, drückt den Geist. Den Enkeln des Lech ist dieser Platz nicht günstig. — Wohl ahn' ich, wo ich bin, sprach der junge Fürst. Es ist das uralte Haus

des Nia-Pieklos, das dort drüben steht im düstern Waldschatten, und auf diesem Steine strömt fort und fort das Blut der Säuglinge, deren morsches Gebein dort schlummert unter den Hügeln. — Du hast es gesagt, Herr! so mache Dich auf von diesem Orte, wo der Höllengott waltet, der dem Geschlechte des Lech gram ist, seitdem es den hohen Pierun sich zum Schutzherrn erkor. Laß mich allein hier warten und reite Du nach der Burg. Die finstern Mächte achten nicht des geringen Knechts, dagegen wendet der Vater des Unheils sein Geschoß nach den Häuptern der Fürsten. — „Nicht in der Nacht allein schleicht das Verderben," entgegnete Miloslaw; „und jenseit dieser blutigen Steine reicht des Pieklos giftiger Pfeil. Nimmer hab ich ein Herz fassen mögen zu jenem düstern Popiel, der den heiter ernsten Dienst des Pierun verlassen, um im tiefen Gewölbe seine Tage hinzubringen unter dem Gemurmel finsterer Zaubersprüche und wüster Schwelgerei. Nicht allein in dieser öden Haide, treuer Waffengefährte, auch wohl in den Hallen der Königsburg wandelt das Unheil."

Indem sie so sprachen, schlüpfte eine finstere Gestalt mit wirrem Haar durch die Dornhecke nach dem Gebäude, dessen Thür sogleich aufgethan, und hinter dem Eintretenden krachend zugeworfen wurde. Der unheimliche Popiel war in dem Wanderer nicht zu verkennen. Von der andern Seite des Waldes verkündigten der Klang der Hörner, das Schnauben der Rosse und das Rufen der Rottenführer die Ankunft des vorausgeschickten Heerhaufens. Jauchzend eilten die reisigen Männer dem Gebieter zu und dieser ging, als der hier selten gehörte Ton der Freude im Forste verhallt war, durch die geordneten Reihen, jeden einzeln beim Namen nennend und begrüßend. Zu Sendziwoy, dem Waffenträger, aber traten die Leibdiener, welche Jlga, die weiße Fürstin, dem Miloslaw zum Reiterdanke geschenkt, zwei griechische Knaben in fremdländischer Tracht, der eine hellbraunen Haares, mit feurigem Blick und kühnen und heitern Wesens; die goldenen Locken des Andern umschatteten ein zartes Antlitz von fast jungfräulicher Schönheit mit himmelblauen Augen. Beide Knaben warfen einen langen forschenden Blick auf das wüste Rund, in welchem sie standen, und in den schwarzen Hintergrund; als sie den blutbefleckten Stein gewahrten, wandten sie sich ab, schauten sich an und gaben sich lächelnd die Hände. Darauf begrüßten sie den Alten freundlich und erzählten ihm auf seine ge-

schwätzige Frage die Geschichte der heutigen Fahrt. „Nicht wahr," sagte Fürst Miloslaw zu ihnen tretend, „der Himmel Sarmatiens ist rauher, als die Luft am schwarzen Meer und das Leben des Kriegsmannes mühevoller, denn das Tagewerk im Palast des Sebasten?" Wo der Herr uns heißet hingehen, versetzte Raphael mit sanfter klangvoller Stimme und freundlichem Blick: da folgen wir ohne Säumniß und Widerwillen. Auch bin ich in frühern Zeiten oft gewandert und habe weitere Fahrten vollbracht als diese. — Und mir, setzte Michael mit freimüthigem, doch bescheidenem Wesen und einem festen Ton hinzu, der in des zarten Jünglings Munde gar wunderlich erklang: und mir ist das Kriegshandwerk nicht fremd, und ich habe schon einmal an einem entscheidenden Tage das Schwert geführt, wiewohl nicht mir zum Ruhm, sondern auf das Geheiß des Herrn; und da ist der Feind alsbald entwichen. Verwundert hörte der alte Sendziwoy dieser Rede zu: sie waren während derselben vom lagernden Heerhaufen abwärts geschritten und standen mitten in der Reihe der kleinen Felsblöcke hinter dem grausen Altar, hart vor dem engen Pfade, an dessen Ende der Götzentempel seine halbverfallenen Zinnen in die immer dunkler werdenden Abendschatten emporstreckte. Das Ungefähr hat uns an einen unwirthlichen Ort geführt, sprach Miloslaw weiter: so Düsteres sieht man wohl nicht in Eurer Heimat, meine Knäblein? — Nein, erwiederte der blonde Knabe: in der Heimat ist Alles licht und hell. Aber so der Herr den Diener führt und ihm gebietet zu wandern, wie vermag er da zu bleiben? — Ich weiß, sprach Miloslaw: der Christenglaube in Griechenland kennt nur Einen Gott, und so sind Euch die Gebräuche der alten Götter fremd und Ihr ahnt wohl nicht, auf welchem Orte Ihr stehet. Wisset, es wehet ein verderbenschwangerer Hauch über diesem öden Fleck und dieser moorigte Grund hat oft das Blut der Jünglinge und der Fremden getrunken: aber fürchtet Euch nicht, so lange Ihr in dem Schutze des Fürsten Miloslaw seid, soll kein Unheil Euch treffen. — Wir fürchten uns nicht, entgegnete Michael, denn der Herr schützet uns; er ist unser Hort und der Eine, welchen wir fürchten. — Was schauest Du aber so sinnig umher, mein freundlicher Raphael, und blickst über Dich in den schwarzen Nachthimmel? Nur eine Weile noch gedulde Dich, bis die Rosse verschnauft haben, dann brechen wir auf und ziehen in die Burg zu dem Vater und den Freunden; da ist es hell und die Halle erglüht von vielen Lich-

tern. — Auch hier, sprach der Jüngling mit bewegter feierlicher Stimme, auch hier stehen viele tausend Lichter um uns her, ob auch das dunkle Gewölk sie verberge; auch hier, obschon das Unheil nahe wäre, ist der Vater bei uns und die Freunde, und sie schauen aus glänzenden Augen auf uns vom Aufgang bis zum Niedergang. — Er hatte bei den letzten Worten die Hand erhoben, und langsam sich wendend, deutete er mit ausgestrecktem Finger gleichsam die Bahn der Sonne an. Da glitt hinter der hohen Dornhecke ein leises Flüstern und Rauschen dahin, als begleite es des Fingers Bewegung; als ihn aber der blondgelockte Knabe nun auf den engen Waldpfad richtete, da fuhr die Thür des schwarzen Gemäuers mit entsetzlichem Krachen auseinander und im Hintergrunde erschien das Standbild des Höllengottes in Gestalt eines scheuslichen abgezehrten Greises von blutrothem Feuer umlodert. Es schien aber in dem Zucken der Flammen, als erbebe das grauenvolle Bild, und als verzerre sich das häßliche Antlitz in Furcht und wüthendem Ingrimm. Seitwärts knieten die finstere Gestalt, welche Miloslaw vorhin in das Gemäuer schleichen sehen und zwei verhüllte Männer in Priestertracht, von denen der Eine ein breites Schlachtmesser über ein Opfer zückte, das in Schatten gehüllt am Boden lag. Mit einem Ausruf des Schreckens stürzte der greise Sendziwoy hinweg, wüthend bäumten sich die Rosse, die Hunde heulten; lautrasselnd sprangen die gelagerten Reisige auf vom Boden und selbst Miloslaw hatte den Fuß gewendet zur Flucht vor dem Grauen der Unterwelt. Da sprach Michael, der braungelockte Knabe, mit fester tonloser Stimme, doch leise, als rede er in sich hinein: „Kennst Du mich nicht mehr? Hast Du mein schon vergessen?— Und im nämlichen Augenblicke schlugen die rothen Flammenzungen über dem Greisenbilde zusammen; es schien, als versänke es in die Glut, ein schauderhaftes Getön erfüllte das unheimliche Gemäuer, gleich dem Brüllen des rasenden Zornes, dem Gelächter ohnmächtiger Furcht und dem Heulen der Furcht: die drei Gestalten stürzten hinaus in die Lichtung, wie getrieben von wahnsinnigem Entsetzen, und rannten in das Gestrüpp seitwärts hinein, nicht achtend der dichtverschlungenen Zweige und der verletzenden Dornen, fliehend vor dem Schrecken der Hölle, deren Rufen ihnen nachdröhnte. — Was war das? schrie Miloslaw in plötzlicher wilder Bewegung: Was hat Popiel zu schaffen im Reich der Nacht, während die Geladenen des Wirthes harren in

der Halle des Festes? Brauest Du hier den Meth, welchen Du den Oheimen darbietest zum Nachttrunk? Auf Genossen! rief er mit gewaltiger Stimme: zu Roß! Auf, nach Kruszwica! und schallend ließ er das Heerhorn ertönen. Die Reiter saßen auf und eilten mit ihm davon.

Das Getöse war verhallt, und die öde Ruhe auf den Platz zurückgekehrt. Da lehnte an dem Steinaltare ein junger Landmann neben einer Jungfrau, die ohnmächtig und bleich, wie eine geknickte Lilie, hingestreckt lag in dem wuchernden Unkraut. Erwache, Herrin, rief er voll Angst, erwache aus dem Todtenschlummer, daß ich Dich hinwegführe von der Stätte des Schreckens! — Es war Rzepicha, die er in seinen Armen hielt. Vor wenig Wochen war sie, wie schon erwähnt, nach Kruszwica gesandt, wo die Königin ihrer begehrte. Schon beim ersten Eintreten in das weite schauerliche Gebäude kam es ihr unheimlich hier vor. Die Königin schien zwar gütig und mild, aber die Jungfrau mochte kein Herz zu ihr fassen; ihr Gemüth wechselte und war unbeständig, wie bei einem Menschen, der unruhig ist und nicht eins mit sich selbst; die Dienerinnen zitterten vor ihr in knechtischer Furcht. Den lichtscheuen Herrn des Hauses sah sie nur selten; gewöhnlich stieg er um die Dunkelstunde mit der Königin hinab in die Gewölbe unter der Erde, aus denen dann zuweilen ein seltsames schauderhaftes Getöse heraufdröhnte. Nach Mitternacht kehrte sie zurück; die Augen der Königin glühten dann und ihr Haar flatterte aufgelöst, und stolzer und herrischer erschien sie, denn zu anderer Zeit. König Popiel aber pflegte bleicher zu sein, als da er ging; seine Schritte wankten und seine scheuen Blicke waren zu Boden gesenkt. Nicht lange, so erschien er öfter bei seiner Gemahlin und verweilte länger bei ihr als bisher; er begann in stammelnden wahnwitzigen Worten Rzepicha's Schönheit zu preisen und quälte die Jungfrau, daß ihre Haare sich sträubten in wildem Entsetzen. Umsonst suchte sie die Einsamkeit, umsonst hoffte sie zuletzt Schutz von der Königin: diese begegnete ihr mit kaltem Hohn, und pries sie glücklich, daß Popiel ein liebendes Auge auf sie richte. Eines Abends nun, da dieser seine eklen Anträge wiederholte und die Königin ihn dabei aufmunterte, sprach Rzepicha zu ihr: Achtest Du also die fürstliche Geburt und die weibliche Sitte, daß Du die Gastfreundin, der Du Mutter und Schützerin unter dem Dache Deines Hauses sein solltest, dahin giebst dem eklen Wahnsinn eines taumeln-

den Wüthrichs? Wahrlich, die guten Geister sind gewichen aus der Burg meiner Ahnen und wilder Unfug ist eingezogen mit der zuchtlosen Tochter des Auslandes. — Da erglühten die Augen der Königin mit unheimlichem Feuer, ihr Antlitz erbleichte vor Zorn, sie trat auf die Jungfrau zu und sprach mit zuckenden Lippen: „Also redest Du zur Herrin, übermüthige Magd, und reizest den Ingrimm derer, die Du nicht kennst? Wohl hatte ich es besser im Sinn mit Dir, thörigte Dirne; hab' es denn, wie Du gewollt!" Damit befahl sie, Rzepicha zu greifen und in ein kühles feuchtes Thurmgemach zu bringen, dessen eiserne Thür man hinter ihr schloß.

In dieses Gefängniß kam Popiel oft zu ihr, sie vergebens versuchend mit unreiner Lust. In ihrer Todesangst rief Rzepicha die Götter des Himmels zu Hülfe und dann entfloh er, scheu und bebend, gleich einem Geiste der Nacht. Eines Tages zur Dämmerstunde kamen die Dienerinnen der Königin, banden die Gefangene, luden sie auf ihre Schultern und brachten sie in das innerste Gemach der Königin, das sie nie zuvor betreten. Ein betäubender Dampf erfüllte das Gemach, ein hoher dunkler Vorhang rauschte auf in einer Ecke und die Königin stand mit aufgelöstem Haar vor einem Standbilde, das roth funkelte in der Dunkelheit, gleich als sei es von glühendem Erz. Sie schaute mit rollenden Augen bald auf das Standbild, bald auf einen runden Spiegel, in dem es hin und her wogte, gleich Gestalten von Rauch umhüllt. Neben ihr standen zwei Männer in weiten schwarzen Kleidern, murmelnd mit eintönigem Laut und Rauchfässer schwenkend, aus denen ein erstickender Dampf emporstieg. Zugleich ging die äussere Pforte auf und Popiel trat herein. Zitternd, mit gesenktem Haupt und gebogenem Rücken, schlich er an den Wänden hin gegen die geheimnißvolle Stätte; dann warf er mit dem Stöhnen der Angst sich nieder vor dem häßlichen Erzbilde, das wirre Haupthaar schleifend im Staube des Bodens. Da trat die Königin zu ihm und rief mit gebietender Stimme: Erhebe Dich, König der sarmatischen Slaven, und danke dem Meister und mir, die das Werk vollbracht haben, während Du blind und müßig herumtappest im Vorhofe des Heiligthums. Erhebe Dein Haupt; denn bald wirst Du sein, was Deine Vorväter waren: der Herrscher Deines Volks; wie die Spreu im Winde werden die trotzigen Vasallen zerstieben, die ihre Stühle aufgerichtet haben an Deinem Thron.

Es entspann sich darauf ein langes Gespräch unter den Vieren; in geheimnißvollen Worten und Tönen antwortete Gierda den Fragen, die der Gemahl herausstieß aus keuchender Brust und zitternden Lippen; mißtönig schallte das Geheul der Priester drein in den gräßlichen Zwiesprach. Eines nur konnte Rzepicha deutlich vernehmen: daß ihr Vater mit den Oheimen in der Burg angekommen sei. Da wollte sie aufstehen und hinauseilen zu ihm, daß er das verlassene Kind beschütze; aber die schweren Fesseln zogen sie nieder und stillweinend ergab sie sich in ihr Geschick.

Sie vernahm ferner, wie das Geschlecht des Lech geladen sei auf die Königsburg, jedoch nicht zu freundlichem Gastgebot und seit alter Zeit hergebrachter Berathung. Popiel hatte Böses mit ihnen vor und Gierda, die Entsetzliche, verhieß den Schutz des Meisters bei der Unthat. Dieser aber fordere ein Opfer, sagte sie, denn nur Blut gewinne den Abgrund. Willst Du es sehen, das Opfer? sprach Gierda mit helltönendem Lachen und führte ihn zu der Stelle, wo Rzepicha gefesselt lag: Siehe sie an, sie ist wie der Meister sie fordert, schön und dem Blute der Könige entsprossen! Sie ist es werth, den langen Todtenreigen zu führen, der bald hinabwandeln wird aus diesen Hallen zur dunkeln Pforte der Unterwelt. Oder jammert Dich die trotzige Magd, die des Gebieters Liebe verhöhnt? Jammert Dich des zarten lieblichen Bildes? — Da schaute Popiel herab zu ihr, wie das zähnefletschende Raubthier der Wüste auf die zitternde Beute, und murmelte in unvernehmlichen Tönen: Sieh da! Ein herrliches Opfer und des Meisters werth — hinab mit ihr, hinab! daß dieses rosenfarbne Blut den Weg glätte zu der Tiefe, wo sie alle hinunter müssen, drr Vater und die Oheime und die andern trotzigen Meuter. Dir war ja das Wort der Liebe verhaßt, nun wirst Du es nimmer vernehmen in jenen Räumen; Du sträubtest Dich gegen des Königs Umarmung, nun wartet ein Anderer Dein, und er wird Dich halten fest und unentrinnbar bis ans Ende der Tage!

Da nahmen die Priester die Jungfrau auf vom Boden und zogen sie hinunter in eine geöffnete Versenkung; ihnen folgte der König und lange noch hörte sie Gierda's Hohngelächter jenseit der geschlossenen Fallthür. Durch gewundene dumpfige Gänge trug man sie den Todesweg; hart hinter ihr vernahm sie den schleppenden Ton des Popiel. Dann stiegen sie aufwärts und sie sah sich in einem kleinen gewölbten Runde, in dessen Mitte

das scheußliche Standbild eines alten Mannes zu sehen war mit zottigem, schlangenähnlichem Haupthaar; rund um ihn im Kreise hoben sich aus finsterer unabsehbarer Tiefe züngelnde Flammen. Das Bild schien belebt, die düstern glutrothen Augen richteten sich auf sie und es kam ihr vor, als öffne sich der weite bluttriefende Rachen in lüsterner Begier. Da schrie der König, daß es wiederhallte im Gewölbe: Hier ist die, welche Du verlangst, hoher Gebieter des Himmels, der Erde und des Abgrundes! Harre nur ein Weilchen noch, bis sie bereitet ist, ein würdiges Opfer des erhabenen Nia. — Rzepicha schloß die Augen, den Todesstreich erwartend von dem Messer, das einer der Priester unter allerlei geheimnißvollen Formeln am Boden gewetzt. Schon hielt er es erhoben über ihre Brust — da drang plötzlich ein süßer, wohlthuender Klang durch die geschlossene Pforte und sie sprang aus ihren Angeln mit entsetzlichem Getöse; das grause Antlitz des Höllengottes schien sich zu verzerren in Ingrimm und Angst und das Standbild versank in die zischenden Flammen; aus dem gähnenden Abgrunde tönten tausend Stimmen im Geheul der Furcht und dem Knirschen ohnmächtigen Zornes und es schien der Jungfrau, als sähe sie ihren Bruder Miloslaw stehen zwischen zwei schönen hellglänzenden Knaben. Da sank die Nacht des Todes auf die erschütterte Seele, Finsterniß bedeckte ihre Augen, und als sie erwachte aus der Betäubung, fand sie sich draußen am Opfersteine und neben ihr kniete Piast, der, von geheimnißvollen Stimmen getrieben, hinausgeeilt war in den Forst, um die Jungfrau von unbekanntem Unheil zu retten. Und da er sie gefunden und zum Leben erweckt, führte er sie in seine Hütte, die am Ufer des Goplo an einer kleinen Bai im Schatten hoher breitästiger Ulmen gelegen war, um sie dort durch seine alte Mutter pflegen zu lassen und sie zu bewahren vor jeder Unbill, bis Miloslaw, der Bruder, sie zurückgeleite nach der väterlichen Burg in Gniezno. —

Still und unlustig saßen unterdeß die Gäste beim Mahle in der Halle des Königs. Viele Speisen wurden unberührt hinausgetragen und der Becher ging nur lässig herum. Popiel allein leerte ihn öfter als gewöhnlich in hastigen Zügen, als wolle er schwarze Gedanken vertilgen in dem Meth und griechischen Wein. Als nun das Gespräch auf die an der Tafel fehlende Rzepicha kam und die kräftige Stimme des Fürsten Leszek über die Tafel hin zum Ohre des Königspaares fragend scholl, erbebte der Kö-

nig; alles Blut wich aus dem bleichen Antlitz, und gleich, als sei er erblindet, haschte seine Hand ungewiß nach dem vor ihm stehenden Pokal. Frau Gierda aber sah dem Fragenden mit stolzem Blicke keck in die Augen. Man hatte, sagte sie, mir die Tochter des Landpflegers zu Gniezno als eine fromme sittige Jungfrau gerühmt, und ich begehrte sie darum in mein Hofgesinde; jedoch habe ich es anders befunden. Darum habe ich die Jungfrau zur Züchtigung verschlossen auf drei Tage in enger Kammer; gedulde Dich so lange, dann triffst Du wohl zusammen mit ihr. — Was höre ich, rief Leszek mit gewaltiger Stimme, indem er auf die Tafel schlug, daß der Meth überströmte aus den gefüllten Bechern: Du schmähest die Sitte meiner Tochter? Und welchen Makel hast Du an ihr gefunden, Du fromme sittige Königin? — Den Makel Deines ganzen Geschlechts, übermüthiger Slave! den unbeugsamen Trotz, den Du auf sie vererbt, mit dem die Diener sich überheben gegen den, welcher ihnen gebietet, und der Ehrfurcht vergessen, die sie den Königen schuldig sind. — Diener? wiederholte der erzürnte Oheim des Popiel: suche die Diener unter dem Volke der Wenden, nicht in der Zahl der sarmatischen Freien und Fürsten! — Und laut murrend wiederholten die drei und zwanzig Woywoden das Wort des ältesten Bruders. — Hörst Du es wohl, König der sarmatischen Slaven? sprach Gierda, sich mit Hohn zu dem Gemahl wendend: Du meinst Herrscher zu sein in diesem Reiche; doch diese nennen sich freie unabhängige Fürsten und trotzen Dir in Deiner eigenen Hofburg. — Und lauter und drohender erscholl das Murren des Unwillens; einige der Fürsten waren aufgestanden von ihren Sitzen, die Weiber und Kinder hatten sich angstvoll zusammengedrängt; da rief Wladiboi: Und Du schweigest, Herr König und duldest, daß die Fremde also beschimpfe das Geschlecht, dem Du angehörst? Oder hast Du den Herrscherstab vertauscht mit dem Wocken, daß das Weib gebietet in der Halle der Helden? — Was kümmert uns die Dirne! sagte Popiel drauf, der das zagende Gemüth durch häufiges Trinken ermuthigt hatte: lasset die Weiber sich zanken, versöhnen sie sich doch eben so schnell. Auch ist es ja eine kurze Frist noch, setzte er hinzu, den Blick scheu und wunderlich umherwerfend: so sehet Ihr Alle die Jungfrau wieder, so wahr ich Popiel bin! — Ihr habt es gehört, Brüder, das Wort des Königs, ließ sich Leszek vernehmen: und so mag es gut sein für jetzt, damit nicht Weiberzwist die Berathung

der Fürsten störe und das Wohl des Reichs nicht nachstehe der Besorgniß des Einzelnen. Doch gedenke Deines Worts, Herr König und wehre den Gelüsten des Weibes; denn Du hast es mit Männern und versuchten mannhaften Kriegern zu thun. — Er möge sich wahren! riefen einige Woywoden: wenn morgen der Tag und mit ihm das Fest der Dziedzilia *) geendigt hat, soll die Jungfrau vor uns treten und ihre Sache führen, wie es einer Freien und Fürsten=Tochter geziemt, und wir werden richten zwischen ihr und der Königin!

Indem erschallte vor der Burg ein kurzer Trompetenstoß und bald darauf trat der junge Fürst Miloslaw in die Halle. Mit edlem Anstande schritt er vorwärts gegen den Thronsessel des Königs, der aber, die trüben Augen abwendend von der glänzenden Heldengestalt, fuhr ihn mit zorniger bebender Stimme an: Spät erst gehorchst Du dem Gebot des Herrschers, Sohn des Woywoden von Gniezno! Wo hast Du so lange verweilet? — Dort, wohin mich Dein Wille und der Beschluß der Oheime beschieden, Herr König! Ich habe den Heerhaufen geführt, welchen Du Jlga, der weißen Fürstin gesendet zum Beistande gegen den Gebieter des Rothlandes. Auch komme ich an Ruhm und Beute nicht leer zurück. Die Götter haben die erste Waffenthat des unversuchten Kriegers gesegnet. Ich bringe Dir, mein Lehnsherr, den Hauptschmuck des Lutomierz, den mein Schwert erlegte in der Feldschlacht. — Mit abgewandtem Antlitz nahm der König den goldenen Reif, welchen Miloslaw ihm darbot; die Hand des jungen Mannes berührend, schien plötzlich ein gewaltsamer Schauder durch seine Glieder zu rieseln; hastig und ohne einen Blick auf den Geber zu werfen, riß er das Kleinod an sich und warf es auf die Polster seines Sitzes. Da ließ sich abermals die Stimme des Unwillens vernehmen. Nimmer ist es noch geschehen in diesen Hallen, sagte man, daß der König also empfange den Kriegsmann, welcher mit Sieg und Beute nach Hause kehrt. Ist dies der Lohn dessen, der in heißer Schlacht die Ehre der Slaven verficht, während der König müßig träumt in verschlossener Burg? — Und Dobrogast, ein junger kühner Degen, Sohn des Mieczyslav, Gebieter der untern Weichsel, zog ihn fort. Komm hinab zu dem Vater, der Deiner Begrüßung wartet und zu den Oheimen und Vettern, die Dich ehren als einen

*) Dziedzilia, die Venus der Slaven und die Göttin der Liebe und des Lebens

rechten Enkel Lech's, des alten Königs! — Lange sah die Königin dem Sohne des Leszek nach, wie er die Tafeln hinabschritt. Die Umarmung des Vaters, der Gruß und Willkommen der Blutsverwandten empfingen den heimgekehrten Sieger; munterer begannen die Becher zu kreisen und lautes fröhliches Gespräch ertönte am untern Ende der Halle, während der König, unruhig umherrückend auf seinem erhabenen Sitze, mit unstäter Hand den überströmenden Becher an die bebenden Lippen führte, zuweilen nach dem Eingange schauend, als erwarte er Jemandes Kommen. Die Königin jedoch saß still und sinnend; Seufzer schienen ihre Brust zu heben, der kalte Hohn ihrer Züge schien untergegangen in einem andern Gefühl, und sie sprach milder und gütiger denn je mit den anwesenden Frauen.

Plötzlich ward die Thür des Saals aufgerissen und zwei Männer stürzten in die Versammlung, gehüllt in dunkle weite Gewänder; wild flog um die erdfahlen Gesichter der zottige Bart, in dem gesträubten Haare hingen zerrissene Kränze, geflochten aus den welken Blättern der Esche und starrem Pfriemkraut. Auf, König Popiel! schrien sie heulend aus blauen schaumbedeckten Lippen: auf von dem Mahle, da Du sitzest mit den Unheiligen! Gürte Dich mit dem Schwerte der Rache, denn das Entsetzlichste ist geschehen! Eine Schaar Gewappneter ist gebrochen in das Haus des Gottes im Walde und der Führer hat die heiligen Gebräuche gestört und den Priestern ist das Opfer entrückt worden, welches den Mächten des Abgrundes geweiht war! — Das Opfer ist entkommen? ertönte Gierdens gellender Ausruf durch die erwartungsvolle Stille im Saal. Doch gleich darauf schien sie sich gewaltsam zu fassen; glühende Röthe wechselte mit fahler Blässe auf ihren schönen Wangen und wie ermattet sank sie zurück an die Lehne des Thrones. Entflohen ist das Opfer! fuhr der Priester mit verstärktem Geheul fort: und der Gott blickt umher in seinem grimmen Hunger und fordert zehnfältigen Ersatz! Rache! ruft er aus dem Bauche der Erde; Rache! schreien wir über Miloslav, den Sohn des Woywoden der Ebene! — Ich bin mit nichten gebrochen in den Tempel des nächtlichen Gottes, sprach Miloslav, sich verantwortend, mit festem Ton und unerschrockenem Wesen: noch hab ich dessen Gebräuche gestört, die ich nicht kenne, da ich und mein Geschlecht den erhabenen Jessa, den Herrn des Himmels, zum Schutzherrn erkoren. Und indem er berichtete, wie er und seine Reisigen in die Nähe des

schwarzen Gemäuers gekommen und was sie dort gethan und nicht gethan hätten, hatte sich die Königin emporgerichtet und schauete starr, doch nicht unfreundlich auf den Jüngling, der kühn und freudig in seiner Heldenschöne den grausen Anklägern gegenüber stand. Die Priester und der König aber suchten Ursach gegen den jungen Fürsten. Wie Du selbst gestanden, sagte Popiel, hast Du durch frevelhafte Näherung die heiligen Geheimnisse unterbrochen und den Grimm des furchtbaren Nia erweckt. Darum ist Dein Haupt verfallen als Sühnopfer, damit er nicht unser ganzes Geschlecht heimsuche und das Verderben auf unser Aller Haupt falle! — Gemach! rief der muthige Dobrogast, die Hand an das Schwert legend: Du bist sehr eilig im Verdammen. Seit wann wird in diesen Hallen der Zufall für Vorsatz genommen und seit wann gilt hier das wahnwitzige Geheul blutiger Mordknechte mehr, als das Wort eines Enkels des Lech? Seit wann wagt es der König, eigenmächtig zu richten in voller Versammlung, ohne die Zustimmung der Fürsten? Niemand wage es, den wackern Helden anzutasten und wer meines Sinnes ist unter den Woywoden und ihren Söhnen, der stehe zu mir und dem Miloslav! — Und im Nu sausten achtzig entblößte Schwerter empor und das Geschlecht des Lech reihete sich um den Angeklagten. Der König fuhr zusammen, aber arglistig begütigte Gierda die Fürsten und wies die erstaunten Priester aus dem Saal. Senket die Schwerter in die Scheiden, ihr Oheime und Vettern, sprach sie zu jenen mit hohem Anstand und liebreizender Geberde: wenn das entrückte Opfer Ersatz heischt, so ist es anderswo noch zu finden, als in dem Blute des heldenmüthigen Jünglings. So manches Haupt, das längst der Finsterniß verfallen ist, kann den ungestüm fordernden Abgrund sühnen. Nehmet nun die Becher, Herrn und Freunde und möge sich bis morgen Alles anders und besser gestalten! — Verwundert stießen die Fürsten an und entfernten sich dann einzeln; als aber Miloslaw sich der schönen Gierda grüßend näherte, flüsterte sie ihm mit raschem Worte zu: Steige Du morgen hinauf nach dem Thurm, welcher hinausschaut nach dem See; dort triffst Du eine meiner Jungfrauen, die Dich in mein Gemach leitet. Wirst Du auch kommen, Du mannlicher Held? Vieles habe ich mit Dir zu sprechen und Hochnothwendiges; säume nicht, so Du Unheil abwenden willst von denen, die Dir lieb sind und mir. — Schweigend schaute der Jüngling in die strahlenden Augen der Königin, und ihr Blick traf sein arg-

loses Herz. Hocherröthend beugte er sich vor ihr und ging dann langsam dem Vater nach, der stumm und nachdenklich geworden war über die sonderbare Wandlung, die er an der Königin wahrgenommen. Was auch geschehe, sagte er dann zu seinem Sohne, vergiß nicht, daß Du ein Enkel des Lech bist und gedenke der Schwester, um welche ich und die Mutter schwere Sorge tragen. Nicht Alles ist wie es sein sollte, und oftmals lauert hinter lieblichem Lächeln das Unheil. —

Miloslaw hörte zwar mit Aufmerksamkeit die väterliche Warnung, aber sein Herz war bereits befangen. Mit bedenklichem Kopfschütteln entließ ihn am andern Tage sein alter Waffenträger Sendziwoy; rasch flog er die Stiege des Thurms hinauf, welchen Gierda ihm bezeichnet hatte. Das weite runde Gemach war leer. Sinnend trat er in einen Fensterbogen und schauete hinab auf den See, der im stillen Frühlings-Sonnenscheine wiederglänzte. Da fiel sein Blick von ungefähr auf einen hohen Thurm, der seitwärts stand im See, durch einen langen schmalen Damm mit der Burg verbunden. Einsam und drohend hob sich das uralte Gebäu aus den Wellen empor, die sich an seinem Fuße brachen. Ein längst gestorbener König, so lautete die Sage, hatte den Thurm erbaut zum Dienst der finstern Gottheiten, denen er ergeben gewesen; seitdem aber das Geschlecht des Krak über das sarmatische Reich herrschte, welches dem Jessa huldigte, stand, bis auf Popiel herab, der Thurm verlassen und seine düstern Mauern trugen die Spuren der zerstörenden Zeit. Da kam es plötzlich von Mitternacht wie eine Wolke, und eine Schaar Raben und anderer schwarzgefiederten Vögel ließen sich mit heiserem Gekrächz auf der verwitterten Zinne des Thurmes nieder, und sie liefen darauf umher, mit den Flügeln schlagend, als witterten sie den Fraß. Dann flogen einige von ihnen und wieder einige um die Burg und kehrten darauf zurück zu ihren Gefährten mit lautem Geschrei. Eine widrige Empfindung ergriff die Seele des Jünglings; er wollte sich abwenden von dem häßlichen Schauspiel, da fühlte er, wie Jemand mit leiser Hand seine Schulter berühre. Er sah sich um und gewahrte eine Jungfrau die ihn einlud, ihr zur Königin zu folgen. Er fand diese auf einem Ruhebette; fessellos rollte das reiche schwarze Haar auf den schönen Busen herab; das weite Gewand fiel zurück von den entblößten, blendendweißen Armen, und goß sich in reichen Falten um die reizenden Glieder. Nicht die Königin des gestrigen

Abends war es, welche Miloslaw vor sich sah, in reichen Gewändern, den Hohn empörten Stolzes auf den schwellenden Lippen und im blitzenden Auge; ihr Blick war gesenkt und wenn sie ihn erhob, schien er umschleiert von leichtem Nebel; dem schönen Munde entflohen leise Seufzer, gleich als entrissen sie sich unwillkührlich der bewegten Brust. — Was sie gesprochen, und wie sie den Fürsten Miloslaw mit glatten Reden berückt und in ihr Netz gezogen, wollen wir nicht erzählen; sie schieden in langer schweigender Umarmung.

Draußen wartete Piast des Fürsten; emsig hatte er ihn gesucht. Miloslaw erkannte ihn in seiner ländlichen Kleidung kaum wieder. So hast Du denn dem muntern Reiterleben und dem Schwerte entsagt, sprach er zu ihm, und führest die Pflugschaar und wartest des väterlichen Heerdes an der Seite der Mutter? — Auch die Pflugschaar ist ein ehrenvolles Werkzeug, antwortete Piast: und die Pflege der alternden Mutter eine heilige Pflicht. Doch ist meine Hand des Schwerts nicht so ungewohnt geworden, daß sie es nicht für das Vaterland zu führen vermöchte und da, wo es gilt für Dich und Dein erlauchtes Geschlecht. Ich komme aber nicht zu Dir, hoher Herr, um meinetwillen; ich bringe Dir Botschaft von Deiner Schwester Rzepicha. Doch siehe, da kommt der König. — In der That kam Popiel mit einigen Gewappneten eilig den Gang herauf. Die kurze Ruhe schien den König kaum ernüchtert zu haben von dem schwelgerischen Gastmahle der Nacht. Sein Antlitz war bleich wie immer und glich dem eines Todten; nur im stieren rothumränderten Auge glühte ein unheimliches Feuer unter den struppigen Locken hervor, die ihm den Beinamen Koszysko zu Wege brachten auf ewige Zeit. Die Beiden gewahrend blieb er stehen und fragte den Fürstensohn mit rauher unfreundlicher Stimme, wer der Leibeigne sei, mit dem er da rede? Ich bin kein Leibeigener! sprach Piast bescheiden und fest: ich bin ein freier Landmann vom Ufer des See. — Und mein Gespiel und Jugendfreund, fügte Miloslaw hinzu, der mich heimgesucht, um mich willkommen zu heißen von der Fahrt ins fremde Land. — Fürwahr, lachte Popiel hämisch, ich bin doch der Fürst eines stattlichen Volks: überall treffe ich auf Freie und Fürsten, wo ich nur Leibeigne und Vasallen zu sehen vermeinte! — Da verzog sein lachender Mund sich plötzlich zum Ausdruck des Schreckens; es gemahnte ihn, als glänze in dem Haare des Knechtes ein goldener Reif, ähnlich dem, den er

selbst trug. Von einem unheimlichen Gefühl erfaßt, wendete er sich ab und eilte davon. Piast aber zog den jungen Rittersmann mit sich fort bis in seine Hütte, wo sich Rzepicha ihm an die Brust warf. Er traute seinen Ohren nicht, als er die Schicksale seiner geliebten Schwester erfuhr und sich des Leichtsinns erinnerte, mit dem auch er noch vor wenigen Augenblicken in das Netz der Königin gegangen war. Bist Du Rzepicha? rief er, sich entsetzt zurückbeugend, mit dumpfer Stimme: oder hat ein Geist der Hölle Dir die Gestalt geliehen, um mir den Sinn zu verwirren mit ungeheurem Trug und den Pfeil des Todes mir ins Herz zu schleudern? Er strich mit der Hand über die Stirne, als wolle er vollends aus einem bösen, lügnerischen Traume erwachen; dann sprach er langsam und eintönig: Wohl redetest Du wahr, treuer Vater Leszek; auch hinter dem Lächeln des Liebreizes lauert Unheil. Meine Unerfahrenheit hatte mir ein Anderes vorgespiegelt. Nun sehe ich es hell und klar, und Vieles, Vieles ist anders geworden, als ich es gewähnt!

Er ließ die Schwester im Schutze Piasts und dessen alter Mutter und eilte nach Kruszwica, um dem Vater die grauenvolle Mähr zu verkünden und das Weitere zu berathen. Die Wangen des Alten erbleichten, als er das Unglaubliche hörte, denn obgleich er dem königlichen Ehepaare Böses zutraute, war er doch fern davon, das wirklich Geschehene zu ahnen. Schmerz und Wuth machten ihn sprachlos, dennoch verschmähte er die Wege der Gewalt. „Waltet nicht,“ rief er aus, „das heilige Recht im Reiche? Wohl! Offenbar und im Angesichte Jessa's, des Königs des Himmels, soll gerichtet werden über das, was begonnen ward in dunkler Verborgenheit; die Hand der Gerechtigkeit treffe den Schuldigen, nicht der Schwertstreich frevelnder Willkühr, damit man nicht einst sage, die Söhne des Lech hätten den König erschlagen und das heilige Haus der Ahnen in gesetzlosem Aufruhr entweiht. Die Fürsten sind anwesend: wenn sie sich sammeln zum Mahl, beginne das Gericht bei offenen Thüren nach der Sitte der Väter. Du aber, Miloslaw, mache Dich auf und geleite die Schwester zur Burg, wenn es dunkelt, damit sie zeuge gegen die Verderberin vor den Woywoden. Deine Mannen empfangen sie am Thore zu Kruszwica und leiten sie sicher zur Halle.“

Leszek ging, um die Fürsten einzeln vorzubereiten zu den Begebenheiten des kommenden Abends. Miloslaw indessen irrte durch das stille Waldthal am Ufer des Goplo. Bittere Gefühle

kochten in der empörten Brust und brennende Schaamröthe überlief seine Wangen, wenn er bedachte, daß es der Königin beinahe gelungen wäre, ihn zum willenlosen Werkzeuge ihrer Verbrechen zu machen. Eine weiße schlanke Gestalt, die plötzlich aus dem Dickicht trat, unterbrach seine Betrachtungen — es war Gierda; er verhüllte sein Haupt, denn ihr Anblick erfüllte seine Seele mit Entsetzen, mit den letzten Krämpfen der unerhört betrogenen Liebe und dann wieder mit Grauen und Abscheu. Sie aber ergriff seine Hand, und Liebe und Haß und Haß und Liebe kämpften lange in ihnen beiden. Sprich, mein Trauter, fragte sie den Widerstrebenden zärtlich: Was hat Dir den Sinn so plötzlich gewendet? Erinnere Dich, es ist Gierda, die vor Dir stehet in liebender Angst. — Laß ab von mir mit den umstrickenden Armen! rief er: ich bin erwacht und nimmer ziehst Du mich in den Abgrund. Ich weiß, wer das Opfer war im Uferwalde; ich weiß, wer es senden wollte zur blutigen Höhle des Meisters! — Da fuhr die Königin auf mit erwachendem Groll: Und wenn Du es weißt, trotziger Knabe, wie magst Du solche Worte richten an die, die Dich zu vernichten vermag? Du kennst nur Gierdens Liebe — zittere vor ihrem Zorne, denn er ist verderblich! — Ich sollte zittern vor Dir? antwortete Miloslaw mit tiefem Kummer. Hast Du mir doch schon das Aergste gethan; der Jugend Lust hast Du in meinem Leben ertödtet, des Argwohns Höllenflammen in der friedlichen Brust entzündet, die schönste Gabe der lichten Götter, die Liebe, hast Du mir zum Abscheu gemacht bis zum Grabe. Nichts Schreckliches mag fortan mich treffen, denn wisse, Unglückselige, ich habe Dich geliebt! — Da wand Gierda sich lautschluchzend um seine Kniee, streckte dann die gerungenen Hände zu ihm empor und rief mit erstticktem Klagelaut: Verlaß mich nicht, Geliebter! Verwirf Du mich nicht, Du allein vor Allen, die da leben. Einen Blick laß fallen auf mich, daß er ein Lichtstrahl werde in der Nacht meiner Seele. Ich bin gewandelt die Pfade des Unheils von Kindesbeinen an; Stimmen der Unterwelt haben mir das Wiegenlied gesungen am Strande der Ostsee; vom Recht hab ich mich gewendet und vom Lichte, und mich den Verderblichen verschworen, die in der Nacht wohnen. Der uralte Fluch meines Hauses hat mich dem Nia geweihet vom ersten Morgen des Lebens; die stammelnde Lippe des Kindes schon versuchte sich in Zaubersprüchen, und immer weiter und weiter hat es mich getrieben auf dem Pfade, wo kein Still-

stand und kein Zurückschreiten ist — da sah ich Dich und es berührte mein Herz wie ein Wiederhall längst vergessener besserer Tage; ein fremdes Gefühl ergriff mich, als könne es anders werden und ich zurücktreten in die Reihen der Menschheit. Wende Dich nun nicht ab von mir und laß mich versinken in die Finsterniß und das Elend; erfreue mit dem Worte der Vergebung das Weib, die so lange dem gedient hat, der nimmer verzeihet! Erschüttert horchte Miloslaw den grauenvoll zärtlichen Worten — es stiegen Gedanken in ihm auf, als könne Alles sich besser enden, denn er gedacht. Schon ruhte sein Auge mitleidig auf der reizenden Gestalt, schon streckten seine Arme sich aus, sie emporzuziehen an sein Herz, — da sprach Gierda weiter: Gebiete über Deine Sklavin und was sie vermag ist Dein — Dein dies weite Reich der Sarmaten und die Königsburg und der reichgeschmückte Thron! Hinweg mit dem elenden Feigling aus dem Reiche der Lebendigen — der Grimm des Meisters vernichte ihn, während Leben und Liebe uns umschlingen mit ewig grünenden Kränzen. Hoch erhaben soll mein Liebling stehen über den Sterblichen, wenn er hingeschritten ist über Popiels eklen Leichnam; Dein Stamm und die Fürstengeschlechter des Nordlandes werden sich beugen vor Dir, denn nicht umsonst habe ich die schönen Tage der Jugend der geheimnißvollen Kunst geopfert; auf meinen Wink gehorchet die Tiefe und mir dienen die geheimnißvollen Mächte! —

Als Miloslaw diese Worte vernahm, riß er sich gewaltsam aus ihren Armen und entfloh. Gierda aber stand lange wie eingewurzelt; die Ankunft Popiels weckte sie aus der Betäubung. Glück auf, tapferer König der Sarmaten! rief sie ihm mit höhnischer Verachtung zu, das Loos hat entschieden für Dich. Eh die Mondscheibe dieses Waldthal erleuchtet, wirst Du Herr sein auf diesem Boden und umherschreiten auf den Häuptern der Feinde. Frage nicht! Nicht mit einem Worte unterbrich der Herrin Gebot! Wohl konnte es anders kommen. Doch so oder so. An Dir ist es, Dich schweigend zu unterwerfen. Danke dem Meister, daß er es glücklich für Dich gefügt, denn nicht Deiner hatte ich gedacht, also auch es nicht beschlossen. Vernimm und gehorche! Rzepicha ist entflohen aus dem Heiligthume des Waldes, und wenn meine Vermuthung mich nicht trügt, weilt sie unfern von hier am Ufer des Sees. Laß also Gewappnete reiten, daß sie sie finden und tödten, damit sie die Erste sei, wie

ihr beschieden war im festlichen Leichenzuge der Fürsten. Andere sende eilig nach Gniezno, damit auch die Mutter nicht fehle dort wo Alle sich treffen. Also ist mein Gebot — und nun hinweg aus meinen Augen, damit der Entschluß mich nicht gereue bei Deinem Anblick! —

Die Sonne war hinabgesunken unter den Horizont und die Sterne begannen sich am tiefblauen Frühlingshimmel zu zeigen, als Gierda auf einem Hügel am Ufer stehend, ihr nächtliches Werk begann. Sie hob die Hand auf und wie sie sie bewegte in geheimnißvoller Geberde, zogen die Wolken dichter und dichter zusammen, das Säuseln des Abendwindes verwandelte sich in einen langgehaltenen Klageton, unruhig hüpften die Wellen des Sees auf und brachen sich ungestümer am Strande. — Du, der mich erkoren vom Tage der Geburt an, sprach sie mit halblauter eintöniger Stimme, erscheine! Dein ist das Werk, das ich beginne, das Werk der unversöhnlichen Rache! — Und nachtschwarz überzog sich der Himmel, der Sturm erwachte in seiner Wuth und hoch bäumten sich die dunkeln schäumenden Wogen. Der Donner rollte fernher über die Gewässer, der letzte Stern war erloschen und der aufgehende Mond versank in dem von Blitzen durchkreuzten Gewölk. Sie aber stand aufrecht, mit der leuchtenden Hand hinausgebietend in die Finsterniß, während der Sturm die langen Locken um die erstarrten Wangen peitschte und ihre Stimme durch das Krachen des Donners und das Brausen der Wellen tönte. — Erscheine, Du, dem ich geboten mit den ersten Worten der lallenden Zunge, auf dessen Anblick ich mich gefreut als schwaches Kind. Erwache aus dem unthätigen Schlafe, Vater des Unheils, der Du mich gepflegt und getragen in Deinen Armen; komm herauf! — Da wälzte es sich von drüben heran auf der Fläche des See's, langsam nahte es sich und wo die Wolke vorüberglitt, wichen die entsetzten dumpf aufstöhnenden Wogen von beiden Seiten. Es war herangekommen bis zum Strand; da schwebte es über dem Gestein zuckend und wallend im dahineilenden Sturm.

Gierda aber schrie laut und mit gellender Stimme: Herab mit der Hülle, denn mich verlangt nach Dir! Herab, daß ich Kraft gewinne im Grauen Deines Anblicks. — Da zerfloß das dunstige Gewebe und zog hin über den See wie herbstlicher Nebel; die Gestalt aber, die am Ufer stand, hat noch keines Sterblichen Auge gesehen. Selbst die Königin bebte zurück, denn nicht

mehr als Diener, sondern als Gebieter stand der Fürst des Unheils vor ihr; Gierda hatte durch ihre Liebe zu einem guten Wesen den alten Bund gelockert und zerrissen. Aber sie trat, das Zagen der Menschheit abwerfend, näher zu dem Furchtbaren und sprach mit ihm in gedämpften kräftigen Worten. „So höre ich wieder Gierden," erhielt sie zur Antwort, wie mein Auge sie gehütet hat seit den frühesten Jahren. Was Du sagest, werde erfüllt; doch vernimm es — nicht ohne Bedingung. Einmal hast Du den Kreis verlassen, den kein Sterblicher ungestraft übertritt. Es ist nicht mehr der Sold der Dienstbarkeit, den Du heischest; kaufen mußt Du von nun an und nicht großmüthig ist der Gebieter des Abgrundes. — Nimm! rief die Königin mit ausbrechender Verzweiflung: was magst Du mir auch rauben, mir, die Alles verlor? Stille die heiße verzehrende Begier, schrecklicher König der dunklen Welt, und nimm, was Du fordern magst, denn nichts ist mir noch theuer im Leben. — Als sie dies sprach hatte der Feind der Menschheit sich gehüllt in die Dünste der Nacht, langsam schwebte er auf dem Rücken des empörten See's zum Walde zurück und aus tiefer Ferne erschallten die Worte herüber: Halte Dich bereit! Nicht lange und Du siehst mich wieder! — Da fiel das Auge der Königin auf ein kleines verschlossenes Gefäß, das zu ihren Füßen am Ufer stand; sie erhob es, drückte das kalte Erz an die heiße wildbewegte Brust und verließ, von Schauder und Schrecken ergriffen, in eiliger Flucht die grauenvolle Stätte.

Miloslaw war, als er sich von der Königin trennte, mit den beiden Griechenknaben, die sich auf dem Wege zu ihm gefunden, nach Piasts Meierei gewandelt. Ahnungsvoll sah er den Sturm auf dem See sich erheben und die Wolken daherziehen gegen die grauen Thürme von Kruszwica; da tönte plötzlich wüstes Geschrei und Waffengeklirr aus der Hütte des Piast ihm entgegen, er zog sein Schwert und rannte vorwärts. Kampf und Getümmel erfüllten das gastliche Gemach. Mühsam widerstand mit schnell ergriffenen Werkzeugen eine Schaar rüstiger Landleute, von Piast eilig zusammengerufen, den Schwerthieben vieler Gewappneten; mehrere Todte und Verwundete lagen bereits am Boden und seitwärts stand Piast, mit hochgeschwungenem Schwert um sich schlagend, und deckte mit seinem Körper die ohnmächtig am Boden liegende Rzepicha. Schon floß sein Blut aus breiter Wunde, als Miloslaws Schwert wie ein Blitzstrahl unter die Mordknechte

fiel und die Landleute sich neu ermannten. Da sah einer der Gewappneten nach der offenen Thür und ein Schrei des Entsetzens entfloh seinem Munde; die Andern folgten der Richtung seines Auges und Alle schrieen auf wie er, senkten die Waffen, wandten sich und stürzten fliehend hinaus in die Nacht. Zwei Riesen, schrieen sie, verfolgen uns mit flammendem Schwert; hinter ihnen drein rannten nachjagend die Freunde des Hausherrn. —

Bleich und entkräftet, die Hand auf seine Wunde haltend, lehnte Piast an der Wand neben der Jungfrau, die die weinende Mutter ins Leben zurückzubringen versuchte. Endlich schlug sie die Augen auf, und erkannte den Piast und ihren Bruder. Dank Euch! sprach sie und reichte jedem von ihnen eine Hand: Dank Euch, Ihr treuen mannlichen Kämpfer, ohne Euch wäre Rzepicha dahin! — Und zu Piast sagte sie: Wohl hast Du gehalten, was Du geschworen, edler Freund, und treu warst Du bis zum Tode. — Bis zum Tode, seufzte Piast; er ist wohl nicht mehr fern, der Tod! — Er wollte die dargebotene Hand ergreifen, als seine Augen sich schlossen, sein Haupt sich kraftlos auf die Brust neigte und er sinkend in die Arme der fürstlichen Jungfrau glitt. — Eine Weile stand sie, den Erbleichten haltend an ihrer Brust; dann legte sie ihn an das Herz der Mutter, verhüllte ihr Angesicht und folgte dem mahnenden Bruder. Draussen gesellten die bewehrten Landleute sich zu den Beiden, um sie, Leszeks Gebote gemäß, gen Kruszwica zu geleiten. —

Das Fest der Dziedzilia war zu Ende und die vier und zwanzig Woywoden hatten sich, wie verabredet, in der Burg zum Mahl und zum Gericht versammelt. Finster und von schweren Ahnungen begleitet, traten sie mit ihren Söhnen einzeln in die erleuchtete Halle, begrüßten sich mit wenig leisen Worten und tratend flüsternd zusammen. Da öffneten sich geräuschvoll beide Flügel der großen Pforte und König Popiel trat herein, an der Hand Gierda's. Der königliche Mantel hing um seine Schultern, ein strahlendes Diadem umspannte das schwarze häßliche Gewirr seines Haupthaares und seine Hand stützte sich auf den langen Scepter. Zwar war sein Blick gesenkt und scheu, wie immer, als er an den Fürsten vorüberging, die bei seiner Annäherung in langer Reihe zusammengetreten waren und, gleichsam eine eherne undurchdringliche Mauer bildend, mit mühsam zurückgehaltenem Grimm auf ihn schauten; doch leuchtete etwas, das der Freude glich, aus seinen Augen, sein Tritt war fester und tönender als

sonst, seine Geberde freier und stolzer. Auch die Königin war geziert mit reichem Schmuck und blitzendem Gestein; aber ihr Antlitz war bleich und verstört und ihr Blick stier und erloschen, als käme er aus den Augenhöhlen einer Leiche. Eine Menge Diener folgten dem königlichen Paar; der eine von ihnen trug ein verschlossenes Gefäß von seltsamer Form. Die Königin wollte neben ihrem Gemahle Platz nehmen auf dem Throne, aber Leszek verhinderte es. Nicht also, rief er, aus der Reihe der Brüder hervortretend, mit gewaltiger Stimme: nicht dieser Sitz gebührt Dir am heutigen Tage; vor der Versammlung der Woywoden tritt in die Schranken, wie es Dir zukommt, welche bezüchtigt ist schwerer gräßlicher Unthat! — Schweigend vernahm die Königin das Wort, mit gesenktem Haupte trat sie abwärts vom Throne, ohne daß eine Bewegung ihrer steinernen Züge die Empfindung verrathen hätte, die sie ergriff. Popiel aber schaute unmuthig unter den dichten Augenbraunen hervor und sprach mit ungewohnter Festigkeit: Weißt Du auch, Landpfleger von Gniezno, daß es die Königin ist, an welche Deine Rede sich wendet und daß der König, ihr Gemahl oben an sitzt in der Versammlung? — Nicht der Gemahl Gierda's, rief Mieczyslaw: der Erste unter den Gleichen sitzt dem Gericht vor, und nur so lange, als er sich würdig bezeigt des erhabenen Amts. Du aber füge Dich der uralten Sitte und erfülle, was die versammelten Fürsten begehren, nach Gebrauch und Recht. — Es sei denn also, fuhr Popiel auf: doch die Strafe des Verläumders treffe den, welcher die Herrin bezüchtigt, Falls ihm fehlen sollten die Zeugen und der Beweis. Ihr mahnt mich an die Sitte, Woywoden; gehorchet denn derselben auch Ihr! Noch ist der Tag der Dziedzilia nicht geendet, und es darf nicht Recht gepflogen, noch Blutiges unternommen werden, bevor nicht die Becher geleert sind zum Beschlusse des Festes. — So leeren wir sie denn, sprach Leszek. — Da winkte Popiel dem Diener und nahm den ehernen Krug aus seiner Hand; mit dumpfem Getöse sprang der Deckel ab vom Gefäße, die dunkelrothe Flüssigkeit füllte die Becher und die Söhne des Lech tranken zu Ehren der Göttin des Lebens. —

Es war vorüber. Tiefe Stille herrschte von neuem in der zahlreichen Versammlung, und Alle schauten mit banger Erwartung auf die stumme Königin und den glühenden, ergrimmten Leszek. Da ließ sich draußen ein Geräusch vernehmen, gleich den Schritten vieler Kommenden, und der Woywode der Ebene

nahm abermals das Wort, um zum Werke zu schreiten und die schwere Anklage zu führen, als ein seltsames Schauspiel sich den Augen Aller darstellte. Todtenblässe überzog die zornrothen Wangen des Leszek, unwillkührlich schlossen sich seine Augen, sein Haupt sank auf seine Brust und gefesselt von jähem Schlummer fiel er hinter sich auf den verlassenen Sessel. Auch die Andern ergriff gleiche Erstarrung; unfähig, sich aufrecht zu erhalten, taumelte Einer nach dem Andern zu Boden und in wenig Augenblicken bedeckten die versammelten Fürsten, gleich leblosen Leichnamen, den gepflasterten Boden der Halle. Als nun der Letzte niedergesunken war, fuhr Gierda aus ihrer Erstarrung empor, schaute um sich mit brennenden Blicken und schlug dann mit lautem kreischenden Lachen dreimal in die Hände. Da öffnete sich die verborgene Thür hinter dem Throne und eine Reihe schwarz verhüllter Männer trat in den Saal, jeder ein breites zweischneidiges Messer in der Hand. Schweigend und leisen Trittes schlichen sie heran, bückten sich nieder, jeder einzeln zu einem der Liegenden, und als sie sich wieder erhoben, strömte das Herzblut des Ermordeten aus tiefer Todeswunde. Draußen war der Sturm erwacht und schlug heulend gegen die Fenster, wie Leichengesang.

Und Popiel nahm seinen Dolch und rannte hin zu dem ältesten der Oheime, stieß ihm knirschend das Mordwerkzeug dreimal in die unbewehrte Brust und rief: Gute Nacht, König der Sarmaten; nun ist die Krone mein, die Du mir geschenkt! Da fiel sein Auge auf Dobrogast, der unruhig lag und um sich schlug, wie geängstigt von schwerem Traume, und er sagte dumpf vor sich hin: Windest Du Dich noch, junger Drache? Ein Stoß, und das Antlitz des blühenden Jünglings erstarrte im Tode. — Es war allmählig still geworden, öde wie das Grab, lag der weite Saal; da öffneten die Männer des Unheils die hohen Fenster und warfen die blutigen Leichen hinab in den See, der hoch aufbrauste, als weigere er sich, das Gräßliche zu verhüllen in seiner Tiefe. — Gierda aber rannte hinaus. Die Vernichtung schritt vor ihr her und hinter ihr folgten die Diener des Todes. Der Mord drang in die Kammern der Weiber und Kinder, nicht Eines entrann von dem dem Tode geweihten Geschlechte. Die Wellen des Sees verschlangen, was noch übrig war von dem Stamm des Lech. Und als es geschehen war, stiegen die Schauer der Unterwelt aus der Tiefe hinauf zu der entweihten Oberfläche der Erde, und eben, als Miloslaw mit Rzepicha und seinen Be-

gleitern eintreten wollte in die Burg, deuchte es ihm, als zitterte der Grund ringsumher, als dröhne dumpfes Geheul aus den Eingeweiden der Erde herauf und der Klang schwerer Fesseln klirre durch die hallenden Gewölbe. Gewappnete Männer, unter ihnen Sendziwoy rannten ihm entgegen und rissen ihn mit sich fort aus dem Hause des Fluchs, und hin zur stillen Hütte des Piast, wo auch von Gnesen schon ein Todesbote angelangt war, Enaslawa's Ermordung zu verkünden.

Dumpf und vernichtet starrte Miloslav vor sich hin, als ihm der Verlauf aller dieser Greuel klar geworden. Rzepicha aber schien es, als sei für sie nur Ein Platz auf der weiten Erde — der Platz am Lager dessen, der für sie geblutet. Und als suchte die Verwaiste ein neues Mutterherz an die Stelle dessen, was sie verloren, warf sie sich lautweinend in die Arme der alten Mutter des Piast.

Am Morgen aber schien aus den Mauern der Burg ein Getöse der Freude zu erschallen; Trompetenstöße und wüster Gesang verkündigten die Feier des gräßlichen Sieges. Da war es mit einemmale, als verhallten die Triumphtöne in das Aufschreien des Schreckens und gleich darauf schwoll es an zu dem Gebrüll der Angst. Ein ungeheurer Donnerschlag rollte durch den heitern Himmel, ein wüthender Sturm riß sich los aus den eisigen Feldern des Nordpols und im Nu bedeckte sich der Gesichtskreis mit nächtlichem Dunkel. Flammende Blitze fuhren aus den tief niederhängenden Wolken, einen feurigen Kreis bildend um die Burg Kruszwica. Stimmen der Unterwelt heulten in den Orkan über dem hochaufwallenden See, dem scheußliche kleine Unthiere in eklem Gewimmel entkrochen, mit gellendem Mäusegepfeif hinaufkletternd an den Erkern und Thürmen. Da wankte der Grund der Veste und die uralten Mauern zerborsten und aus weiten Ritzen fuhren rothe Flammen prasselnd und zischend aufwärts zum Himmel. Und die kleine Pforte, welche auf den steinernen Damm führte zum einsamen Thurme des See's, sprang auf und zwei Gestalten — der König und die Königin — stürzten heraus wie in wilder besinnungsloser Flucht; hinter ihnen drein wimmelte es schwarz und undeutlich mit grauenvollem, gellenden Zischen. Wild zauste der Sturm Popiels borstiges Haar und der dunkle Mantel flatterte hoch empor, daß er anzusehen war gleich einem Geiste der Finsterniß, und sein kreischender Angstruf tönte durch das Getümmel. Gierda, welche ihm folgte, blieb

unterweilen stehen, als trotze sie der nacheilenden Vernichtung und als wolle sie Stand halten gegen die greulichen Verfolger. Gebietend winkte sie mit der Hand in den Aufruhr der Elemente und rief laute Worte der Beschwörung, aber der Orkan übertönte ihren Ruf und die Boten der Hölle faßten ihre Fersen mit grimmigem Zahn. Da rannte sie vorwärts, dem Popiel nach in das wüste Gemäuer; hinter ihnen schloß sich die seit Jahrhunderten verklommene Pforte mit donnerndem Krachen, ein entsetzliches Hohngelächter schallte herüber von dem Uferwald, und der See stürzte seine Wogen mit erneuerter Wuth auf den festen Damm, so daß die Felsenstücke weit hinweggeschleudert versanken in die tobende Flut. Aber die wimmelnde Schaar achtete nicht des zerstörten Pfades; immer wieder tauchte es empor aus dem Gewässer und kletterte hinauf an dem Thurme und kroch hinab ins Gemäuer; Popiel und Gierda hoben sich empor über die Zinne und standen oben im Sturme mit wehendem Gewand und Haar, umleuchtet von blutrothen Blitzen, und das Geheul namenloser Pein drang aus dem weitgeöffneten Munde. Doch allmählig ward ihr Rufen schwächer; zuerst verschwand Popiel, noch eine Weile hielt Gierda sich aufrecht, aber auch ihre Stimme erstarb in mattem Gewinsel. Sie wankte, die Hände drohend ausstreckend gegen die Wolken, und versank in die Tiefe. — Da schwieg das Tosen des Sturmes, die Wolken verzogen sich und die Mittagsonne am hohen Himmel erleuchtete den beruhigten See und die entstellten rauchenden Trümmer der Burg.

Und die draußen standen, sahen sich schweigend und nachdenklich an. Dann gaben sie sich die Hände und wandten sich schaudernd ab von der Stätte. Nur Miloslaw blieb stehen und schaute mit dunkelglühendem Auge dahin, wo die Todfeinde hinabgestürzt waren in die ewige Nacht. —

Nach vielen Tagen und Wochen versammelte sich von nah und fern das Volk der Sarmaten zur neuen Königswahl nach dem Untergange des Lechischen Geschlechts. Piast gewann einen Theil der Stimmen für Miloslaw, dessen Dasein nun verödet war und der nicht zu herrschen begehrte; aber die Mehrzahl stimmte wider ihn. Der augenscheinliche Rathschluß der Götter, hieß es, habe dem verbrecherischen Geschlechte des Lech die Krone entrissen; und kaum war diese Ansicht laut geworden, als der große Haufe stürmisch ausrief: Das Haus des Krak ist dem Tode geweiht und keiner seiner Enkel darf entrinnen. Von diesem Ge-

danken befeuert, stürmte das Volk die Hütte des Piast, die Zufluchtsstätte Miloslaw's und Rzepicha's, welche letztere hier in der einfachen Tracht einer ländlichen Dirne in stiller Häuslichkeit lebte und webte, während draußen im Lande der Hader und die Zügellosigkeit kämpfender Parteien wütheten. Gib sie heraus, Piast! schrie der Haufen, gib sie heraus, die Sprößlinge des götterverhaßten Stammes, daß wir die Schlangen tödten, da sie noch jung sind! — Piast wollte die Schützlinge mit seinem Leibe decken, als er aber sah, daß dies ein fruchtloses Werk sei, rief er: Noch ein Wort! Ein Wort nur vernehmt, wenn Ihr Sarmaten seid und meine Brüder! Wollt Ihr, daß ich am heiligen Hausaltar die verlobte Braut morden lasse und den künftigen Schwäher? Welcher von Euch lüde solche Schmach auf sein Haupt und ertrüge es ferner zu leben? — Da verminderte sich die Wuth der Männer und in einem vielstimmiges Gemurmel fragte man sich: „Seine Braut, die Tochter des Leszek? Wenn es also ist, muß er sie schützen! Des Landmannes Weib gehört nicht mehr dem Stamme des Lech und das geächtete Haupt des Schwähers findet unter dem Dache des Blutsfreundes eine sichere Freistatt! — So tief sind sie gesunken von ihrer Höhe, die stolzen Königsenkel? So mag es genug sein und die Rache der Götter ist befriedigt."

Es war allmählig still geworden draussen, die Schritte der Hinweggehenden waren nicht mehr zu hören — aber noch immer stand Piast mit gesenktem Haupte vor dem Woywoden-Sohne und Rzepicha an des Bruders anderer Seite mit bangem Herzklopfen und brennenden Wangen; da begann der Landmann mit leiser stockender Stimme: Wirst Du es mir auch verzeihen, mein Fürst, das Wort, das mir entschlüpft ist in der höchsten Bedrängniß? Es ist das erste, das unwahr von meinen Lippen ging — doch es hat Dich gerettet und die Herrin und so werden es mir wohl die Götter verzeihen. Zürne auch Du nicht auf mich, edler Held, daß ich also gefrevelt an deiner erhabenen Geburt. — Das verhüten die Götter! erwiederte Miloslaw mit sanftem Ernst, daß Dein treues Herz sich mit Unwahrheit befleckt hätte um meinetwillen. Sprich, Rzepicha, willst Du nicht, daß er wahr gesprochen, der Freund in der Noth? Da eilte die Jungfrau zu ihm und verbarg das glühende Gesicht an seiner Brust; er aber führte sie mit sanfter Gewalt zu dem Landmann, der ihr zweimal das Leben gerettet, und sprach: Nimm sie hin, Piast! Nimm sie doch hin, die Verlobte! — Und der Beglückte streckte die Arme aus,

die Stillgeliebte zu umfangen, aber plötzlich ließ er sie sinken und trat zurück. Wie? Wäre es möglich? sagte er mit bebender Stimme. O schone das Herz, daß Dir anhängt in Liebe und Treue! — Was zauderst Du? unterbrach ihn Miloslav: ist es doch nicht eine Fürstentochter, die ich Dir zuführe, eine Verstoßene, Geächtete ist es. Nicht Reichthum bringt sie Dir mit aus dem zerstörten Vaterhause, nur fromme Sitte, und wie ich längst wahrgenommen, ein liebendes Herz. Nimm sie hin, Bruder! Und möge der Fluch unsers Geschlechts weichen vor dem Segen, der auf Deinem friedlichen Hause ruht. —

Und als nun bald darauf Piast sein Hochzeitfest feierte und die Gäste fröhlich waren beim abendlichen Mahl, und nur Miloslav, gefolgt von dem alten Sendziwoy, sich traurig hinausgeschlichen hatte in die Einsamkeit, — da klopfte es leise an die Thür und auf den einladenden Ruf des Hausherrn traten zwei Knaben herein in leichter Kleidung und ganz durchnäßt und erstarrt von der rauhen Abendluft und der Eine von ihnen sprach: Wir haben uns verirrt im wilden Walde und die Nacht und das Unwetter sind hereingebrochen, so daß wir, als Fremdlinge den Weg nach Kruszwica nicht wiederfinden mochten. Da gewahrten wir die hellen Fenster Deines Hauses und kommen herein mit der Bitte, Du wollest uns in einer entfernten Ecke des Gemachs ein Plätzchen vergönnen, wo wir uns erwärmen und trocknen und verweilen, bis das böse Wetter vorüber ist.*) — Das wäre nicht fein, entgegnete Piast freundlich, daß Fremdlinge unter diesem Dache aufgenommen würden, an einem Tage, wo das Glück und die Freude eingekehrt sind unter demselben, und daß sie fern ständen von den Frohen und nicht Theil nähmen am Mahl! Seid mir willkommen und sitzet nieder bei uns; Du aber, geliebte Rzepicha versieh zum ersten Male das neue Amt der Hausfrau! — Da lud die junge Gattin die beiden Kleinen auf die verlassenen Plätze des Miloslaw und Sendziwoy und Piast bot ihnen die erwärmenden Becher. Die Knaben nahmen ihn, doch ehe sie tranken, flüsterten beide einige Worte und bewegten die Hand zweimal in verschiedener Richtung über dem Gefäß. — Verwundert schauten die Gäste auf den unbekannten Gebrauch und Einer wendete sich an die Knaben mit der Frage: Nach Kruszwica wollet Ihr und was habt Ihr dort zu verrichten? — Der Vater hat uns gesen-

*) Siehe den Stahlstich

det zu den Enkeln des Lech, sprach der jüngste der Knaben mit sanfter, lieblichtönender Stimme, auf daß wir ihnen dienten. — Das Haus, zu dem Ihr hin wollet, ist umgestürzt, entgegnete Piast: und wer noch lebt von den Enkeln des Königs, findet Ihr in dieser Hütte. — So hat uns denn unser Fuß nicht irre geführt im Dunkeln, antwortete der älteste der Brüder: und die Erfüllung ist da von dem Worte dessen, der uns gesendet. — Dienen wollet Ihr mir und dem Bruder, Ihr holden Knaben? fragte Rzepicha: sehet, dies Haus ist klein und fortan bedürfen die Kinder des Lech nicht so stattlicher Diener; doch als Genossen nehmen wir gern Euch auf und mein milder Piast wird es vergönnen. — Heil Dir, Tochter des Leszek, sprach der blondgelockte Jüngste darauf mit sonderbar feierlichem Ton: Heil dem Gatten, den Du erwählt und dem Hause, da Du eingetreten, denn wahrlich, es sind Glück und Freude eingetreten mit Dir, und die niedrige Hütte, in der Du wohnst, wird hoch sich erheben und das kleine Gemach, wo Du waltest in frommer Sitte, wird sich erweitern fortan und gleich sein der schimmernden Halle des Palastes! — Ich danke euch in meinem und Rzepicha's Namen! rief Piast. Frommer Knaben Segenswünsche sind den lichten Göttern angenehm, und, ausgesprochen an einem Tage wie der heutige, bringen sie Segen. So stimme ich Dem bei was meine Liebe verheißen und begrüße Euch als werthe Freunde und Hausgenossen. —

Der bescheidne Piast hatte das Unglaubliche erlangt; die holde Herrin, der eine Krone bestimmt schien vom wandelbaren Glück, war sein. Als er nun am andern Morgen sinnend hinaustrat in das Freie, da sah er plötzlich vor sich einen Glanz und er bebte einige Schritte zurück, denn die Wandrer, die er gestern gastlich aufgenommen, standen vor ihm, nicht mehr als Knaben, sondern als holde Jünglinge in übermenschlicher Größe, umflossen von einem Lichtglanz. Eine Krone von Strahlen umgab das wallende Haar eines jeden von ihnen, blendend weiße, mit sanftem Purpurroth überhauchte Flügel hatten sich an ihren Schultern entfaltet und trugen sie schwebend über den Grund, so daß die Halme des Grases sich unter ihrem Tritte nicht beugten. Der Eine hielt in der leuchtenden Rechten einen Wanderstab, der Andere ein feuriges Schwerdt. — Sei uns gegrüßt, König der Sarmaten! sprachen sie beide zugleich, und die Sänger des Hains verstummten und horchten ihrer melodischen Stimme: Heil Dir Piast

und Deinem Geschlecht! — Wie möget Ihr mich also begrüßen, Ihr Götter-Söhne, denn solche scheint Ihr mir! Zieret auch dem Haupte des Ackermanns die Krone und würde es mir gebühren, mich auf den Stuhl zu setzen, der dem Miloslaw gebührt, dem Bruder meines Weibes? — Nicht die sind wir, die Du glaubst, tönte es aus Raphaels Munde: er sendet uns, der Herr des Himmels und der Erde, der Einzige, dessen heiliger Wille die Krone setzet auf den Scheitel des Landmanns, und der dem Sohne des Leszek eine andere Krone bestimmt hat; zwar nicht strahlend hienieden, aber dort in den heimischen Räumen herrlicher leuchtend denn irdisches Edelgestein. — Wer bin ich, sprach Piast sich demüthig neigend, daß ich dem Worte der Mächtigen widerstände, das gebietet, daß die Tochter der Fürsten erhöht werde aus ihrer Niedrigkeit und an der Hand des Hüttenbewohners wieder hervortrete in den Glanz ihrer Herkunft. — So gehe denn hin, sprach Michael, und erfülle das Gebot dessen, vor dessen Auge die Könige der Erde und die Hirten gleich sind, und vertausche die Pflugschar mit dem Schwerte der Gerechtigkeit, und führe es treu, damit Du bestehest in der Stunde der Rechenschaft. — Und immerdar, sprach Raphael, werde der Pflug hochgehalten von den Völkern, die Dir gehorchen und denen, die auf Dich folgen in den Tagen der Zukunft; denn dem Herrn ist das Werk gefällig, welches den Schoß der Erde erschließt, die seiner Füße Schemel ist. Siehe, der Enkel Deiner Lenden wird die Herrlichkeit des Herrn erkennen und Dein Stamm wird auf dem alten Throne sitzen ein halbes Jahrtausend, und noch dreihundert Jahre wird er gesehen werden auf den Stühlen der Fürsten, und, so lange er bei Recht und Gerechtigkeit bleibt und den Samen des Guten ausstreuet wie einst der Ahnherr die fruchtbringenden Körner in die Furchen des Ackers, wird der Segen des Herrn mit ihm sein. Wenn aber die Zeit erfüllt ist, wird er verschwinden von der Oberfläche der Erde und seine Stätte wird nicht mehr gefunden werden, denn das Geschlecht der Menschen ist vergänglich und zerstäubet, wie die Spreu vor dem Winde. — Darauf begann Michael wieder mit mildem Ernst: Und von heute an wird der Herrscherstuhl dieses Reiches aufgerichtet stehen noch tausend Jahre weniger funfzig — die Geschlechter werden niedersitzen auf ihm und wieder verschwinden; dann wird die alte Treue ihn nicht mehr schützen, Zwietracht und Verrath werden seinen Grund untergraben und er wird zerbrochen werden; denn die Throne versinken

vor dem Hauche, der aus dem Munde des Herrn geht, und nur Ein Stuhl steht fest, von Anfang an durch den endlosen Kreislauf der Zeiten. — Also sprachen Michael und Raphael, die Erzengel, und der ferne Wiederhall antwortete ihrer klangreichen Stimme. Da warf Piast sich anbetend auf seine Knie und drückte das Antlitz tief in die wogenden Halme — und als er sich emporrichtete, war er allein; nur ein allmählig erbleichender Glanz zog sich aufwärts in den wolkenlosen Morgenhimmel und der See ertönte in feierlichem Rauschen und die Sänger des blühenden Haines begannen ihr jubelndes Lied.

Tief bewegt wandelte er der Hütte zu; da traten die Männer des Kujavischen Landes zu ihm, um ihn auf das Wahlfeld zu geleiten, denn die Stunde, sagten sie, sei da, wo man den König ausrufen und emporheben werde auf den klingenden Schildern. — Und was die Engel dem frommen Landmanne verkündet hatten, das geschah. Es war Mangel an Lebensmitteln eingetreten bei der langen Versammlung der Wählenden auf dem Felde bei Kruszwica — und da der Tag der Entscheidung herangekommen war und den Göttern geopfert und das festliche Mahl bereitet werden sollte, fehlte es am Nothwendigen, und vergebens sandte man aus in die Umgegend, die, von streitenden Parteien verwüstet, nichts mehr bieten konnte zur Sättigung einer so zahlreichen Menge. Da stand Piast auf und erbot sich auszutheilen, was sein Haus vermöge und gab die Reste des gestrigen Hochzeitmahles preis. Unter dem, was die Ausgeschickten brachten, befanden sich auch die Gefäße, über welche die wandernden Knaben das geheimnißvolle Zeichen beschrieben, und die Versammlung aß und trank und der Meth versiegte nicht in dem Becher und die Schüsseln wurden nimmer leer. Da pries das Volk den Piast als einen freigebigen Mann, und man rief erst hin und wieder, und dann tönte es aus tausend Kehlen: Was suchen wir fortan einen König? Welcher würde wohl leutseliger sein und milder, als der Piast, der seinen Bissen und seinen Trank theilt mit dem Geringsten im Volk? Schaut, wie Alles gedeihet, was aus seiner Hand kommt; unter solchem Könige würde der Ueberfluß einkehren in die Hütte der Armen, und der Segen der Götter, der so sichtlich über ihm waltet, von ihm ausgehen in das ganze Reich. — Nicht umsonst verhallten diese Worte, bald begrüßte die Versammlung den leutseligen Gastgeber als König der polnischen Slaven und der Strahl der sinkenden Sonne erglänzte auf den Schil-

dern, auf denen die Wahlherrn den Herscher Piast den aufjauchzenden Völkern zeigten.

Unruhig schaute unterdessen Piast's Gattin nach der Thür, ob der Erwartete sich nicht zeige; man hatte keine Nachricht, was auf dem Wahlfelde sich ereigne. Da hörte man draußen die Schritte eines Kommenden, die Thür ging auf und der Ersehnte trat ein. Frohlockend eilte ihm Rzepicha entgegen, aber sie trat bestürzt zurück, als sie in seinem Haar den goldenen Reif, auf den Schultern den Königsmantel erblickte. Da ging Piast vorüber an ihr und trat zu Miloslaw — und wie er das gekrönte Haupt tief neigte vor dem unglücklichen Sprößling der alten Herrscher, erschien er würdig der neuen Zierde. — Wende Dein Auge nicht von mir ab, erlauchter Abkömmling des uralten Königsstammes. Nicht ich bin es, der die Hand ausgestreckt hat nach Deiner Krone; der Wille eines Mächtigern hat sie auf meinen Scheitel gesetzt. Blicke mich an, den Gefährten Deiner Kinderzeit, wie ehemals, edler mannlicher Fürst, damit der goldne Reif mich nicht zu Boden drücke. Sieh, um Deiner Schwester willen habe ich mich gefreut, daß es so gekommen, und ihr ein Loos beschieden ist, ihrer würdig; so es Dir aber weh thut, entsage ich gern. — An mir ist es, zu entsagen, sprach Miloslaw nach einer Weile: und ich danke den Göttern, die es also gefügt, und mir noch eine Freude bereitet. Sieh, ich fühle, der alte Fluch ist gelöst und Friede und Ruhe ziehen wieder ein in meine verwundete Brust. Heil sei Dir, Piast! und so begrüßt der Enkel der alten Herrscher Dich als seinen Herrn und König! — Er wollte das Knie beugen vor ihm, aber der König umfing ihn rasch und sie hielten sich schweigend Brust an Brust, von Rzepichens Armen umschlungen. — Ich gehe in die Einsamkeit, sagte Miloslaw dann freundlich wehmüthig, wo ich Eurer gedenken werde mit Liebe und mein letztes Wort wird sein, wie das, welches ich Euch beim Scheiden zurufe: Heil Euch, Heil Euern Kindern und Enkeln! Und als er so gesprochen, entschwand er aus ihren Blicken, ohne des Rufens der Bestürzten zu achten. Draußen sagten zwei sanfte Stimmen: Willst Du, daß wir Dich geleiten? — und als er sich umschaute, standen die beiden Griechenknaben, jeder einen Stock in der Hand, ihm zur Seite. Freudig begrüßte er sie; und Ihr habt mich nicht verlassen, fragte er, mich, der ich nun arm und einsam bin? — Wir führen Dich des Weges zur Heimath, entgegneten sie und schritten voran.

Sie zogen weit über Berg und Thal, vom Reiche der Sla-

ven hinweg, und auf dem Wege erschlossen sich dem Jünglinge die Geheimnisse des christlichen Glaubens. Und da sie nach der Stadt Freisingen gekommen waren und zu nächtlicher Stunde vor einem weiten Gebäude standen, aus dem ihnen feierlicher Chorgesang und der Klang der Glocken vom hohen Thurm entgegentönte, da klopften die Führer an die Pforte und es ward aufgethan. Tritt hinein, Gesegneter des Herrn, sprachen die Knaben zu Miloslaw, und als er sich unter dem Eingange nochmals umschaute nach ihnen, gewahrte er zwei lichtglänzende Gestalten, die aufwärts schwebten zum heitern Himmel. Miloslaw trat unter dem Namen Odo in den Orden und endete nach langen Jahren als ein frommer Bruder.

Die Burg Kruszwica aber ward wieder aufgerichtet aus ihren Ruinen und lange noch hielten die Nachfolger des Piast daselbst ihren Hof. Nun ist ihre Stätte nicht mehr zu finden und die Wogen des Goplo-Sees bedeckten die Trümmer des Thurmes, in welchem Popiel und Gierda ihren letzten Odem verhauchten.

50.

Die Domkirche zu Berlin.

(Seite 110.)

Es geschah zur Zeit der Regierung des Kurfürsten Ludwig des Römers (1352—1365), und auf Veranlassung dieses Fürsten, daß auf dem jetzigen Schloßplatze zu Berlin, dem Schlosse gegenüber, ein Kloster zu Ehren des Apostels Paul gestiftet und dasselbe mit Dominikanern (Prediger-Mönchen, schwarzen Brüdern) besetzt wurde. Die Kirche diente den Kurfürsten und ihrem Hofpersonal als Schloßkirche und stand zu dem Ende mit dem Schlosse durch eine Gallerie in Verbindung.

Zur Zeit der Reformation eiferten die Prediger-Mönche heftig gegen die Neuerungen der Lutheraner. Dies geschah auch eines Tages, als der Kurfürst Joachim I. mit seinem Hofe der Frühpredigt beiwohnte: der zur Predigt berufene Dominikaner ergoß sich in die bittersten Schmähreden gegen das Lutherthum und zählte sogar den Apostel Paul, Schutzpatron seiner eigenen Kirche, zu den Ketzern. Für diese Lästerung aber traf ihn sofort die Strafe der höheren Hand: kaum hatte er, meldet der Kronist,

die sündigen Worte ausgesprochen, als er jählings auf der Kanzel niedersank und eines schmählichen Todes starb.

Diese Kühnheit der Mönche, nächstdem aber der Geist der Zeit, veranlaßten den Kurfürsten Joachim II., den ersten lutherischen Fürsten der Mark Brandenburg, die Mönche zu ihren Brüdern nach Brandenburg zu verweisen, wo ihnen eine andre Kirche eingeräumt wurde. Nach ihrem Abzuge (1536) verwandelte der Kurfürst, mit specieller Genehmigung des Papstes Paul III., das Kloster in ein Domstift zu Ehren der Maria Magdalena, des heiligen Erasmus und des Kreuzes. Er baute es schön aus, versah es mit Heiligthümern und kostbaren Sachen, begabte es mit ansehnlichen Ländereien und verlieh ihm eigene Statuten. Und da der Kurfürst es für sich und seine Familie zum beständigen Erbbegräbnisse bestimmt hatte, ließ er auch die Ueberreste seines Vaters Joachim I. und seines Großvaters Johann Cicero in die kurfürstliche Gruft bringen und dem letzten vor dem hohen Chore in der Kirche ein schönes metallenes Denkmal setzen. Im Jahre 1539 begann der lutherische Gottesdienst.

Die folgenden Kurfürsten trugen zur Verschönerung der Domkirche das Ihrige bei. Die Kronisten können die Pracht und Herrlichkeit des Domstifts nicht genug erheben und versichern, daß es deshalb in ganz Deutschland berühmt gewesen sei. Man habe allhier die Bildnisse Christi und der Mutter Gottes aus lauterem Golde, mit Edelsteinen reich besetzt und die Bildnisse der Apostel und der andern Heiligen von Silber; und obwohl man bei dem Gottesdienste prächtige Gefäße brauche, so kämen doch die kostbarsten nur an hohen Festtagen und bei andern Feierlichkeiten zum Vorschein.

Der Ruf von den großen Reichthümern der Domkirche veranlaßte es wahrscheinlich, daß ein Weißgerber aus Liebenwerda im Jahre 1590 auf den Einfall kam, ihr die vermeintlich überflüssigen Schätze abzunehmen. Er stahl einen goldenen Kelch im Werthe von acht Tausend Thalern, das silberne, drei Viertel Ellen lange Bildniß der heiligen Katharina und eine Menge anderer Kostbarkeiten, wurde jedoch später ertappt und zur Strafe gezogen.

Im Jahre 1598 schaffte der Kurfürst Joachim Friedrich eine Menge der noch vorhandenen Ceremonien und Mißbräuche ab, gab der Kirche den Namen zur heiligen Dreifaltigkeit, bestimmte sie zur obersten Pfarrkirche in Köln an der Spree und

erließ neue Bestimmungen über die Einrichtung des Gottesdienstes, wodurch sie in den Gebräuchen mit andern lutherischen Kirchen gleichgestellt wurde.

Eine neue Veränderung trug sich mit der Kirche im Jahre 1614 zu. Der Kurfürst Johann Sigismund räumte sie den Reformirten ein. Sein Statthalter, der Markgraf Johann George ließ im folgenden Jahre alle Epitaphien, Kruzifixe, Bilder und beide Altäre, wie auch den Taufstein hinwegnehmen und dagegen einen Tisch ins Chor setzen. Darüber entstand ein Auflauf.

Als nämlich am folgenden Sonntage (Palmarum) der Diakonus Stüler zu St. Peter hart gegen jene Neuerungen gepredigt und dabei verschiedene unbesonnene Ausdrücke gebraucht hatte, erhob sich am andern Tage das Gerücht, daß der Diakonus zur Haft gebracht und zur Untersuchung gezogen werden sollte. Stüler und seine Frau hauptsächlich suchten dieses Gerücht zu verbreiten und bewirkten dadurch, daß vor ihrem Hause ein Haufen Volks zusammenlief, um den angehenden Märtyrer in Schutz zu nehmen. Die Rotte zog in der Gegend des Schlosses hin und her und warf mit Steinen in die Fenster der reformirten Prediger und einiger andern zum Hofe gehörigen Personen. Als der Markgraf, Abends zwischen 9 und 10 Uhr, diesen Unfug vernahm, begab er sich mit einer kleinen Begleitung zu Pferd und zu Fuß auf den Petrikirchhof, in der Meinung, durch sein bloßes Erscheinen den Auflauf zu dämpfen.

Der Pöbel indessen, der mit einigem Schießgewehr versehen war, verkannte die Absicht des Statthalters und als bald darauf aus der Begleitung des letztern ein Pistolenschuß fiel, gerieth die Rotte in Wuth. Einige zogen die Sturmglocke und der Auflauf wurde nur immer größer, so daß der Statthalter den Rückweg einschlug und in der Brüderstraße vor dem Hause des Bürgermeisters hielt, um diesen zu sprechen. Der Bürgermeister, im Schlafpelze, wurde mitgenommen, und dies brachte die Rotte auf die Meinung, als solle er gefangen gesetzt werden. Umsonst kehrte er zu wiederholten Malen um, um das Volk zu beruhigen, umsonst verschwendete der Statthalter selbst eine Menge Worte und ließ sich zum Bitten herab: die Aufgeregtheit griff immer mehr um sich und der Bürgermeister mußte, um Thätlichkeiten zu entgehen, sich in ein Haus flüchten. Es fielen mehrere Schüsse und Steinwürfe, jedoch ohne besondern Schaden anzurichten: sie hatten nur den Erfolg, daß der Statthalter sich auf das Schloß begab und

die Bessergesinnten der Bürger sich in ihre Häuser zurückzogen. Nur die Hefe der Versammlung blieb auf dem Platze und verfuhr nach ihrer Weise: das Haus des zweiten reformirten Predigers wurde gestürmt und geplündert. — Die Urheber des ganzen Auflaufs fielen am folgenden Tage in die Hände der Gerichte und erlitten die verdiente Strafe. Der Diakonus Stüler aber floh nach Wittenberg, wohin ihm bald darauf Frau und Kinder folgten.

Im Jahre 1632 widmete der Kurfürst George Wilhelm die Kirche in einem besondern Patent zum ewigen und einzigen Gebrauch der Reformirten. Noch über hundert Jahre blieb sie in dem alten Zustande. Nach der Domgasse kam man an einen Kirchhof, welchen eine Mauer von Ziegelsteinen umschloß, und konnte auf denselben durch zwei Eingänge, die mit zierlichen eisernen Thorflügeln versehen waren, und in die Kirche durch eine Thür und eine Wendeltreppe kommen. Die Mauer des Kirchhofes hatte einige Zierrathen von Quadersteinen. Nach der langen Brücke zu stand vor der Domkirche ein massiver viereckigter Glockthurm, von Feld-, Bruch- und Ziegelsteinen nach Gothischer Art erbauet, in welchem 3 große und 9 kleinere Glocken hingen, die ein sehr harmonisches Geläut ausmachten.

Unterhalb und vermittelst der Gewölbe diente der Thurm zur Einsperrung und Verwahrung der Missethäter, wie denn auch die Königl. Hausvoigtei nicht weit von demselben entfernt war. An diesen Thurm hatte man einige Kram- und Galanterie-Buden und Wohnungen gebauet, welche sammt dem Vordertheil desselben unten mit Wandpfeilern von toskanischer Ordnung geziert waren. Als man in den Jahren 1708 — 1714 die Seite des Schlosses gegen dem Dom über aufführte, konnte dieser Thurm aus verschiedenen Ursachen nicht länger stehen bleiben, daher derselbe abgebrochen wurde.

Auf der Seite gegen das Schloß war ein großer Kirchhof, welchen der Altan, vermittelst dessen die fürstliche Familie vom Schlosse in die Domkirche kommen konnte, von beiden Seiten umgab. Inwendig sahe man rund herum an der Mauer lauter gedeckte und abgehegte Erbbegräbnisse der vornehmsten Familien, und von aussen war nur ein gewölbter großer Eingang, durch welchen man in die Kirche vermittelst 2 Thüren und einer Treppe gelangen konnte; bei dem letztgedachten Schloßbau wurde auch dieser Altan sammt dem Kirchhofe weggerissen.

Im Jahre 1747 beschloß der König Friedrich II. die etwas

baufällig gewordene Schloß- und Domkirche völlig abbrechen zu lassen und dagegen auf einem andern bequemen Platz eine ganz neue und prächtige zu erbauen. Das Gebäude ward abgebrochen und in dem sogenannten Lustgarten mit einem neuen Bau der Anfang gemacht, welcher so rasch von Statten ging, daß die neue Kirche am 15ten Sonntage nach Trinitatis 1750 eingeweiht werden konnte. Von dem jetzigen Könige bedeutend verschönert, gehört sie zu den Prachtgebäuden der Residenz.

51.

Nikolaus von Minkwitz.

(Aus der Vorzeit von Fürstenwalde.)

Die ältesten historischen Nachrichten von Fürstenwalde erstrecken sich nicht über das Jahr 1285 hinaus, wo die Markgrafen Otto V. und Otto VI. der Stadt, die schon damals mit Mauern, Thürmen, Gräben und andern Befestigungen wohl versehen gewesen zu sein scheint, ihre Gerechtsame bestätigten und zugleich ihre eigentlichen alten Grenzen festsetzten.

Im Jahre 1328 wurde Fürstenwalde mit seinem Gebiet, zugleich mit der ganzen Niederlausitz, an den Herzog Rudolph von Sachsen verpfändet, jedoch nach zwölf Jahren wieder eingelöst, worauf es eine große Feuersbrunst erlitt (1341). Zwölf Jahre später wurden die landesherrliche Gerechtsame an den Mühlen, den Gerichten, dem Zoll und Hufenzinse zu Fürstenwalde dem Ritter Friedrich von Lochen lehnsweise übereignet, der sodann (1352) das Schloß zu Fürstenwalde erbaute. Dieses sowohl als die Stadt mußte er jedoch schon 1354 zu Gunsten des Bischofs von Lebus abtreten.

Im Jahre 1385 wurde der bischöfliche Sitz von Lebus hieher verlegt, die St. Marienkirche zur Kathedrale erklärt und das vom Ritter Friedrich von Lochen erbaute Schloß von dem Bischofe Johann von Borschnitz neu eingerichtet und wahrscheinlich auch vergrößert (1407). Diese Verlegung des bischöflichen Sitzes nach Fürstenwalde zog der Stadt unter manchen andern Unannehmlichkeiten auch den v. Minkwitzschen Ueberfall zu.

Im Jahre 1528 war Heinrich Queiß, ein fast 80jähriger Edelmann zu Plössin, mit seinem Schäfer in Uneinigkeit gerathen, und dieser vergriff sich, vielleicht gereizt, thätlich an seiner Familie. Hierauf flüchtete er nach Friedersdorf, einem zum bischöflichen Amte Storkow gehörigen Dorfe, warb sich einen Anhang unter den Bauern der Umgegend und unternahm mit den Einwohnern von Dolgenbrod einen Einfall in Plössin, wo er die Schafe seines Herrn wegtrieb. Queiß verklagte ihn jetzt bei seinem Lehnsherrn, dem Bischofe von Lebus, Georg v. Blumenthal in Fürstenwalde und dieser befühl seinem Amtshauptmann zu Storkow, dem Kläger nicht nur seine Schafe wieder zu verschaffen, sondern auch den Angeklagten in dessen Gericht zu liefern. Diese Befehle blieben aus unbekannten Gründen unbefolgt.

Während dessen kam in den Bauerhöfen zu Plössin mehrmals Feuer aus und der Schäfer gerieth in Verdacht, entweder selbst oder durch seine Gehülfen die Ursache dazu gegeben zu haben. Queiß wiederholte nicht nur seine Klage bei dem Bischofe, sondern wandte sich auch unmittelbar an den Amtshauptmann. Wiederholte Befehle des Bischofs an den letztern blieben jedoch abermals unbefolgt.

Queiß wandte sich daher, in der Meinung, daß der Bischof der saumselige Theil sei, an den Landvogt der Niederlausitz, Heinrich Tunkel von Bernitzko, der den Bischof schriftlich auf das höflichste ersuchte, sich seines Vasallen mit mehrerem Ernste anzunehmen, und ihn vor Gefahren sicher zu stellen, denen er so lange ausgesetzt sei, als der unternehmende Schäfer nicht in Sicherheit gebracht wäre. Queiß hatte durch diese Appellation nun aber auch den Bischof erzürnt. Dieser stolze Prälat verwies es ihm, sich an den Landvogt gewandt und diesem die Sache so vorgestellt zu haben, als wenn ihm von seinem Lehnsherrn alle Hülfe verweigert worden wäre, da es doch an seinem Befehle keineswegs läge, daß ihm nicht schon lange geholfen sei.

Die Sache des alten Queiß wurde jetzt natürlich noch schlechter betrieben, als vorher; man arbeitete planmäßig dahin, die Sache immer mehr in die Länge zu ziehen. Man gab sich das Ansehen, als ob dem Edelmanne auf seine bloße Anzeige nicht zu trauen sei und verlangte von ihm, daß er dem, zur Aufhebung des Schäfers nach Friedersdorf anzustellenden Zuge persönlich beiwohne, damit er daselbst seine Klage gegen den Schäfer wiederholen, dieser aber sich vertheidigen könne. Queiß erkannte in die-

sem Verlangen einen Fallstrick, um ihn dem Anhange des Schäfers in die Hände zu spielen und dadurch eine Rache des Bischofs zu befriedigen; er wollte daher nicht erscheinen und nun schlug ihm auf erneuertes Bitten der Bischof die Auslieferung des Schäfers gänzlich ab. Queiß beschloß nunmehr, sich selbst Recht zu verschaffen, den Bischof aufzuheben und zu entführen, und verband sich zu diesem Zwecke mit Nickel v. Minkwitz und Otto v. Schlieben.

Der Erstere dieser beiden Verbündeten besaß mit zwei älteren Brüdern, Hans und Georg, die Herrschaft Sonnenwalde in der Niederlausitz, unter böhmischer Landeshoheit, aber als ein Lehn vom Hause Sachsen. Sein gewöhnlicher Sitz war das Städtchen Sonnenwalde, von Natur und durch ein starkes Schloß befestigt. Alle drei Brüder waren Männer von Ansehen im Lande und eifrige Anhänger der Reformation, die damals ins Leben zu treten begann. Luther selbst hatte auf ihr Verlangen den Entwurf zu einem geläuterten Gottesdienst nach seinen Grundsätzen für ihre Pfarrkirche zu Sonnenwalde gemacht. Hans von Minkwitz stand als Rath im Dienste des Kurfürsten von Sachsen, und hielt sich gewöhnlich bei Hofe auf; der Aufenthalt seines Bruders Georg ist nicht bekannt. Nickel stand in keiner Staatsbedienung, hatte sich aber im Kriege die Würde eines Ritters erworben. Auf einem Turnier in Dresden genoß er die Ehre, lauter fürstliche Gegner zu haben. Dem Heinrich Queiß zu Gefallen, stellte er sich an die Spitze des von Diesem beabsichtigten Unternehmens; von Sonnenwalde aus setzte er sich mit sechszig Reitern in Marsch. Auf dem etwas langen Wege vergrößerte sich der Zug durch Freiwillige, die der Durst nach Beute oder nach Rache spornte, auf etwa vierhundert Pferde.

Es war an einem Sommerabende des Jahres 1528, als einige aus Preußen kommende Frachtwagen durch das Müncheberger Thor in Fürstenwalde anlangten, um hier zu übernachten. Es begleitete sie ein Mann zu Pferde, den man für den Herrn der Fracht hielt, und der, ehe er sich zur Ruhe begab, den Wächter des Mühlen-Thores ersuchte, ihm am folgenden Morgen für seine Wagen das Thor frühe bei Tages-Anbruch zu öffnen. In der Morgendämmerung pochte er den Thorwärter auch wirklich aus dem Schlafe. Derselbe mußte von seinem Wohnhause nach dem ihm anvertrauten Thore über eine Brücke der Spree; auf dieser hielt der vermeinte Kaufmann und bat den

noch schlaftrunkenen Wächter um die Gefälligkeit, den Sattelgurt seines Pferdes fester zu schnallen. Während dieser beschäftigt war, die Bitte zu erfüllen, riß der Fremde ihm die Thorschlüssel vom Arme und stieß ihn selbst in eben dem Augenblicke von der Brücke in den Strom. Hierauf brannte er sein Rohr ab, um dadurch einem Haufen Reiter, welche versteckt vor dem Thore lauerten, ein Zeichen zu geben.

Der Fremde war nämlich kein Kaufmann, sondern Herrmann Schnipperling, ein Helfershelfer Otto's von Schlieben. Da man nicht für gut gefunden hatte, die Stadt, in der der Bischof sich aufhielt, mit Gewalt zu erobern, war Herrmann mit Otto Kienitzsch, einem Jungen des von Schlieben, vorausgesandt worden, um durch kluge Benutzung der Umstände dem Heere einen leichtern Eingang zu bahnen. Schnipperling hatte jenseits der Stadt die Preußischen Fuhrleute angetroffen und sie durch ein Geschenk vermocht, daß sie sich von ihm in der Eigenschaft eines Herrn in die Stadt begleiten ließen.

Dem Schusse folgte die Eröffnung des Thores, dessen Schlüssel sich in Schnipperlings Händen befand; die Reiter aber, wahrscheinlich schon gestern durch Otto Kienitzsch von der Verrätherei unterrichtet, stürzten herbei und durch das Thor über die Brücke in die Stadt. Von dem Lärmen, den sie verursachten, aufgeweckt, griffen die Bürger zu den Waffen und eilten dem Feinde entgegen. Bald sah die Minkwitzsche Rotte sich von einer Menge beherzter Streiter umringt, die den festen Entschluß zeigten, ihr Eigenthum gegen fremde Gewalt zr beschützen. Allein kaum hatte Minkwitz den Bürgern angedeutet, daß sie ruhig in ihren Häusern bleiben könnten, und daß es bloß auf den Bischof abgesehen sei, so kehrten sie ruhig in ihre Wohnungen zurück; ein Beweis, daß der geistliche Herr nicht eben besonders beliebt sein mußte. Minkwitz ließ die Thore und die zum Schlosse führenden Straßen von seinen Leuten besetzen und brach mit einigen geharnischten Leuten in die Burg. Aber vergebens durchsuchte er alle Winkel derselben; der Bischof hatte sich gleich bei dem ersten Lärmen in fremder Kleidung davon gemacht. Minkwitz gerieth in den höchsten Zorn und beschloß nun, nicht nur an dem Entflohenen Rache zu nehmen, sondern auch es die Bürger entgelten zu lassen, daß sie durch ihr Zusammenlaufen ihn aufgehalten und dem Bischofe Zeit und Gelegenheit gegeben hätten, zu entrinnen; auch fühlte er, daß er seine Rotte auf fremde Kosten ablohnen müsse. Er befahl daher, das

Schloß zu plündern, die Domkirche zu berauben, alle Häuser zu stürmen, und Alles was man fände, als Beute zu betrachten; doch war er menschlich genug, das Brennen und Blutvergießen strenge zu verbieten.

Der gegebene Befehl ward schnell und willig befolgt; das Schloß, die Kirche, das Rathhaus, die Wohnungen der Domherren und die Häuser der Bürger wurden geplündert; in der Kirche schonte man selbst der Liborien und Monstranzen nicht; auch diese wurden, nachdem die Hostien herausgenommen waren, entwendet, weil der Sektengeist und die Raubsucht hier gemeinschaftliche Sache machten. Selbst die Schuldverschreibungen wurden mit fortgenommen. Den verborgenen Kirchenschatz entdeckte man jedoch nicht, denn die Räuber wurden, wie die Sage erzählt, von oben herab mit Blindheit geschlagen. Zwei Bürgerhäuser blieben durch ganz sonderbare Mittel von der Plünderung verschont. Der Besitzer des einen hatte eben Bier gebraut und trug die siedende Würze aufs Dach, von wo er sie Jedem auf den Kopf goß, der den Versuch machte, seine Thür zu berennen. Der Besitzer des andern Hauses hatte sich dadurch geschützt, daß er, wahrscheinlich in der Angst seines Herzens, ein weisses Laken aushängte: damals ein Zeichen, daß sich eine Leiche im Hause befinde. Zwei Menschen verloren bei der Plünderung das Leben; ein Bürger, der sich derselben widersetzte und ein feindlicher Reiter, der sich beim Zurückzuge verspätet hatte, und an dem einige Bürger sich rächen wollten. — Des Bischofs Bruder, Mathias von Blumenthal, und die Hofbedienten wurden gefangen nach Sonnenwalde geführt, jedoch auf Vermittelung Georgs von Minkwitz bald nachher ohne Lösegeld freigelassen. —

Der gewaltsame Ueberfall einer Stadt mitten im tiefsten Frieden, und die unbarmherzige Plünderung ihrer Bewohner erregte um so größeres Aufsehen, als Niemand die Ursache wußte.

Der entflohene Bischof eilte zu seinem Gönner, dem Kurfürsten Joachim, nach Grimnitz und stellte ihm die Sache vor. Der Kurfürst befahl sogleich einem gewissen Martin Böhme, den Räubern mit 8 Mann nachzusetzen. Diese Leute wurden aber bei Dobrilugk gefangen genommen und der Anführer von Otto von Schlieben durch einen Dolchstich getödtet.

Der Kurfürst ließ nun alle Streitkräfte der Mark aufbieten und es versammelten sich bei Berlin 6000 Reiter und 14000 Mann zu Fuß. Minkwitz seiner Seits befestigte eilig sein Schloß und

warb außerhalb Landes Kriegsleute, mit denen er in die Mark fallen wollte, während sein Schloß belagert würde. Der Kurfürst fürchtete bei der starken Befestigung des letztern zu viel aufs Spiel zu setzen und gab daher den Plan, dasselbe zu zerstören, auf, indem er den Ritter auf eine andere Weise zur Rechenschaft zu ziehen beschloß. Er ließ das Heer, welches ihn 50000 Gulden gekostet hatte, auseinandergehen und belangte den Minkwitz als Landfriedensstörer bei dem Reichskammergerichte. Minkwitz wurde in die Reichsacht erklärt, und, da er seine Truppen ebenfalls auseinandergehen lassen, in Leipzig aufgehoben und nach Pirna gebracht. Auf Bürgschaft seiner Freunde ließ man ihn jedoch wieder los; er gelobte, sich bis zu Ausgange des gegen ihn eingeleiteten Prozesses nicht von seinen Gütern zu entfernen.

Nichts destoweniger trieb er sich in der Fremde umher und suchte Sicherheit vor den Nachstellungen des Kurfürsten und des Bischofs. Zuerst ging er zu seinem ehemaligen Herrn, dem Woywoden von Siebenbürgen, der dem Könige Ferdinand die ungarische Krone streitig machte. Nach zwei Jahren kam er von hier zurück und hatte die Verwegenheit, als Gesandter des Woywoden auf dem Reichstage zu Regensburg zu erscheinen. Hierauf schweifte er durch Niedersachsen und Holstein (1532) und wandte sich dann nach Lübeck, von wo ihn der Magistrat auf eine von dem Kurfürsten erhaltene Warnung wieder verwies. Hierauf ging er nach Mecklenburg und fand Schutz bei Eckert von Quitzow zu Vogtshagen und Parkenthin zu Dossow. Eines Tages kam er dem Bischöflich Ratzeburschen Hauptmanne, dem er einige Pferde weggenommen hatte, bei Vogtshagen zu Gesicht; aber auch diesmal entrann er und erreichte das Schloß, dessen Brücke von seinen Knechten hinter ihm aufgezogen wurde.

Sechs Jahre waren zum großen Verdrusse des Bischofs von Lebus verflossen, als der Prozeß beim Reichskammergericht sich seinem Ende nahte und die Bürgen des Minkwitz einem sehr schlechten Ausgange entgegen sahen. Sie bewogen ihn daher, sich freiwillig vor dem Kurfürsten zu demüthigen und es gelang ihnen auf eifriges Anhalten und auf Fürsprache mehrerer Fürsten, die Verzeihung des Kurfürsten und des Bischofs zu erwirken. Minkwitz that am 22. Oktober 1534 auf dem Schlosse zu Köln an der Spree in feierlicher und großer Versammlung vor dem Kurfürsten einen Fußfall und bat ihn knieend um Gnade; sodann wandte er sich an den Bischof und an die zu dieser Versammlung einbe-

rufenen Abgeordneten der märkischen Stände und that auch ihnen „demüthiglich und stattlich Abbitte." Seine zahlreichen, zum Theil sehr angesehenen Freunde aber machten sich gleichzeitig verbindlich, dem Kurfürsten zu jeder Zeit und überall, sobald er es verlange, mit 200 wohlgerüsteten Pferden auf eigne Kosten und Gefahr, vier Monate lang, den An- und Abzug ungerechnet, getreue Kriegsdienste zu leisten und diese Verpflichtung sollte mit dem etwanigen Tode des Ritters von Minkwitz keinesweges erloschen sein. Zugleich verbürgten sie sich, daß er sich an Niemand, der in Folge seiner sträflichen That gegen ihn habe handeln müssen, rächen und daß er die Stadt Fürstenwalde, wie auch alle andern Orte, wo der Kurfürst sich eben aufhalte, für immer meiden wolle. Nächstdem soll er es sich noch viertausend Gulden haben kosten lassen, um Frieden und Freundschaft wieder herzustellen. Der Kurfürst und der Bischof nahmen ihn hierauf wieder zu Gnaden an.

Minkwitz soll sich bei dieser, ihm so wenig anständigen Rolle dergestalt gut benommen haben, daß der Kurfürst ihn zur Tafel zog. Hier befragte er ihn, was er mit dem Bischof gemacht haben würde, wenn er ihn gefangen bekommen hätte? worauf er, wie Leutinger erzählt, sehr aufgeräumt geantwortet haben soll: „Ich würde ihn operirt und dadurch mit einer helleren Stimme begabt haben." — Lachend wandte sich der Kurfürst zum Bischofe und wünschte ihm Glück, daß er durch sein Entkommen nach Grimnitz seinen Leib unverkürzt erhalten und seine Integrität bewahrt habe.

Minkwitz verließ nach dem Umsturze seines Wohlstandes Deutschland von neuem und ging mit einem Fähnlein Reiter nach Ungarn, wo aber das Glück seinen Unternehmnngen nicht hold war. In der Folge ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen zum Hauptmanne des Amtes Weyda im Voigtlande, wo er noch im Jahre 1549 lebte. Otto von Schlieben, der an dem Ueberfalle von Fürstenwalde Theil genommen hatte, entging durch einen frühen Tod der Rache des Bischofs, aber Junker Queiß mußte für den gewaltsamen Bruch des Landfriedens durch den Verlust seiner Güter büßen.

52.

Das Wunderblut in Zehdenick.

Zehdenick ist eine in der Ukermark am rechten Ufer der Havel belegene Stadt. — Ursprünglich mögen wenige an diesem Flusse erbaute Fischerhütten die Stelle bezeichnet haben, die noch jetzt von den zur Stadt gehörenden Fischern bewohnt wird. — Doch läßt sich vermuthen, daß schon zu den Zeiten der Wenden der Ort, dessen Name auch wendischen Ursprungs zu sein scheint, nicht mehr ganz unbedeutend war; denn ein neuerdings aufgefundener Begräbnißplatz, der eine Anzahl Aschenkrüge zu Tage geliefert, spricht durch seine ziemliche Ausdehnung dafür. Diese Aschenkrüge sind in Form römischer Urnen aus einer Masse gebildet, die unserm grauen Töpfergeschirr sehr nahe kömmt, die jedoch sogleich zerfällt, wenn man sie nicht äußerst sorgfältig berührt. — Auch die benachbarten Städte Gransee und Templin bieten manche bauliche Ueberbleibsel aus älteren Zeiten dar. Letztere wurde im 11. Jahrhundert von den Tempelherren erbaut zum Schutz der Mark gegen die Wenden.

Eine Begebenheit ans dem Jahre 1249 hat Zehdenick historisch merkwürdig und auf längere Zeit zum Gegenstande großer Aufmerksamkeit gemacht. Sie ist eine von den mehrfachen Belägen der religiösen wundersüchtigen Finsterniß jener Zeit, welche die Habsucht der Priester so schlau zu benutzen wußte, um ihre und der Kirche Einkünfte auf Kosten der Abergläubigen zu vermehren.

Eine Brauerfrau des Orts, deren Wohlstand sich auf dem gewöhnlichen Wege der Industrie und Sparsamkeit wohl nicht so rasch erheben wollte, als ihre Wünsche es ersehnten, sann auf Mittel, dies Ziel auf außerordentlichem Wege zu erreichen. Ein Gedanke religiösen Wahns schien ihr ein untrügliches Mittel dazu an die Hand zu bieten. Sollte nicht, denkt sie, eine geweihte Hostie, die doch die Wohlfahrt des Geistes so sehr zu befördern vermag, auch geeignet sein, das irdische Wohl zu begründen? Dem Gedanken folgt die rasche That. Das heilige Brod wird beim Abendmahle ungenossen zurückbehalten und im Keller unter die Bierfässer vergraben, in der sichern Ueberzeugung, nunmehr dem Bier einen gesegneten Abgang verschafft zu haben. —

Doch nicht lange, so erwacht das schlafende Gewissen, qualvolle Reue ängstigt die unglückliche Frau und nur im Beichtstuhle vermag die schuldbeladene Seele sich ihrer drückenden Last zu entledigen. Sie gesteht dem Priester ihre sündige That. Dieser versammelt seine Amtsbrüder und erscheint mit ihnen an der, das unheilvolle Vergehen bergende Stätte. — Aber zum schauererregenden Erstaunen Aller quillt Blut aus der Erde hervor, und die mit diesem heiligen Blute getränkte Erde nebst der Hostie wird sorgfältig aufgehoben, in ein kostbares Gefäß gethan und in feierlicher Prozession zur Kirche getragen. Bald zeigt sich die Wunderkraft des heiligen Blutes. Kranke, die es berühren, gesunden, Blinde erblicken sofort das Tageslicht, Krüppel erhalten den völligen Gebrauch ihrer gelähmten Glieder. — Als Heiligthum wird dies Wunderblut aufbewahrt und bald verbreitet sich die Kunde davon bis in ferne Gegenden. — Mit Andacht und Vertrauen wallfahrteten die an Gewissen und Körper kranken Brandenburger hierher, denn die Priesterschaft überzeugte sie, daß ein Gebet an diesem heiligen Orte und einige der Kirche gemachte Geschenke Vergebung der Sünden bewirke und ein Stückchen von jener heiligen, mit dem Blute des Herrn getränkten Erde ein Universalmittel gegen jede Krankheit sei. — Dies Wunder erregte unendlich viel Aufmerksamkeit und stand Jahrhunderte hindurch in einem ehrwürdigen Ansehen. Unter den hierher Pilgernden befand sich auch die Markgräfin Mechthildis, die zum Andenken an die wundervolle Begebenheit, im Jahre 1292 ein Kloster, Cistercienser-Ordens erbaute, dessen zum Theil noch erhaltene Ruinen eine nicht unbedeutende Ausdehnung bekunden. Jetzt ist an der Stelle des Klosters und mit Benutzung einiger Ueberbleibsel desselben, ein adeliches Fräuleinstift errichtet. — Den heiligen Ort selbst bezeichnete eine Kapelle, von welcher die Stelle auch noch heutigen Tages der Kapellenberg heißt. August Hiestand.

53.

Markgraf Werner.

(Aus der Vorzeit von Salzwedel.)

In der Reihe der Markgrafen von Salzwedel (S. 63.) erscheint im Jahre 1003 der Graf Werner von Walbeck, ein durch seine Leidenschaftlichkeit, wie durch seine Liebenswürdigkeit

gleich ausgezeichneter Mann. Seine Vorgänger waren Gero (S. 104.), Dietrich (S. 117) und Luther von Walbeck, Werners Vater (S. 119).

Luther hatte nur diesen einzigeu Sohn und er wünschte ihn daher früh zu verheirathen. Er verabredete mit dem mächtigen Markgrafen Eckard von Meissen, der nur eine einzige Tochter, Luitgarde, hatte, eine Verbindung zwischen ihren beiderseitigen Kindern, und diese selbst sahen einer solchen mit Liebe entgegen. Da trat ein Ereigniß ein, welches einen Zankapfel zwischen beide Familien warf und die schöne Elntracht unter ihnen gänzlich zerstörte.

Der Kaiser Otto III. hatte sich in Luitgarden, die eine ausgezeichnete Schönheit besaß, verliebt, und ihr Vater war stolz genug, den bereits erwählten Bräutigam dem Glücke aufzuopfern, seine Tochter auf einem Kaiserthrone glänzen zu sehen. Ehe der Kaiser die Verbindung vollzog, gedachte er noch einen Feldzug in Italien zu Ende zu bringen und Eckard begleitete ihn dahin. Um die Kaiserbraut in der Zwischenzeit gegen die etwanigen Angriffe ihres Lieblings und ehemaligen Verlobten sicher zu stellen, gab der Kaiser sie seiner Base, der Aebtissin Mechthild zu Quedlinburg in Verwahrung und Aufsicht, meinend, die starken Mauern des Klosters seien hinlänglich, sie gegen den Arm der Liebe zu schützen.

Werner eben so liebend, als durch die Schmach der Zurücksetzung beleidigt, spottete des klösterlichen Zwanges und der Gefahr, in geheiligte Mauern einzudringen; in Begleitung zuverlässiger Gefährten erschien er bei nächtlicher Weile vor Quedlinburg, erstieg die Stadt und das Kloster und entführte seine Geliebte. Ein vertrauter Priester gab die Liebenden ehelich zusammen und diese verlebten, wiewohl nicht ohne Sorgen für die Zukunft, einige Wochen voll der trautesten Freuden und des schönsten Glückes.

Da erscholl der Racheruf aus dem Kloster. Die Aebtissin erklärte den begangenen Raub für ein doppeltes Verbrechen; nicht nur die Braut des Kaisers sei entführt, auch das Asyl der Heiligen geschändet und erbrochen. Von dem Kaiser zur Reichsverweserin bestellt, bot sie sogleich die gesammte Macht der benachbarten Fürsten auf, um die Kaiserbraut dem verwegenen Räuber wieder zu entreissen. Als sie aber vernahm, daß dieses nichts mehr helfen könne, weil die Blume der Liebe gepflückt und das Paar ehelich verbunden sei, dieses sich auch in einen festen Platz

begeben habe, in welchem Werner sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen gedenke: da griff sie zu andern Mitteln, die darauf hinausliefen, den Räuber wenigstens zu demüthigen und ihm die schöne Braut zu entreissen. Sie rief die deutschen Fürsten auf einen Reichstag nach Magdeburg zusammen und ließ die Neuvermählten unter Androhung der Reichsacht zur Verantwortung vorfordern.

Werner, der nun wahrscheinlich ruhiger über seine That und seine Lage nachgedacht, fand die letztere bedenklich, und sein Benehmen giebt ein interessantes Bild der Sitten und des Rechtes jener Zeit. Er erschien barfuß an der Seite seiner weinenden Gattin, die ihm nochmals ewige Treue geschworen hatte, vor der Versammlung der Fürsten und erbot sich, um die Trennung von Luitgarden abzuwenden, eine bedeutende Summe an Strafgeldern zu erlegen. Die Aebtissin aber, in ihrem Alter wenig mit den Leiden und dem Kummer der Liebe vertraut, vermochte den Schmerz der Armen nicht zu würdigen: nur ihrem Rachegefühle folgend, zeigte sie sich unerbittlich und das Band der Ehe wurde zerrissen. Werner blieb zwar von aller Strafe entbunden, denn seine Klagen hatten die Fürsten zum Mitleiden gerührt: die trostlose Luitgarde wurde jedoch in die Mauern des Klosters wieder zurückgebracht.

Werners Vater, der Markgraf Luther, sehnte sich inzwischen nach einer Gelegenheit, sich an dem wortbrüchigen Eckard zu rächen, und diese fand sich bald. Der Kaiserthron war nämlich erledigt und der eben so mächtige als stolze Markgraf von Meissen bewarb sich um die deutsche Krone. Schon hatte er auf einer zu Frose gehaltenen Versammlung (1002) die meisten sächsischen Fürsten auf seine Seite gebracht: da überredete sie Luther sämmtlich zu dem gegenseitigen eidlichen Versprechen, daß sie keinem Bewerber eher ihre Stimme versichern wollten, als bis sie auf dem allgemeinen Reichstage, der zu Werle im Hildesheimschen gehalten werden sollte, erschienen sein würden. Eckard erkannte nun wohl, daß er sich die Gunst des Markgrafen ganz zur Unzeit verscherzt habe und suchte dieselbe wieder zu gewinnen; Luther aber fertigte ihn mit einer schnöden Antwort ab. „Ihr hättet," sagte er ihm, „wenn Ihr gut fahren wolltet, das vierte Rad am Wagen nicht vergessen sollen." Bald darauf wurde Markgraf Eckard (29. April 1002) zu Pölde erschlagen.

Mit seinem Tode kam auch für die trauernden Liebenden,

Werner und Luitgard, eine bessere Zeit. Es stand ihrer Vereinigung kein Hinderniß mehr entgegen: Werner befreite seine Gattin aus dem Gewahrsam des Klosters und zog sich mit ihr nach Wolmirstädt zurück, um da des Glücks der ehelichen Liebe in vollem Umfange zu genießen. Ehe er aber zu diesem Genusse gelangte, hatte er erst noch den Schmerz, seinen Vater zu verlieren: dieser hatte bei einem Freudenfeste, welches in Köln am Rhein über diese Ereignisse angestellt wurde, des Guten so viel gethan, daß er plötzlich starb (25. Jan. 1003). Er wurde an demselben Orte in der Kirche auf der Mittagsseite, wo man am grünen Donnerstage die Sünder einzuführen pflegte, begraben. Außer seinem mehrgenannten einzigen Sohne hinterließ er fünf Neffen, die zum Theil angesehene Bisthümer bekleideten und unter dener Ditmar, Bischof von Merseburg, durch seine Gelehrsamkeit sich besonders auszeichnete.

Werner wurde sowohl aus Achtung für die Dienstleistungen seines Vaters, als auch, weil seine Mutter Godila die Bewerbung desselben mit einem Geschenke von 200 Mark unterstützte, sofort zum Nachfolger Luthers bestätigt. Sein erstes Verdienst bestand darin, daß er die aufgeregten Wenden zu beruhigen suchte und sie durch billige Verträge mit ihren Verfolgern aussöhnte. Der König Heinrich, um seiner Frömmigkeit willen nachmals der Heilige genannt, fuhr von Merseburg aus auf der Saale die Elbe hinunter, schloß den Frieden mit den Wenden, verpflichtete sie von Neuem zur Entrichtung des Tributs und zum Aufbau der zertrümmerten Festung Arneburg, trennte die zwischen Christen und Heiden geschlossenen Ehen und verlangte, daß ferner kein christlicher Sklave mehr bei Strafe des Kirchenbannes an einen Wendischen Herrn verkauft werde.

Das vermöge dieses Vertrages wieder aufgebaute Städtchen Arneburg gab Wernern Gelegenheit, sich abermals in seiner leidenschaftlichen und ungebundenen Gemüthsart zu zeigen. Er behauptete nämlich ein Eigenthumsrecht an Arneburg zu haben, theils weil es in seiner Mark liege, theils weil es einem seiner Verwandten gehöre, und nahm es daher sehr übel, als der fromme und freigebige Kaiser, ohne ihn zu fragen, jenes Städtchen dem Erzbischofe Tagmo von Magdeburg schenkte. Er verhehlte sein Mißfallen über diese Schenkung nicht, sprach sich vielmehr sehr laut darüber aus. Dies benutzte sein Feind, der Graf Dedo v. Wettin, ein Günstling des Königs, ihn bei dem letz-

tern in ein so schwarzes Licht zu stellen, daß nur eine Krankheit, der er plötzlich unterlag, Wernern vor der Absetzung schützte (1009). Indem man ihm, auf Fürbitte angesehener Freunde erlaubte, seine Verantwortung bis zur Wiedergenesung aufzuschieben, wäre die Sache vielleicht ganz ins Vergessen gerathen, hätte nicht Graf Dedo sich bemüht, dieselbe in frischem Andenken zu erhalten und Wernern zu neuen Gewaltthaten zu verleiten. Er ließ das zu den Erbgütern des letztern gehörige Städtchen Wolmirstädt in Brand stecken und brachte dadurch den Markgrafen in den höchsten Zorn. Als nun Werner erfuhr, daß Dedo an einem gewissen Tage von Tangermünde ausreiten werde, eilte er mit seinem Vetter Friedrich von Walbeck und zwanzig Kriegsleuten ihm entgegen, griff ihn, obwohl Dedo vierzig Mann bei sich führte, bei Mosen an und erschlug ihn. Diese That, an einem Vertrauten des Königs verübt, zog dem Markgrafen die gänzliche Ungnade Heinrichs und die Entsetzung vom Amte zu (1009). Der Zorn des Königs stieg noch mehr. Werner hatte eigenmächtig eine Reise zu dem Polnischen Könige Boleslaus, einem erklärten Widersacher der Deutschen, angetreten, auch später mit dessen Gesandten sehr vertrauliche Gespräche geführt. Der König ließ ihn darüber zur Verantwortung laden, und da er ausblieb, in die Reichsacht und seiner Güter für verlustig erklären. Nur durch Aufwendung großer Summen gelang es Wernern, die Vollstrekkung dieses Ausspruchs zu hintertreiben.

Mitten unter diesen ruhestörenden Ereignissen war das Herz des Markgrafen für die Gefühle der Liebe nicht erkaltet. Beinahe zehn Jahre lang hatte sein und Luitgard's eheliches Glück gedauert und Wolmirstädt war der Schauplatz ihrer beiderseitigen sanften Freuden: als der unerbittliche Tod das schöne Band zerriß und die Gattin dahinraffte (1012). Werner ließ sie auf seinem Stammschlosse zu Walbeck beerdigen und beweinte sie aufrichtig. Aber nicht lange dauerte es, so verleitete sein liebebedürftiges Herz ihn zu einer neuen Thorheit (1014). Die Schönheit einer reichen thüringschen Jungfrau, Reinhild von Beichlingen, besiegte ihn und veranlaßte ihn zu dem Wunsche, sich mit ihr zu vermählen. Auch hier fand er, wie einst bei Luitgard, Hindernisse eigenthümlicher Art zu bekämpfen: Reinhild hatte nämlich dem Kaiser das Versprechen geben müssen, sich ohne seine Einwilligung nie zu verbinden. Da nun Werner bei den gespannten Verhältnissen, in welchen er mit dem Kaiser lebte

nie auf dessen Zustimmung hätte rechnen dürfen, beschloß er, wie früher, Gewalt zu brauchen und sich der Geliebten zu bemächtigen. Zu dem Ende brachte er einige von ihren Frauen auf seine Seite, brach dann eines Sonntags, von seinen Freunden begleitet, in das Schloß zu Beichlingen ein und entführte die Jungfrau wider ihren Willen und ohne ihre Klagen im mindesten zu berücksichtigen. Bei dieser Gewaltthat aber ereilte ihn sein Geschick.

Werner hatte die Jungfrau seinen Begleitern mit der Weisung übergeben, sich mit ihr davon zu machen und an einem gewissen Orte seiner zu warten, während er selbst sich mit den zur Hülfe herbeigeeilten Burgleuten, die das Thor verriegelt hatten, herumschlagen würde. Er hielt die Burgleute durch seinen Widerstand wirklich vom Nachsetzen zurück; als er seine Freunde weit genug entfernt glaubte, stieg er vom Pferde und versuchte über die Schloßmauer zu springen. Da fiel ihm ein losgerissener schwerer Stein auf den Leib und verwundete ihn dergestalt, daß er nur mit großer Anstrengung seinen Gefährten nachzufolgen vermochte. Diese ließen ihn, während sie mit Reinhild davon eilten, auf einem kaiserlichen Landgute in dem Hause eines Pächters zurück, der, dem Frieden nicht trauend, seinen unglücklichen Pflegling an den Kaiser verrieth. Dieser ließ Wernern nach Merseburg bringen, seine Güter einziehen und ihn, da die Entführung ohne Reinhilds Vorwissen stattgefunden, zum Tode verurtheilen. Aber noch ehe dieser grausame Spruch vollstreckt werden konnte, starb Werner zu Ellerstädt, eine starke Meile von Beichlingen, an seinen Wunden mit der größten Standhaftigkeit (11. November 1014). Auf ihn finden die schönen Worte des Dichters Anwendung:

> „Sie sagen, Liebe habe meinen Verstand verrückt. Ich aber antworte ihnen: Ist das nicht die wahre Wonne des Lebens, der Zustand, wo Liebe den Verstand raubet?“

Werner wurde von seinem Vetter Ditmar, Bischof zu Merseburg, auf dem Schlosse Walbeck neben seiner trauten Luitgarde bestattet.

54.

Die Vorhalle des Doms zu Merseburg.

Kaiser Heinrich I. hatte die Sorben, ein wendisches Volk im Meißnerlande und in der Lausitz besiegt und ihr Land erobert. Um das Christenthum unter ihnen auszubreiten, stiftete er eine Menge Bisthümer, und gedachte ein solches auch für die nordthüringische Mark zu Merseburg zu errichten, wo eine Abtei und Kirche sich schon befand. Er erlebte jedoch die Ausführung dieses Vorsatzes nicht; daher blieb die Stiftung des Bisthums seinem Sohne Otto dem Großen vorbehalten.

Otto hatte zu Magdeburg ein Erzstift gegründet (S. 42.) und dazu, so wie zu dem Bisthum Merseburg vom Papste Johann XII. die Bestätigung erhalten (962). Der Bischof Bernhard von Halberstadt legte ihm jedoch so viel Hindernisse in den Weg, daß beide Stifter erst nach dessen Tode, im Jahre 968 ins Leben traten. Die Kathedrale zu Merseburg wurde auf der jetzigen Stelle gegründet, Johannis dem Täufer und dem heiligen Laurentius zum Andenken an den Sieg über die Ungarn (S. 149.) gewidmet und dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg untergeordnet; der Sprengel des Bisthums erstreckte sich über die Aemter Skeuditz, Merseburg, Leipzig, Grimma, Rochlitz, Borna, Penig, Pegau, Eilenburg, Düben, Lützen und einen Theil von Weissenfels.

Der erste Bischof von Merseburg war Boso, ein Mönch aus dem Kloster Emmeran bei Regensburg, der als Pfarrer zu Zeitz so segensreich auf die Heiden gewirkt hatte, daß der Kaiser ihm unter den Bisthümern Meißen, Zeitz und Merseburg die Wahl ließ; er zog das letztre, als das ruhigste vor. Boso predigte den Wenden in ihrer Sprache, weil er ihnen aber die Formel Kyrie eleison öfters anpries, was sie Kri olsa oder Yrenjolsa (d. h. auf dem Acker steht eine Else) aussprachen, so trieben sie ihr Gespött damit.

Boso's Nachfolger Geisler (Gieseler) wußte sich im Jahre 981 das Erzbisthum Magdeburg zu erschleichen. Da er nun nicht zwei Bisthümer zugleich besitzen konnte, brachte er es dahin, daß der Kirche zu Merseburg der bischöfliche Titel genommen und ihr Sprengel unter die Bischöfe von Halberstadt, Meißen und

Zeitz vertheilt wurde. Das Beste behielt er dabei für sich, indem er statt des Bisthums zu Merseburg eine Abtei stiftete und sie dem Erzstift Magdeburg unterwarf (982). Von den Heldenthaten dieses Bischofs haben wir bereits (S. 118.) eine Probe gesehen.

Nach seinem Tode (1004) erlangte Wigbert, der Kapellan Kaiser Heinrichs II. von diesem seinem frommen Herrn die Wiederherstellung des zerstückelten Bisthums; als dieselbe geschehen war, beschenkte Heinrich die Kirche reichlich. Sie ward unter seiner Regierung erweitert und Wigbert zeigte sich als einen eifrigen Heidenbekehrer. Er ließ den heiligen Hain Zutiburi, den keine Axt je berührt hatte, niederhauen und baute daselbst dem heiligen Romanus eine Kirche. Sein Nachfolger Ditmar († 1022) war ein ausgezeichneter Prediger des Evangelii; er theilte in der Gegend von Chorin den Heiden die Sakramente aus. Noch ausgezeichneter aber war er als Geschichtsschreiber und sein Andenken lebt in seiner lateinischen Kronik.

Nachdem die Domkirche viele Jahrhunderte bestanden, ließen Thilo von Trotha († 1514) und Adolph von Anhalt († 1526) sie gänzlich umbauen; ihre jetzige Einrichtung und Gestalt aber erhielt sie hauptsächlich unter Herzog Christian dem Aelteren († 1691) welcher den Altar, Taufstein, Beichtstuhl und die Orgel erneuerte; spätere Renovationen dienten nur dazu, das Bestehende zu erhalten. Vier Thürme, jeder 105 Ellen sächsisch hoch, zieren und stützen den ehrwürdigen Bau; auf der Abendseite zwei Glockenthürme, im Morgen der Johannis- und der Laurentius- oder weiße Thurm. Beide letztere sind vom Bischofe Hunold im Jahre 1042 erbaut, um dem damals eingestürzten hohen Chore fortan eine sichere Stütze zu gewähren. Der weiße Thurm soll zu einem Gefängnisse gedient, und noch im Jahre 1736 will man in einer, nur einer stehenden Person Raum gebenden Mauerspalte Menschengebeine und Ketten gefunden haben. Jedenfalls diente der ganz aus gebranntem Stein erbaute Thurm in Zeiten der Gefahr als ein sicheres feuerfestes Behältniß, und daher rührt vielleicht auch der alte eichene, mit künstlichem Schlosserwerk reich verzierte Schrank oben im Innern am Ende der Wendeltreppe.

Durch den Haupteingang auf der Abendseite tritt man zuförderst in die vorn an die beiden Glockenthürme angebaute Halle, welche außer dem Hauptgange zwei Seitenhallen enthält. Die alterthümlichen Merkwürdigkeiten dieser Halle zu betrachten, ist

für jetzt unser Zweck. — Ueber dem Portal, in der Mitte der äußeren Giebelwand, sieht man in Stein gehauen das Brustbild des zweiten Stifters, Kaiser Heinrichs II. mit einem Modell des älteren Domes im Arme; zu beiden Seiten erblickt man den heiligen Laurentius mit dem Rost und Johannes den Täufer mit dem Lamm, in ganzer Figur. Auf den hohen Mittelfenstern sind noch Spuren von Glasgemälden zu sehen, welche die Leidensgeschichte Jesu darstellten.

Die Vorhalle wurde unter dem Bischofe Sigismund von Lindenau († 1544) von Hans Möstel angebaut und ausgeschmückt, wie aus der Inschrift auf seinem metallenen Epitaphium an dem Mittelpfeiler links zu sehen ist. Dieses schöne, wie man glaubt von Herrmann Vischer in Nürnberg gearbeitete Kunstwerk stellt den Bischof in ganzer Figur dar, wie er den Gekreuzigten anbetet. Gegenüber ist das Gemälde eines andern Herrn von Lindenau († 1549) mit deutscher Inschrift und dem Gemälde Johannis des Täufers. Am Ende des Hauptganges links hängt eine Schildkröten-Schale, die bei dem Neubau des hohen Chores unter Bischof Hunold in der Erde gefunden worden sein soll. Daneben steht die Statue eines geharnischten Ritters auf einer Konsole an der Wand; sie soll ein Denkmal des Burggrafen Esiko von Merseburg († 1004) sein, der in hiesiger Stiftskirche beigesetzt wurde.

Die südlich liegende Nebenhalle war die Kapelle der heiligen Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrichs II. des Heiligen. Von dem verläumderischen Gerücht des verbotenen Umganges mit einem Bischof Adelbert bezüchtigt, reinigte Kunigunde sich von diesem Verdacht durch Ablegung der Feuerprobe, indem sie unverletzt mehrere glühende Pflugschare aus dem Kohlenfeuer nahm und an ihren Busen drückte. Der Bischof seiner Seits legte den Reinigungseid auf das Evangelium ab. Zur Seite des Altares in dieser Kapelle sieht man die steinernen Abbildungen Beider und das Marmor-Relief aus dem 16ten Jahrhundert an der Wand rechts mit dem Wappen der Familie v. Bünau. Sonne und Mond als Symbole der Wahrhaftigkeit und Keuschheit sind über dem Altare dargestellt.

Links vom Altare an der Wand lehnt eine Stein-Pyramide, welche den Oelberg vorstellen soll. Früher befand sich auf derselben ein knieender Christus; er wurde, weil die Schuljugend an einem Charfreitage Spott damit getrieben hatte, weggenommen.

Oben an der Wand sieht man das Brustbild Gottes des Vaters. — Die an der Seite rechts dem Eingange zunächst stehende Säule diente zur Befestigung einer ewigen Lampe.

Bei Betrachtung der Kunigunden-Kapelle ist noch eines merkwürdigen, wie man sagt wenigstens 800 Jahre alten, aus einem rothen Sandstein gehauenen Taufsteines zu erwähnen, welcher, ursprünglich der Kirche des h. Thomas von Canterbury in der Vorstadt Neumarkt angehörig, seit 1831 hieher versetzt wurde. An der achtseitigen Basis desselben erkennt man die Gestalten von vier Menschen und vier vierfüssigen Thieren; eine darüber befindliche Schrift ist nicht mehr lesbar. Auf dieser Basis ruht ein hohler Cylinder, um welchen rings in zwölf byzantinischen Bogen eben so viel alttestamentliche Propheten stehen, deren jeder einen der zwölf Apostel auf der Schulter trägt. Alle vier und zwanzig sind mit ihren zum Theil noch lesbaren Namen bezeichnet. Das Ganze ist vielleicht ein Bild des auf dem Juden- und Heidenthume ruhenden Christenthums. Auf dem obern achteckigen Rande des Steines steht in lateinischer Sprache der schöne Vers:

Reinige Du, Gott, die, so hier das Wasserbad reinigt,
Daß das Innere gleich rein wie das Aeussere wird.

In der nördlichen Nebenhalle sieht man einen steinernen Altar, auf welchem die Messen für die Seele Heinrichs des Heiligen gelesen worden sein sollen. Ueber demselben ist ein vollständiges Altarblatt: Hauptbild, Unterstück und zwei Seitenflügel, auf Holz in Leimfarben gemalt. Das Oberstück jedoch fehlt; es soll ein Bruststück Kaiser Heinrichs oder eines Papstes gewesen sein. Auf der Haupt-Tafel ist die Himmelskönigin mit dem Kinde dargestellt, auf den Seitenflügeln und auf der untern Tafel Christus im Umgange mit Frauen der heiligen Geschichte; links die Samariterin, rechts die Ehebrecherin, unten die Salbung. Auf der Rückseite der Flügel finden sich noch recht frische Abbildungen der heiligen Barbara mit dem Kelche und der heiligen Katharina mit dem Schwerte.

Außerdem sieht man in der Vorhalle eine Menge Epitaphien und Leichensteine. Die Halle selbst wird von dem Schiffe durch die Orgel getrennt, welche den Raum zwischen den beiden Glokkenthürmen ausfüllt. Der Orgelbauer Zacharias Teisner von Merseburg erbaute sie in den Jahren 1706 — 1713; sie hat bei 76 Registerknöpfen 68 klingende Stimmen und ist also ihren Mitteln nach eines der größten Orgelwerke Deutschlands.

In dem Raume unter den Tragpfeilern des Orgel=Chors an beiden Thurmwänden stehen sechs Steinbilder; rechts der heilige Laurentius, Kaiser Heinrich II. und Stephanus; links ein Papst, der heilige Florian und Johannes der Täufer; weiter hinten zwei größere, ebenfalls korrespondirende Figuren, nämlich rechts Johannes der Täufer als Denkmal des Bischofs Johann von Werder († 1466), links der heilige Laurentius als Denkmal des Bischofs Johann II. An der nördlichen Wand über diesen Figuren steht Moses mit den Gesetztafeln, aus grün übertünchtem Sandstein; auf der einen sind die Gebote in lateinischer, auf der andern in deutscher Sprache nach einem von dem gewöhnlichen abweichenden Texte in Mönchsschrift des funfzehnten Jahrhunderts zu lesen: das siebente Gebot (Du sollst nicht stehlen) steht nämlich vor dem sechsten (Du sollst nicht unkeusch sein). Unter den Tafeln steht in lateinischer Sprache: Wer eingehen will in das Leben, muß die Gebote Gottes befolgen. —

55.

Thomas Münzers Leben und Ende.

(Aus der Vorzeit von Mühlhausen.)

Thomas Münzer, zu Ende des 15ten Jahrhunderts in Stolberg am Harze geboren, studirte zu Wittenberg die Theologie und genoß hier Luthers eigenen Unterricht. Hiernächst lebte er in Halle eine Zeitlang als Privatlehrer und predigte mit ziemlichem Beifalle, so daß man ihn in der Stadt Zwickau zum Prediger wählte. Kaum hatte er dieses Amt angetreten, als er eine Menge der abentheuerlichsten theologischen Grundsätze entwickelte und sich zur Sekte der Wiedertäufer schlug. „Alles," sagte er, „was Luther von der christlichen Freiheit lehrt, ist noch gar nichts; er bemäntelt zu viel und es stecken noch ganz andere Dinge in der Bibel. Gott hat die ganze Erde den Gläubigen geschenkt und sein Regiment verlangt durchaus keine Fürsten und Obrigkeiten, keinen Adel und keine Pfaffen, keine Reichen und keine Armen; im Reiche Gottes müssen alle Menschen gleich sein; alles Eigenthum ist gemeinschaftlich. Der Eid ist eine Sünde; nur erwachsene Menschen dürfen getauft werden; es giebt außer

der Bibel noch ein inneres Wort Gottes, das der Geist durch Träume und Gesichter predigt." In diesem letzteren Satze war alles Unheil begründet, welche Münzer und seine Anhänger später anrichteten; jeder vernünftigen Belehrung unzugänglich, beriefen sie sich auf den innern Geist, der sie zu ihren Handlungen angetrieben; zweifelte Jemand, daß dieser innere Geist wirklich durch sie spreche, so schalten sie ihn einen Heiden und Gottlosen, griffen zu Prügeln, Mistgabeln und Dreschflegeln und disputirten, indem sie zuschlugen.

In Zwickau wegen seiner tollen Grundsätze mit seinem Anhange bald verjagt, fand Münzer in Altstedt, einer Stadt in Thüringen, im Weimarschen Gebiete, Aufnahme als Prediger, weil man ihn hier nicht kannte. „Der Papst bindet die Menschen mit harten Gesetzen," lehrte er hier. „Luther hat zwar diese Bande zerrissen, ist aber auf einen andern Irrweg gerathen, denn er läßt den Menschen zu viel Willen: seine Lehre ist also nicht geistlich, sondern fleischlich. Luther und der Papst sind demnach beide der Antichrist und beide muß man meiden. — Ich dagegen bin der rechte Lehrer. Wer durch meine Lehre selig werden will, der muß das Fleisch tödten, das heißt, er muß fleissig fasten, grobe Kleider anziehen, ein rauhes Hemd auf der Haut tragen, Haare und Bart wachsen lassen, wenig oder gar nicht reden, finster aussehen, göttliche Eingebungen erwarten und ganze Nächte darauf lauern, die Sprache des Geistes abwarten und mit Geduld und voll Glauben auf Träume und auf Gesichte hoffen. So vom Geiste ausgerüstet, muß man an heimliche Oerter gehen, oft an Gott gedenken und ein Wunder von ihm fordern. Will uns Gott kein Wunder geben, so muß man mit Hungern und Beten anhalten, mit Nachdrucke von ihm fordern, ihn mit Gewalt bestürmen, auf ihn zürnen und fluchen. Gott muß mit uns, wie mit Abraham, Isaak und Jakob sprechen."

Anfangs bemitleidete man ihn wegen dieses Unsinns umsomehr, als Luther selbst von Wittenberg aus an den Herzog Johann schrieb, man möge ihn noch nicht hart strafen, sondern höchstens des Landes verweisen. Bald aber begann er offenen Aufruhr zu predigen. Kaum hörten die Bauern in Elsaß, Franken und Schwaben, wie ein Prediger in Altstädt von der Kanzel gelehrt habe, es hänge von Jedermanns Willen ab, der Obrigkeit zu gehorchen, so nahmen sie ihre Dreschflegel und eilten in Masse dahin. Auch viele Bürger und Tagelöhner aus den benachbarten Städten,

Sangerhausen, Frankenhausen, Halle und Aschersleben, desgleichen die Bergleute zu Eisleben und Mansfeld stürzten herbei, den neuen Prediger zu hören.

Bald wurde dieser kecker, und da er seinen Anhängern zu schmeicheln verstand, ließen sie sich zu Allem brauchen. Er wählte Apostel aus ihnen und sandte sie in alle umliegenden Gegenden, um dem Volke kund zu thun, die Zeit der Erlösung sei da und das Reich Gottes beginne. Er selbst rasete immer mehr und mehr und verkündigte mehr als einmal von der Kanzel, man müsse die Fürsten todtschlagen und ihre Häuser verbrennen; dies wolle der Geist haben.

Immer noch verfuhr die Obrigkeit schonend mit ihm, und diese Nachsicht, verbunden mit seinem täglich sich mehrenden Anhange brachten ihn endlich so weit, daß er mit einem großen Haufen seines Gesindels nach dem benachbarten, damals noch zum Wallfahrtsorte dienenden Dorfe Willersbach zog, dasselbe ohne Umstände in Brand steckte und die Kirche rein ausplünderte. Dieses Unternehmen war nur das Vorspiel noch fanatischerer Handlungen: Münzer machte nebst seiner Bande ein förmliches Bündniß, wobei ihm diese eidlich versprechen mußte, alle Obrigkeit auszurotten und ein neues Regiment einzuführen.

Der Kurfürst von Sachsen konnte diesem Unwesen nun nicht länger zusehen und eben war es im Werke, den Fanatiker aus dem Lande zu verweisen, als dieser selbst bei Nacht und Nebel davonging. Er wanderte lange in der Irre umher, fand aber endlich in der Reichsstadt Nürnberg wieder eine bleibende Stätte, und setzte hier seine Aufruhr-Predigten fort. Die fränkischen und schwäbischen Bauern, welche schon vorher aufrührerische Bewegungen gemacht hatten, rotteten sich jetzt zu Tausenden zusammen, verbrannten Kirchen und Klöster, zerstörten die Dörfer und erwürgten die Edelleute. Die Wuth dieser verführten Leute war so arg, daß die Beschreibung davon unglaublich ist. Ein Haufe von ihnen eroberte am Ostertage 1524 das Städtchen Weinsberg und richtete, unter Anführung eines Gastwirths, George Metzler ein abscheuliches Blutbad an. Den Grafen von Helfenstein schlachteten sie mit teuflischer Wuth, obgleich die junge Gemahlin desselben, eine Kaisertochter, mit ihrem kleinsten Söhnlein auf den Knieen vor diesen Unholden lag und um Erbarmen flehte. Während die Verzweifelnde wehklagte und jammerte, stand ein Bauer voll Entzücken da und blies einen Tanz auf der Sackpfeife.

— Zu alle diesem Jammer hatte Münzer durch seine Predigten, wenn nicht die Ursache gegeben, doch ein Wesentliches beigetragen. Die aufrührerischen Bauern wurden zu Tausenden niedergehauen, in die Donau gejagt, verbrannt, geviertheilt oder mit noch schrecklicheren Martern hingerichtet. Man nannte diesen Aufruhr den schwäbischen Bauernkrieg.

Aus Nürnberg ebenfalls verjagt, wandte Münzer sich nach Mühlhausen, damals einer freien Reichsstadt. Hier hatte ein entlaufener tollkühner Mönch, Namens Pfeifer, großen Unfug getrieben: er predigte ebenfalls gegen die Obrigkeit und gegen die Bischöfe und Mönche und hatte schon mehr als einmal seine Anhänger zum Anzünden des Rathhauses und der Klöster ermuntert. Münzer machte mit diesem Gesellen Gemeinschaft; die Bürger von Altstädt vernahmen kaum, daß er in Mühlhausen (in ihrer Nähe) sei, als sie ihm in Haufen zuströmten und seinen Anhang vermehrten. Der Rath von Mühlhausen verhehlte sich nicht, daß großes Unheil erwachsen werde, konnte jedoch vor der Hand nichts thun, als wachsam sein. Auch Luther sah ein, daß dem Uebel gesteuert werden müsse. Er schrieb an die Mühlhausener und warnte sie väterlich vor den Anschlägen jener gefährlichen Leute. Münzer, welcher von diesem Briefe Kenntniß erhielt, war kühn genug, eine Antwort an Luther ergehen zu lassen, die mit den niedrigsten Schimpfreden angefüllt war; und diesen Brief ließ er sogar drucken und vertheilen. Da er auch erfuhr, wie der Rath von Mühlhausen, in der gerechten Besorgniß, daß jener trotzige und giftige Mensch ein großes Unglück gegen die Stadt im Sinne habe, kaiserliche Hülfe nachgesucht, setzte er jede fernere Rücksicht gegen jene Behörde aus den Augen. Ganz wider Willen derselben machte er sich zum Pfarrer an der Kirche St. Petri und Georgii, verjagte darauf die deutschen Herren aus dem Rittersitze und nahm Besitz von diesem Gebäude. Als er demnächst vergeblich verlangte, ihn in das Raths-Kollegium aufzunehmen, rief er seine Rotte zusammen, stürmte das Rathhaus und setzte den ganzen Rath ohne Umstände ab. „Ich habe," äußerte er, „den Vater im Himmel darüber befragt, und der hat es mir geheißen." — Dabei blieb Münzer nicht stehen: er, der gelehrt hatte, daß der Christ keine Obrigkeit nöthig habe, machte sich jetzt zum Bürgermeister, bestellte aus seiner Rotte einen neuen Rath, den er den ewigen Rath nannte und ließ sich und der neuen Obrigkeit huldigen.

Um fürs erste den großen Haufen ganz für sich zu gewinnen, führte er die Gemeinschaft aller Güter ein. In Folge dieser neuen Einrichtung verließ der Handwerker seine Werkstatt, der Fuhrmann seinen Karren, der Tagelöhner seine Arbeit: Alles lief mit Prügeln, Aexten und Pechfackeln herbei, und wer unter den Reichen und Vornehmen sein Gold und Silber, seine Juwelen und Perlen, seine Kostbarkeiten und Meublen nicht gutwillig hergeben wollte, dem wurde das Haus über dem Kopfe angesteckt. Am kläglichsten ging es den Klöstern in der Stadt; sie wurden ohne Weiteres verbrannt. Als in der Stadt nichts mehr zu plündern war, gingen die Mordbrenner aufs Land und hausten mit gleicher Barbarei in den Klöstern und auf den adelichen Höfen. Das Losungszeichen, das die Rotte zusammenhielt, war allemal ein biblischer Spruch, gewöhnlich aber waren es die Worte: „Hier Schwert des Herrn und Gideon!" Wo Münzer diese Worte ausrief, da stürzten Gebäude nieder, wurden Köpfe abgesäbelt und Felder verheert. An die Fürsten ließ er Briefe umhergehen, die jene Losung als Aufschrift enthielten, und den Grafen von Stollberg, seinen angebornen Landesherrn, schickte er sogar den Befehl zu, fußfällig vor ihm zu erscheinen, widrigenfalls er kommen und Alles verderben werde. Einer von ihnen, der Graf Bodo, durfte sich um diese Zeit gar nicht sehen lassen, und dem Grafen Ernst von Mansfeld war ebenfalls der Tod gedroht. Den Unterthanen dieser und anderer Herren aber schrieb er, sie sollten ihren Herren den Gehorsam aufkündigen; er wolle sie frei machen, denn Gott sei mit ihm und werde auch immer mit ihm sein. — Sein treuster Geschäftsträger und Helfer bei diesen und andern Unthaten war der schon gedachte Pfeifer. Als es in der Nähe nichts mehr zu plündern gab, ging dieser mit einem Haufen Raubgesindel ins sächsische Gebiet und hausete da auf eine unmenschliche Weise. Kein Mensch konnte sich ihrer Wuth erwehren; sie verwüsteten und verheerten die ganze Gegend. Zuweilen stellte sich auch Münzer, den sonst seine vielen Geschäfte in Mühlhausen gefesselt hielten, an ihre Spitze und begann das Mordbrennerwerk mit einer Predigt zu Pferde, in der er vom Geiste und von Eingebungen sprach. Von den kostbaren, mit Perlen und Juwelen besetzten Meßgewändern, die er aus den Kirchen raubte, ließ er seiner Frau Kleider und Geschmeide machen.

Inzwischen mehrten sich seine Anhänger und selbst angesehene Leute schlugen sich zu ihm. Dadurch immer übermüthiger gemacht,

beschloß er, an der Spitze seiner Rotte, die Stadt Frankenhausen anzugreifen und zog zu diesem Zwecke mit Fahnen und Kanonen und in völliger Kriegsrüstung aus Mühlhausen. Der Marsch ging langsam, denn es war ein Marsch von Straßenräubern und Mordbrennern, die überall, wo sie sich sehen ließen, plünderten, sengten und brennten.

Luther, die Sächsischen Fürsten und der Graf Albrecht von Mansfeld bemühten sich aus allen Kräften, die Verirrten und Verführten zu vernünftiger Ueberlegung zu bringen. Aber nur Wenigen gingen die Augen auf. Denn kaum hatte der schlaue Münzer, der jetzt vor Frankenhausen war, gemerkt, daß sein Anhang zu wanken beginne und daß namentlich der Graf von Mansfeld durch seine Vorstellungen die Bethörten zurecht zu bringen bemüht sei, als er ein Sendschreiben voll Schimpfworte und Drohungen an ihn erließ; dasselbe hatte die Ueberschrift: „Bruder Albrechten zur Belehrung geschrieben," und den Schluß: „Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideons." — Kaum war der Brief geschrieben, als Münzer sich wieder an die Spitze seiner Leute stellte, ihnen versprach, sie alle zu Herren machen zu wollen und, sein Mordschwert schwingend, zuerst auf das Nonnenkloster in Frankenhausen losrannte. Hier hauste er abscheulich, verzehrte mit seiner Bande alle Lebensmittel und führte darauf den betrunkenen Haufen vor das Schloß. Dieses wurde gestürmt, erobert und mit einem Theile der wüthenden Sieger besetzt. Mit dem andern Theile ging der schnaubende Sieger auf das Rathhaus los, erstürmte auch dieses, und rasete hier auf eine sinnlose Weise. Er zerbrach das Stadtsiegel, zerriß alle Briefe und Schriften und verbrannte sogar die Urkunden; die Gerechtsame vieler tausend unschuldiger Personen wurden dadurch in Ungewißheit gesetzt und die Nachrichten über das Vermögen vieler Wittwen und Waisen gingen verloren. Der Vater im Himmel hat es mir befohlen! sagte er, und ging dann, nachdem er die Greuelthat verübt hatte, auf die Häuser der Bürger selbst los. Alle wurden rein ausgeplündert, bei denen die Losung: Hier Schwert des Herrn und Gideon! keine Wirkung thun wollte.

So weit war es gekommen, als die weltliche Macht ihren Arm erhob, die Rasenden zu züchtigen. Der Kurfürst Johann und der Herzog Georg von Sachsen, ferner der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Landgraf Philipp von Hessen und die Grafen von Mansfeld setzten sich mit einem Heere von

1800 Reitern und einigen Tausend Mann Fußvolk in Bewegung. Münzer seiner Seits führte, als ihm Nachricht davon zukam, seine aus acht Tausend Mann bestehenden Bauern vor die Stadt aufs Feld, und ließ hier ein Lager abstechen, einen Graben aufwerfen und eine Wagenburg aufschlagen. Dann ritt er um das Lager her, hielt eine Predigt, deklamirte von Eingebungen und Tröstungen des Geistes und versuchte Alles, die Bauern zum Ausharren im Widerstande zu bewegen. Dennoch hatten einige der Vernünftigsten unter ihnen, in dem Wunsche, sich von der tollen Bande zurückzuziehen, ein Bittschreiben an die Fürsten erlassen, welche, die armen Leute bedauernd, ihnen kund machten, daß alle Bauern Verzeihung erhalten sollten, wenn sie die Rädelsführer ausliefern und dann ruhig nach Hause gehen würden. Das hierauf Bezug habende Schreiben der Fürsten wurde durch die Grafen Wolf von Stolberg, Kaspar von Kuxleben und Matern von Gehofen überbracht.

Der größte Theil der Verführten würde dem Verlangen der Fürsten gern nachgekommen sein, allein Münzer beeilte sich, jeden vernünftigen Entschluß zu verhindern. Er schmähte auf die Fürsten los und schloß seine Rede mit dem Versprechen, daß er, wenn der Feind sich erdreisten würde, zu schießen, alle Kugeln in den Aermeln seines großen Priester-Rockes auffangen wolle. Während dieser Predigt war ein Regenbogen entstanden. „Hebt die Augen auf,“ rief er, „und seht, wie günstig uns Gott ist; blickt auf das Zeichen seiner ewig dauernden Huld zu uns. Seht den schönen Friedensbogen, der über Eurem Haupte erscheint; und da in unsern Fahnen dasselbe Zeichen gemalt ist, kann es uns deutlicher gesagt werden, der Himmlische werde uns unterstützen und unsern Feinden den Untergang geben? Es ist Gottes Wille, daß Ihr keinen Frieden mit den Feinden macht.“

Nachdem er Alles erschöpft hatte, was nur unter solchen Umständen zu sagen war, fühlten sich seine Anhänger dergestalt vom blinden Vertrauen auf Gottes Beistand durchdrungen, daß sie sofort gegen den Feind geführt zu werden verlangten. „Frisch daran!“ schrien sie, „und der Bluthunde nicht geschont!“ Und nachdem sie dies Mordgebrüll erhoben hatten, stimmten sie mit eben dem Muthe ein Lied an und pflanzten ihre acht Kanonen, die sie von Mühlhausen mitgebracht hatten, um ihre Wagenburg. Zugleich ließ Münzer, um jede Rückkehr zur Gnade unmöglich zu machen, einen der Abgesandten, den Herrn von Gehofen, in

einen Kreis führen und ihm den Kopf abschlagen; die beiden Gefährten desselben behielt er in gefänglicher Haft.

Die Fürsten säumten jetzt nicht länger, mit ihrem Heere vorzurücken. Als die Bauern die blitzenden Helme schimmern sahen, die furchtbaren Schwerter klirren hörten und das Schnauben und den Fußtritt der muthigen Rosse vernahmen, entfiel ihnen aufs neue der Muth. Sie ließen die beiden gefangenen Abgesandten einen nach dem Andern frei, damit die Fürsten von ihnen eine Fürbitte annehmen möchten. Damit war es aber zu spät. Der Kampf begann und die Kugeln des Heeres rissen ganze Glieder der Bauern zu Boden. Als die übrigen dies sahen, wollten sie ausreißen, aber Münzer schrie: er sähe eine Legion Engel kommen und fing zugleich ein Lied an. Die Horde sang mit und setzte den Kampf fort: ganze Haufen stürzten unter dem Schalle des Liedes nieder; das Gewinsel der Sterbenden mischte sich unter den Gesang der Lebendigen und unter den Donner der Kanonen (15. Mai 1525).

Ein paar Tausend Bauern lagen auf dem Platze, als der Ueberrest die Flucht ergriff. Die Flüchtigen wurden verfolgt, wehrten sich und wurden gleichfalls niedergehauen; die Uebrigen wandten sich nach Frankenhausen und wurden hier vollends niedergemacht, bis die Fürsten, welche ihnen auf dem Fuße folgten, die Stadt eroberten und plünderten. Man zählte hier fünftausend Leichen in den Straßen und dreihundert Bauern wurden durch den Scharfrichter hingerichtet.

Zitternd und bebend hatte Münzer am Nordhauser Thore ein Haus erreicht und war unbemerkt auf den Boden desselben gelangt. Er fand hier ein Bette, verband sich den Kopf, und legte sich wie ein Sterbender ächzend hinein. In diesem Hause hatte ein Braunschweigscher Rittmeister sein Quartier; sein Bedienter fand den verkappten Patienten und fragte ihn, wer er sei. „Ach", antwortete Münzer und stöhnte erbärmlich: „ich bin ein armer fremder Mann, der, vor langer Zeit schon mit dem Fieber befallen, hier jämmerlich liegen muß und nichts mit den Aufrührern zu schaffen gehabt hat." Schon wollte der Reiter den Kranken trösten und wieder abgehen, als ihm einfiel, daß er gekommen sei, Beute zu machen. Indem er sich in der Kammer umsahe, fand er eine Tasche mit Briefen, welche der Graf Albrecht von Mansfeld an Münzern geschrieben hatte. Der Reiter, welcher Geschriebenes lesen konnte, merkte Unrath und brachte den an=

geblich Kranken ungeachtet alles Leugnens zum Geständniß; er wurde festgenommen und ins Verhör gebracht. Als der Herzog Georg von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, welche dabei zugegen waren, ihn fragten: warum er die armen Bürger und Bauern in ein solches Blutbad gestürzt habe? antwortete er trotzig: „Ich habe recht gethan, daß ich ein solches, die Fürsten zu strafen, angefangen habe, dieweil sie dem Evangelio so heftig zuwider sind und so unbarmherzig wider die christliche Freiheit handeln. Sind die Bauern darüber zu kurz gekommen, so ist dies nicht meine Schuld; sie haben es nicht anders haben wollen."

Die Fürsten befahlen ihm, die Theilnehmer seiner Rebellion zu nennen, aber er schwieg trotzig stille. Man rief daher die Henker und spannte ihn auf die Folter, wo seine Keckheit sich bald verlor. Sein jämmerliches Geschrei rührte die Fürsten. Der Graf Ernst von Mansfeld ließ ihn nun auf einen Wagen schmieden und nach Heldrungen, in das damals sehr feste Schloß bringen, wo die eigentliche Untersuchung der Sache vor sich gehen sollte. Auch hier weigerte er sich noch, die Theilnehmer seines Verbrechens zu nennen. Als aber die Folter seinen Leib ausdehnte und alle seine Glieder aus den Fugen zerrte, machte er alle seine Spießgesellen namhaft, gestand, daß er den verworfenen Pfeifer in Mühlhausen als Kommandanten zurückgelassen habe und daß in vielen Städten noch Anhänger von ihm befindlich seien, die er ebenfalls nannte. Zugleich bekannte er freiwillig, er habe schon in seiner Jugend einen stolzen und eitlen Sinn gehabt, und sei schon längst Willens gewesen, alle Fürsten abzusetzen und sie zu köpfen und zu hängen, und dann eine Gemeinschaft aller Güter einzuführen. — In sein Gefängniß zurückgebracht, schrieb er am folgenden Tage an die Mühlhausener und ermahnte sie, vom Aufruhr abzustehen, damit, wie er sagte, die Bürde und Last von seiner Seele sich abwende. Doch dieser Brief verfehlte seine Wirkung, weil Pfeifer es mit seinem Vortheile und seinen Absichten nicht verträglich fand, ihn bekannt zu machen. Erst als die Fürsten mit Heeresmacht vor die Stadt kamen und ein panischer Schrecken die Bürgerschaft ergriff, suchte man Gnade nach.

Es war am 24. Mai 1525, als die vornehmsten Frauen und Jungfrauen, zwölfhundert an der Zahl, aus der Stadt ins Lager der Fürsten zogen und mit fliegenden Haaren und auf den Knieen um das Leben ihrer Väter, Gatten, Söhne und Brüder baten. Allein sie erhielten die Antwort, daß die Zeit der Gnade vorüber

sei und kehrten mit schwerem Herzen und unter heißen Thränen nach der Stadt zurück. Nun verloren die Bürger den Muth gänzlich und eine gleiche Zahl, als vorhin die der Frauen gewesen, entschlossen sich, wiewohl nicht ohne Zagen, in bloßem Haupte, Jeder mit einem weißen Stabe in der Hand, ins Lager zu gehen. Hier fielen sie alle vor den Fürsten auf die Knice und jammerten so wehmüthig um Gnade, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Sie erhielten Vergebung unter der Bedingung, daß sie den Pfeifer und die übrigen Rädelsführer lebendig ausliefern würden. Dieser hatte inzwischen den Braten gerochen und war mit dreihundert seiner Getreuen entwischt: schon war er bis Eisenach gekommen und triumphirte über seine glückliche Flucht. Allein er wurde nebst zwei und neunzig seiner Gesellen ergriffen und ebenfalls nach Heldrungen gebracht. Er, Münzer und vier und zwanzig andere Anführer wurden hier zum Tode verurtheilt.

Münzer war während der Untersuchung so zaghaft geworden, und zeigte so viele Reue, daß der Herzog Heinrich von Braunschweig sich das fromme Geschäft machte, ihm den Glauben vorzubeten. Er soll auf dem Todtengerüste noch zwölf Maaß Wasser ausgetrunken haben. Als er in den Kreis geführt wurde, gestand er öffentlich sein Unrecht, ermahnte aber auch zugleich die anwesenden Fürsten und Herren, künftig nicht so gar hart mit ihren Unterthanen zu verfahren, damit sie sich nicht ähnlichen Empörungen aussetzten; zugleich erinnerte er sie, die Bücher Samuels und der Könige zu lesen und sich darin zu spiegeln. — Pfeifer dagegen blieb noch immer ein verstockter Bösewicht: denn er zeigte auch da noch, als man ihn in den Kreis führte, eine freche Stirn, drohte mit den Augen und knirschte mit den Zähnen. Beide wurden am 18. Juni 1525 nebst ihren Mitverbrechern auf dem Schadeberge bei Heldrungen enthauptet, die Körper sodann gespießt und die Köpfe auf Pfähle gesteckt. — Auch an andern Orten fanden eine Menge Aufrührer das gleiche Loos; die Zahl der in diesen Unruhen gebliebenen oder umgekommenen Bauern aber belief sich auf funfzigtausend.

Wohl uns, wenn uns kein Wahn verführet,
Nicht Leidenschaft das Herz regieret,
Denn Wahn und Laster sind verwandt:
Wo Gott das Licht der Wahrheit schenket
Und Liebe unsre Thaten lenket,
Da irrt, da strauchelt kein Verstand.

56.

Der heilige Norbert.

(Aus der Vorzeit von Magdeburg.)
S. Heft 2. S. 146.

In welcher Art von Otto dem Großen in Magdeburg ein Erzbisthum gegründet wurde, haben wir bereits früher gesehen. Der erste Erzbischof war Adalbert oder Albert I., ein in jener Zeit wegen seiner Gelehrsamkeit berühmter und zugleich um den Kaiser verdienter Mann. Er erhielt von dem Nachfolger Otto's des Großen nicht nur alle Privilegien bestätigt, sondern auch die Erlaubniß, einen Burggrafen zur Verwaltung der Justiz zu erwählen. Sein fünfter Nachfolger Gero († 1023) vollendete die Mauern der Stadt und stiftete die Sebastianskirche und das Stift unserer lieben Frauen. Sein eifriger Feind war Bernhard I., Markgraf von Soltwedel. Dieser gedachte den Erzbischof (1016) in der Nacht in Magdeburg zu überfallen, wurde jedoch von Gero's Leuten daran verhindert. Weil er aber bei dieser Gelegenheit einen zum Hofe des Erzbischofs gehörigen Edelmann erschlug, und einen andern verwundete, verfiel er in die Strafe des Kirchenbannes, von der er sich nur dadurch befreite, daß er auf des Kaisers Befehl am Neujahrstage 1017 barfuß die Vergebung des Erzbischofs erflehte und Besserung gelobte. Damit war die Sache noch nicht abgemacht: im folgenden Jahre mußte Bernhard noch starke Strafgelder zahlen. — Hunfried († 1051) ließ die Nikolaikirche bauen. Werner, ein geborner Raugraf von Dassel (1063—1078) wurde gleich den andern sächsischen Fürsten mit Heinrich IV. in Krieg verwickelt; das Erzstift blieb jedoch von den feindlichen Heeren verschont. Einer Dienstmagd, meldet die Sage, sollte im Traum geoffenbaret worden sein: wenn man mit dem zu Magdeburg aufbewahrten Haupte des h. Sebastian an den Grenzen des Erzstifts umherzöge, so würde kein Feind über dieselben vordringen können. Sie zeigte es sofort dem Burggrafen Meinfried an und dieser sagte es dem Erzbischofe, ehe man gegen den Feind zog. Aber erst nach verlorner Schlacht nahm man zu diesem Hülfsmittel seine Zuflucht und trug in feierlicher Prozession den Kopf an den Grenzen umher, da Heinrich sich schon näherte. Er soll auch

wirklich diesmal nicht über die Grenzen des Erzstifts gekommen sein.

Hartwig (1079—1102), ein schlechter Verwalter der Stiftsgelder, starb plötzlich und soll in seinem Bette todt gefunden worden sein. Grade in seiner Todesstunde wollte ein Geistlicher am Dom eine Erscheinung gesehen haben, wonach Hartwig vom heiligen Mauritius und andern Heiligen wegen seiner schlechten Verwaltung der Klostergüter zur Verantwortung gezogen und mit der Absetzung bestraft worden sei. Man hielt diese Erscheinung in Magdeburg für so bedeutend und wichtig, daß man den Erzbischof zu seiner Warnung sogleich davon benachrichtigen lassen wollte. Allein dem Abgeordneten kam schon auf halbem Wege der Wagen mit der Leiche des Erzbischofs entgegen.

Der heilige Norbert (1125—1134) trug viel zum Ansehen des Erzstifts bei. Er soll bei dem Einzuge in Magdeburg vor der Stadt die Schuhe ausgezogen haben und barfuß hineingegangen sein. Als er nun so zum erzbischöflichen Palaste kam, hielt ihn der Pförtner für einen Bettler und verwehrte ihm den Eintritt. Da er aber von den Begleitern hörte, daß es der Erzbischof sei, wollte er vor Schrecken davon laufen. Da sagte Norbert: „Lauf nicht, lieber Bruder; Du kennst mich besser, als die, welche mich zu einer Würde nöthigen, der ich nicht werth bin.“

Norbert verwandelte das Stift U. L. Frauen in ein Prämonstratenserkloster (1129). Durch seine strenge Zucht machte er sich bei den Geistlichen und Bürgern so viel Feinde, daß er seines Lebens kaum sicher war. Ja die Bürger trieben ihren Haß gegen ihn so weit, daß sie einen Meuchelmörder bestellt hatten, welcher ihn mit einem Messer oder Dolch umbringen sollte, wenn er den Büßenden die Absolution ertheilte. Der Meuchler drängte sich in dem Anzuge eines Büßenden unter den Uebrigen an den Erzbischof, der ihn aber wahrnahm und ihm die Kleider untersuchen ließ. Man fand den bloßen Dolch bei ihm und hielt ihn fest. Er gestand, daß er zur Ermordung des Erzbischofs gedungen sei, fiel ihm zu Füßen, bat um Verzeihung und erhielt sie. — Norbert soll ein so ausserordentlicher geistlicher Redner und seine Stimme so donnernd gewesen sein, daß er damit sogar einen Wolf, der eben eine Heerde Schafe anfallen wollen, in Schrecken gesetzt und zur Flucht genöthigt haben soll.

Norberts Verdienste wurden erst nach seinem Tode erkannt. Als er vom Papste kanonisirt worden, begannen die Magdeburger

seine Gebeine für ihr Palladium zu halten. Deshalb wollten nach der Reformation, in welcher Magdeburg den Ketzergeruch angenommen hatte, der Papst und der Kaiser sich in deren Besitz setzen. Der Oberst Altringer und der Abt zum Strohhof bei Prag, Kaspar von Questenberg, wurden als kaiserliche Commissarien nach Magdeburg gesendet, sich Norberts Gebeine auszubitten. Man ließ sie ihnen am 24. November 1626 verabfolgen, wobei jedoch ein großer Auflauf entstand. Später fand sich, daß man die Gebeine Norberts doch bewahrt und die Abgesandten betrogen hatte.

57.

Das Schloß Giebichenstein.

Auf einem hohen steilen Felsen an der Saale, eine halbe Stunde von Halle entfernt, thront das Schloß Giebichenstein, an dessen Vorzeit sich manche interessante Erinnerungen knüpfen. Ohne Zweifel war es schon im zehnten Jahrhundert vorhanden und gehörte damals, als der Hauptort einer Burggrafschaft den Grafen von Wettin und Merseburg. Einer der letztern, Markgraf Riddag von Merseburg hinterließ es, nebst den dazu gehörigen beträchtlichen Besitzungen, wozu auch die Salzquellen in Halle gehörten, an die sächsischen Kaiser. Von diesen schenkte Otto I. es an das Erzstift Magdeburg; doch scheint es in gewisser Beziehung ein Eigenthum der Kaiser geblieben zu sein, denn sie benutzten es zur Aufbewahrung von angesehenen Staatsgefangenen, worunter Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen am bekanntesten geworden ist.

Mehrere Erzbischöfe von Magdeburg residirten einen Theil des Jahres in Giebichenstein, jedoch nicht in dem eigentlichen Schlosse, sondern in eigen zubereiteten und mit einem tiefen Graben versehenen Wohnungen am Fuße des Schloßberges. Hier hatten sie ihre Kanzlei und ihr Archiv; die Erzbischöfe Walter (1012), Adelgot (1118), Albert IV. (1403), Günter II. (1445), Friedrich III. (1464) und Johann (1475) beschlossen hier ihr Leben. Der Erzbischof Ernst, Prinz von Sachsen, verlegte den Wohnort der Bischöfe von Giebichenstein nach der bequemer liegenden Moritzburg. Seitdem stand jenes Schloß verödet, wozu ein Blitzstrahl,

der am 1. September 1572 in eine Scheune fiel, das Seinige beitrug.

Als den interessantesten Bewohner oder vielmehr Gefangenen der Burg hat die romantische Sage, wie schon erwähnt, den Landgrafen Ludwig von Thüringen verewigt. Ludwig zeichnete sich weder durch besondere Tapferkeit noch durch moralische Eigenschaften, wohl aber durch eine wohlgebildete Gestalt und ein feuriges zur Liebe geneigtes Temperament aus. Kaum volljährig, vermählte er sich mit einer Tochter des Herzogs Ulrich von Sachsen, die er jedoch wegen ihres unersättlichen Stolzes so unerträglich fand, daß er sie den Aeltern zurückschickte, bei denen sie bald darauf starb. Jung und lebhaft, sah er sich nach einem andern Wesen um, das er hätte lieben können; aber es wollte ihn nicht gelingen, unter den adeligen Jungfrauen der Gegend diejenige zu finden, die er suchte. Da lernte er auf einem großen Gastmahl in Nebra die durch ihre Schönheit berühmte Pfalzgräfin Adelheid von Sachsen kennen und verliebte sich eben so sterblich in sie, als er ihre Liebe erregte. Unmuthig verglich Adelheid den schönen Landgrafen mit ihrem phlegmatischen Gemahle und beim Scheiden gab ein Blick ihres Auges Jenem die Versicherung, daß er die aufkeimende Neigung für sie nicht zu bezähmen brauche.

Nicht lange darauf befand sich Ludwig in Freiburg an der Unstrut, wo er ein Schloß erbauen ließ. Hier vernahm er, daß der Pfalzgraf Friedrich, welcher auf dem nahen Schlosse Weissenburg residirte, abwesend und seine Gemahlin allein sei. Rasch schwang er sich auf sein Roß, eilte hinüber, ließ sich anmelden und wurde von Adelheid mit klopfendem Herzen empfangen. Die Unterredung drehte sich anfänglich um sittsame gewöhnliche Dinge; als aber Ludwig die Laute ergriff und durch die Zaubertöne der Musik alle Gefühle seines Herzens aussprach, verlor sich die Zurückhaltung, man erklärte sich in Worten, schwor sich ewige Liebe. Auf welche Weise sollte diese Liebe aber Befriedigung finden? Der listigen Adelheid war es vorbehalten, diese große Aufgabe zu lösen, und zwar auf eine Art, die ihrer Denkungsart keine Ehre macht. Ludwig stutzte, als sie ihm den Antrag machte, ihren Gemahl aus dem Wege zu schaffen; die That selbst schien er zu rechtfertigen, aber er fand die Ausführung schwer. Indessen wußte Adelheid alle seine Einwürfe zu beseitigen und er schied mit dem eidlichen Versprechen die blutige That in der verabredeten Weise zu vollbringen.

Ludwig kehrte nach Freiburg zurück und ließ hier die Waffen in Stand setzen; Fangeisen, Armbrust, Pfeile und was sonst nöthig war, um auf jeden Fall gefaßt zu sein. Als nun Adelheid — wie verabredet — ihn benachrichtigte, daß ihr Gemahl so eben ins Bad gestiegen sei, zog Ludwig mit einem starken Jagdgefolge in den Wald um das Schloß Weissenburg und gab sein Dasein durch Hörnerklang und Rüdengebell zu erkennen. Adelheid, die mit erheuchelter Sorgfalt sich um die Badewanne des Pfalzgrafen beschäftigte, vernahm jenes Zeichen nicht sobald, als sie an das Fenster eilte, um sich von der Ursache des Getöses zu unterrichten. Mit großem Eifer und Zorn fuhr sie dann auf den badenden Gemahl los, erzählte ihm, was sie sah und forderte ihn auf, diesen Eingriff in seine Rechte nicht zu dulden und den jagenden Ludwig für einen solchen Frevel zu züchtigen.

Der Pfalzgraf, welcher den Frieden liebte und gern jedem Streite im Voraus begegnete, suchte Ludwig zu entschuldigen und meinte, daß das Uebertreten des Reviers vielleicht nur zufällig geschehen sei, es dürfe darüber ein Nachbar mit dem andern nicht zürnen. Adelheid ließ sich damit nicht abweisen; sie wurde heftiger, malte Ludwigs Vergehen mit den schwärzesten Farben aus und zieh ihren Gemahl der Feigheit. Dadurch brachte sie es so weit, daß der Pfalzgraf aus dem Bade stieg, sich ankleiden ließ, und in Begleitung einiger Reisigen nach dem Walde ritt. Hier traf er den Landgrafen mit seiner Schaar im vollen Jagen und da der letztere sich das Ansehen gab, als sei er hier auf eigenem Grund und Boden, redete Jener ihn barsch an und verlangte Genugthuung. Es entstand ein heftiger Wortwechsel; Ludwig drückte seine Armbrust auf den wehrlosen Pfalzgrafen ab, rannte, als er ihn nicht traf, mit einem Schweinespieß auf ihn los und Friedrich lag, ehe er nur auszuweichen vermochte, in seinem Blute schwimmend am Boden. Das ledige Roß lief nach der Burg zurück, die Diener Friedrichs trugen den entseelten Leichnam nach, und Ludwig begab sich auf sein am Thüringer Walde gelegenes Schloß Schauenburg.

Adelheid spielte die Rolle der untröstlichen und tiefgebeugten Gattin meisterhaft. Sie rang die Hände, zerfloß in Thränen, zerraufte ihr schönes blondes Haar, legte tiefe Trauer an und ließ den Leichnam ihres Gemahls mit großer Pracht bestatten. Das Hinderniß ihrer verbrecherischen Liebe war nun beseitigt und die Hoffnung, zu Ludwigs Besitze zu gelangen, übertäubte die Stimme

ihres Gewissens. Der Landgraf seiner Seits konnte diese nicht so leicht zum Schweigen bringen; um sie zu beschwichtigen, warf er sich in allerhand Zerstreuungen. Zeit und Umstände milderten den Abscheu vor seiner eigenen That und der Gedanke an die Verbindung mit seiner Mitschuldnerin malte ihm eine rosenrothe Zukunft vor Augen. Seine Spione hinterbrachten ihm, daß die allgemeine Stimme den Mord als im Zweikampf geschehen betrachte, daß von dem eigentlichen Grunde desselben Niemand etwas ahne und daß auch die Pfalzgräfin durch ihre Trauer und ihr eingezogenes Leben jeden Verdacht von sich entfernt halte. Jetzt wurde Ludwig dreist und führte, noch ehe ein Jahr vergangen war, die untröstliche junge Wittwe als seine Gemahlin nach der Schauenburg. Acht Tage lang wechselten Turniere, Gastmähler, Musik und Tanz, und bald war im Taumel der Lust der blutige Pfad vergessen, auf welchem die Liebenden ihr Ziel erreicht hatten. Für jeden Andern aber lag das Geheimniß offen; die Ungeduld der Liebenden, sich zu besitzen, hatte den Schleier zerrissen und Ludwig erschien als absichtlicher Mörder. Friedrichs Verwandte, und unter diesen vorzüglich sein Bruder, der Erzbischof Adelbert von Bremen klagten ihn nicht nur wegen jenes Mordes, sondern noch mehr, weil er die Thüringer gegen den Kaiser aufgewiegelt haben sollte, bei Heinrich IV. so hart an, daß dieser Befehl gab, ihn zu verhaften. Als nun der Landgraf einst von Sangerhausen nach Halle ritt, ward er aufgehoben und nach dem Schlosse Giebichenstein geführt (1081).

Ohne eigentlich die Ursache seiner Verhaftung zu wissen, lag Ludwig gefesselt und enge verwahrt, während Adelheid zu Hause in Trostlosigkeit versank und weinte und wehklagte. Vergebens harrte ihr Gemahl auf eine Anklage, vergebens auf die Rückkehr des Kaisers aus Italien, um sich der Gnade desselben unterwerfen zu können. Sechs Edelleute waren ihm zur beständigen Aufsicht beigegeben. Zwei lange Jahre waren bereits dahingeschwunden und die Hoffnung, sich aus dem Kerker erlöst zu sehen, verging ihm immer mehr. Endlich kehrte Heinrich aus Italien nach Thüringen zurück und nun sollte dem Landgrafen der Prozeß gemacht werden. In dieser Noth flehte Ludwig auf das inbrünstigste zum heiligen Ulrich um Rettung und gelobte ihm für die Erhörung Kirchen und Klöster. Auch ließ sich Ulrich erbitten und sandte ihm ein Mittel zur Befreiung: er gab ihm nämlich den Gedanken ein, durch einen Sprung aus dem Fenster seines

Gefängnisses in die Saale sich in Freiheit zu setzen. Dieser Gedanke reifte von Tage zu Tage mehr und wurde zuletzt wirklich ausgeführt.

Um vor allen Dingen sich der Fesseln entledigt zu sehen, wurde Ludwig krank und immer kränker. Schwach und matt, sprach er von seinem Ende, verließ das Lager nicht mehr, und ließ Alles mit sich machen, was man mit einem hülflosen Kranken zu thun pflegt. Mitleidig nahm man ihm die Fesseln ab, welche seine Genesung hinderten; nur die sechs Edelleute wollten noch immer nicht von ihm weichen und wachten bei ihm Tag und Nacht. Als die Schwäche bedenklich geworden war, verlangte Ludwig seinen Geheimschreiber, um ihm seinen letzten Willen in die Feder zu sagen. Man konnte ihm die Erfüllung dieser Bitte nicht verweigern und der Geheimschreiber kam. Sorglos gemacht durch die zunehmende Krankheit, vielleicht auch aus bescheidener Zurückhaltung ließen die Wächter den Landgrafen mit seinem Diener meist allein und er verstand diese Zeit trefflich zu benutzen. Statt des letzten Willens diktirte er demselben einen Befehl an den Amtmann in Weissenfels, daß auf einen bestimmten Tag zwei Kähne unter dem Schlosse Giebichenstein bereit stehen, auch sein Leibroß, der Schwan genannt, am andern Ufer der Saale ihn erwarten sollte. Der Geheimschreiber mußte ihm ferner einen Mantel von Wachstuch verschaffen, den er als Fallschirm gebrauchen wollte. Auf solche Weise war der letzte Wille zu Stande gebracht und der Geheimschreiber empfahl sich, um der Landgräfin Adelheid von dem Inhalt desselben Kunde zu bringen. Unruhig, freudig und zugleich bange sah Ludwig der nächsten Zukunft entgegen. Am letzten Abende seiner Gefangenschaft warf er sich auf sein Lager, zog sein Rettungskleid an und that einen Mantel drüber, es zu verbergen. Kein Schlaf kam in seine Augen; die verschiedenartigsten Gefühle und Empfindungen hielten seine Lebensgeister in steter Spannung. Die Minuten schienen ihm mit Schneckenschritten dahin zu gehen, der Gang der Uhr im hohen Thurm zu stokken. So quälte er sich durch diese ewige Nacht, indeß sie seinen schnarchenden Wächtern wie ein Augenblick verging. Mit inbrünstigem Gebet begrüßte er die ersten Strahlen der Sonne, die an das Fenster seines Kerkers fielen; mit banger Erwartung sah er hinab in die Fluten der Saale, ungewiß, ob sie sein Grab oder sein Rettungsmittel werden würden. Laut seufzend hob er die Hände empor und da entfiel ihn der Stab, mit welchem er, der

erkünstelten Schwäche halber, immer umherging. Seine Wächter sprangen erschrocken auf, rieben sich den Schlaf aus den Augen und wunderten sich sehr, daß Ludwig so zeitig das Lager verlassen habe. „Mir ist heute recht wohl," beruhigte er sie: „ich denke mir durch Herumgehen Bewegung zu machen."

So brachte Ludwig fast den ganzen Tag mit Herumgehen in seiner Klause zu. Die Unruhe trieb ihn umher; oft schaute er durch die Fenster, ob nicht die bestellten Kähne auf der Saale erschienen oder sein Roß ankam; erst gegen Abend langten die ersehnten Rettungsmittel an. Mit hochklopfendem Herzen ging er noch einmal in der Stube auf und ab; seine Wächter beschäftigten sich mit dem Damenbret und beachteten ihn nicht. Da benutzte er den Augenblick, warf den Stab und den obern Mantel von sich, spang ins offene Fenster und stürzte sich hinab in die Saale. Der Wachstuch-Mantel, vom Winde aufgebläht, machte, daß er sanft in die Wellen fiel, aus denen die Fischer ihn hervorzogen und an das Ufer brachten. Hier setzte er sich auf sein getreues flüchtiges Roß und jagte nach Sangerhausen in die Arme seiner Gattin. In dieser Stadt baute er, zur Erfüllung seines Gelübdes, bald darauf die noch jetzt stehende Kirche zu St. Ulrich; auch stiftete er das Kloster Reinhardsbrunn und seine Gattin das Kloster Oldisleben.

Noch jetzt wird der Reisende auf das zur Hälfte noch vorhandne Fenster aufmerksam gemacht, aus welchem Ludwig seinen Sprung unternahm; wie aber der Sprung selbst möglich gewesen sei, will Niemand begreifen. Denn die Saale läuft nicht dicht unter dem Fenster weg und oben ragen so große Felsenblöcke hervor, daß übermenschliche Schnellkräfte nöthig wären, sich über sie hinauszuschwingen. Der heilige Ulrich hatte alle diese Hindernisse beseitigt. Ludwig hieß seitdem der Springer; er lebte noch bis zum Jahre 1123, wo er in hohem Alter starb, nachdem Adelheid ihm funfzehn Jahre früher vorangegangen war. Beide liegen in der Klosterkirche zu Reinhardsbrunn begraben.

58.

Das Christenthum in Julin.

(Siehe Heft 2. S. 123.)

So bereitwillig sich die Einwohner von Julin im Jahre 1124 gezeigt hatten, das Christenthum auzunehmen, mit eben der Leichtigkeit fielen sie gelegentlich wieder davon ab. Ein großes Fest, welches im Anfange des Sommers vom Volke gefeiert wurde, gab Veranlassung, daß man den versteckten Triglaff wieder zum Vorschein brachte, die Priester aufhetzte und den Pöbel gegen die christlichen Geistlichen und alle, welche es mit ihnen hielten, in Wuth brachte. Indem aber, sagt der Geschichtsschreiber, die Juliner eben mit diesem Feste beschäftigt waren, fiel plötzlich Feuer vom Himmel und ergriff mit einer wüthenden Flamme die ganze Stadt. Ihr Habe und Gut ward in Asche verwandelt und sie waren froh, nur ihr Leben zu retten. Nach einiger Zeit wieder zu ihren verheerten Wohnungen zurückkehrend, fanden sie die Kirche des heiligen Adalbert, welche Otto mitten in der Stadt, wegen Seltenheit der Steine, von Zimmerholz errichtet hatte, durch die Hitze der Flammen zwar zur Hälfte verzehrt, das Sanktuarium aber unversehrt, wiewohl dieses mit einem blossen Rohrdache bedeckt war, unter welches man, um die Würmer vom Altare abzuhalten, ein leinenes Tuch ausgespannt hatte. Dieses erstaunenswürdige Wunder wirkte dergestalt auf die ohnehin bestürzten Gemüther, daß sie die christlichen Priester wieder riefen und Buße thaten.

Bald darauf (1128) kam der heilige Otto abermals nach Julin und befestigte den Glauben der Wiederbekehrten durch neue Wunder. Er gründete, um die Juliner durch die beständige Gegenwart eines kirchlichen Oberhaupts für immer zu zähmen, ein Bisthum, das er seinem Freunde und Gefährten Adalbert verlieh und welches im J. 1140 die päpstliche Bestätigung erhielt. — Noch einmal kam in der Folge Otto nach Julin, wurde gut aufgenommen und taufte diejenigen, welche noch nicht getauft waren.

Indessen fand sich bald, daß der neue Bischof bei den beständigen Unruhen, welche in Julin herrschten, hier nicht ausdauern konnte. Durch ihre Seeräubereien hatten die Juliner längst den Haß und die Rache der Dänen auf sich gezogen, deren

Land und Schiffe sie unaufhörlich beraubten. Der dänische König Woldemar I. und der rügische Fürst Jaromir I. eroberten die Stadt im J. 1170, zündeten sie an und verheerten sie. Binnen wenigen Jahren erholte sie sich jedoch dergestalt, daß sie bereits 1176 oder 1177 abermals ein Gegenstand der Rache Woldemars ward. Er belagerte sie aufs neue und verwüstete sie von Grund aus. Bei dieser Gelegenheit, als der König die Stadt über die Maßen ängstigte, beredete der Bischof die Bürger, ihre Häuser zu verbrennen und mit ihm und seinem Kapitel nach dem nahegelegenen Camin zu flüchten, von wo an seit dieser Zeit der Sitz des Bisthums sich befand. Von Julin aber ist seitdem fast jede Spur verschwunden; sein letzter Bewohner möchte sagen:

— — Wir haben
Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren
Das in sein dumpfig enges Schiff gepreßt,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten haust,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Thälern Köstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen.

59.

Wratislav.

(Aus der Vorzeit von Cammin.)

S. 121.

Nach dem Tode des Herzogs Suantibor beschlossen seine vier Söhne, welche einsahen, daß die Polen unaufhörlich nach der Eroberung und Unterwerfung Pommers strebten, die väterlichen Länder unter sich zu theilen, damit ein jeder wisse, welches Erbtheil er zu vertheidigen habe. Wratislav und Ratibor erhielten Vorpommern bis an die Warte und Netze nebst der Ukermark, und dieses Land wurde Slavien genannt; ihre Brüder Bogislav und Suantibor aber erhielten unter dem Namen Pommerellen Alles, was zwischen der Persante, Weichsel, Labissa, Bra und Warte lag und ihr Gebiet erstreckte sich gegen Süden bis in die nachmaligen Woywodschaften Posen und Kalisch.

Die vier Brüder versprachen sich gegenseitigen Beistand, wenn das Land des Einen vom Feinde angegriffen werden sollte. — Was Slavien betrifft, so überließ Ratibor seinem Bruder Wratislav die Regierung und begnügte sich mit einer Apanage.

Wratislav (1107 — 1136) war ein Gönner des Christenthums und hatte dasselbe schon in der Kindheit als Kriegsgefangener zu Merseburg angenommen, ohne es jedoch — aus Rücksicht auf seine Unterthanen — öffentlich zu bekennen. Er bemühte sich, seine Unterthanen zur Verzichtleistung auf den Götzendienst zu bewegen; er und seine Gemahlin Heila waren es, die dem Bischofe Otto von Bamberg vorarbeiteten und Vorschub leisteten, als derselbe im J. 1124, sein Bekehrungsgeschäft in Pommern anfing. Bis jetzt hatten die Pommerschen Fürsten fortwährend mit den Polen im Kriege gelegen; die Einführung des Christenthums in Pommern verschaffte ihnen einige Ruhe. Von seinem Schwager Heinrich, dem Fürsten der Obotriten, erhielt Wratislav zur Entschädigung für geleistete Dienste gegen die Rügier die Stadt und den Distrikt Wolgast.

Der theilweise Wiederabfall der Pommern vom Christenthum und ihr dadurch an den Tag gelegter Trotz brachten den Herzog Boleslaus von Polen von neuem in Harnisch. Schnell gerüstet, war er mit einer Armee bis an die Pommersche Grenze gerückt und Alles zitterte; Einige flohen und brachten ihre Sachen in den befestigten Orten unter; Andere ergriffen die Waffen, entschlossen, ihr Gebiet zu vertheidigen. Doch faßten sie noch zuvor den Entschluß, zu dem Bischof Otto ihre Zuflucht zu nehmen. Sie schickten Gesandte und ließen in dieser großen Verlegenheit um seinen Rath bitten. Der Bischof wurde gerührt und versprach selbst sein Leben für sie hinzugeben, sich aufzumachen und den Herzog von Polen um die Abwendung des Krieges zu bitten. Sogleich bestimmte Otto seine Reisegefährten, nahm aus Pommern angesehene Männer mit, welche auf des Herzogs Einwürfe antworten und zur Beilegung der Streitigkeiten, die von beiden Seiten erregt werden konnten, Macht genug hätten. Im Lager angekommen, empfing der Herzog den Bischof mit vieler Freude, aber es kostete diesen nicht geringe Mühe, die Erbitterung in Jenem zu bewältigen und ihn von seinem Kriegszuge abzubringen. Endlich verlangte Boleslaus, daß der Fürst von Pommern selbst kommen und um Verzeihung bitten solle. Wratislav wurde demnach schnell herbeigeholt, und nachdem noch zwei Tage in Unter-

handlungen vergangen, stellte Otto durch seine Ueberredungsgabe den Frieden wieder her und die Fürsten schlossen ein neues Bündniß.

Die gewöhnliche Residenz des Fürsten Wratislav war Cammin. Hier taufte im Jahre 1124 der Bischof Otto mit seinen Gehülfen bei einem Aufenthalte von beinahe funfzig Tagen die meisten Einwohner der Stadt, und sehr viele, welche vom Lande dahin kommen. Der Fürst selbst schwor mit Berührung der Reliquien seine 24 Nebenweiber ab und seinem Beispiele folgten viele andere Slaven. Otto baute hier eine Kirche von Baumreisern (Steine und Holz fehlten), und der Fürst schenkte zum Unterhalte der Priester einige Ackerhöfe.

Bei seiner zweiten Anwesenheit in Pommern im Jahre 1128, hielt Otto sich ebenfalls oft und lange in Cammin auf und schied dann mit der zärtlichsten Freundschaft auf immer von dem Fürsten, der, wie es scheint aus Ueberzeugung, so viel für die Einführung der neuen Lehre that und bald auch ein Opfer derselben werden sollte.

Wiewohl nämlich ein großer Theil von Pommern sich gutwillig in die Abschaffung des Götzendienstes gefügt hatte, zeigte doch ein anderer Theil sich desto hartnäckiger. Die Leutizier namentlich (diesseits der Peene) ließen sich nicht beruhigen, obwohl die Einführung des Christenthums auf einem allgemeinen Landtage zu Usedom beschlossen worden war; die Abgabe des Zehnten war bei ihnen, wie überall, eine Hauptursache der Unzufriedenheit. Schon längst hatten sie dem Herzoge wegen seiner Bemühungen um Ausbreitung des Christenthums vergeblich nachgestellt. Zuletzt erkauften sie einen heidnischen edlen Leutizier, der mehrere Jahre bei dem Fürsten gedient hatte, zum Meuchelmorde. Als der Herzog einst, von der Jagd ermüdet, sich in der Nähe des Dorfes Stolpe an der Peene unter eine Eiche gelegt hatte, um auszuruhen, überfiel ihn der Mörder im Schlafe und erstach ihn. Der Fürst, den tödtlichen Stich fühlend, sprang empor, ergriff mit mächtiger Hand den untern Kinnbacken des Mörders, riß ihm denselben aus und tödtete ihn auf diese Weise ebenfalls.

Ratibor, der Bruder des Herzogs, übernahm die Vormundschaft über die beiden Söhne desselben, Bogislav und Casimir und stiftete auf der Stelle, wo sein Bruder ermordet worden war, das Kloster Stolpe.

60.

Die Grafen von Lindow.

(Aus der Vorzeit von Alt- und Neu-Ruppin.)

Die Herrschaft Ruppin gehörte seit dem 12ten Jahrhundert den Grafen v. Lindow, aus dem Hause Arnstein, deren Stammsitz das Ländchen Lindow bei Zerbst war. Sie umfaßte den heutigen Kreis Ruppin, erlangte aber erst nach und nach diese Ausdehnung. Einige gräfliche Räthe führten die Regierung und besorgten, nebst einigen Schreibern, die Justiz-, Lehns- und Kanzlei-Geschäfte. Die Magistråte der Städte standen unter ihrer Aufsicht, und wurden, bei wichtigen Vorfällen, von ihnen nach Alt-Ruppin beschieden, in dessen gräflicher Residenz sich das Archiv befand. Die Grafen waren Lehnträger des kurfürstlichen Hauses von Brandenburg. — Die Domainen standen unter der Aufsicht eines gräflichen Hauptmannes (Landeshauptmanns) und in Rücksicht der Abgaben auch die Städte. — Nach dem Erlöschen des gräflichen Stammes (1524) ward das Land als Lehn eingezogen, mit der Mark Brandenburg verbunden, und nach Weise der übrigen kurfürstlichen Besitzungen organisirt.

Graf Gebhard ist der erste Besitzer, von welchem historische Kunde vorhanden ist. Er soll ein kluger und angesehener Mann gewesen sein, der das zu jener Zeit noch sehr entvölkerte Ländchen in Aufnahme zu bringen suchte. Unter ihm bildete sich wahrscheinlich um die Burg Alt-Ruppin ein Flecken oder Städtchen. Er gründete um das Jahr 1194 Neu-Ruppin, machte es zum Hauptort des Landes, und soll auch die Stadt und das Kloster Lindow angelegt und nach dem Stammsitze seiner Familie genannt haben.

Sein Bruder Wichmann hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und wird als ein Wunderthäter beschrieben. Auf seine Veranlassung stiftete Gebhard ein Dominikaner-Kloster zu Neu-Ruppin, worauf Wichmann seine Probstwürde in Magdeburg verließ, aus dem Prämonstratenser-Orden trat und als Prior zu dem gedachten Dominikanerkloster überging. Ein Mönch erzählt, im J. 1270 habe Wichmann sich einst in Amtsgeschäften ausserhalb des Klosters und jenseit des Sees befunden. Gegen Mittag kam ihm ein heftiger Hunger an. Zu müde, um den weiten

Umweg über Alt-Ruppin zu wählen, stärket sich der Prior beim Schall der Klosterglocken in seinem Glauben, segnet sich mit dem heiligen Kreuz, tritt getrost auf das Wasser, und sein Gefährte sieht ihn wie auf dem Eise dahinwandeln. Ganz unvermuthet ist er im Kloster und labt sich unter den Seinigen. Erst nach einer Stunde erscheint der andere, weniger glaubensfeste Mönch und verkündigt die wunderbare Mähr.

Ein anderesmal, da sich wider Erwarten zahlreiche Gäste im Kloster eingefunden hatten und die Küchenvorräthe nicht zulangen wollten, trat Wichmann an das Ufer des Sees, der die Klostermauern bespülte, und machte durch die Kraft seines Gebets, daß ein großer Fisch herbei kam und sich mit den Händen fangen ließ. — Der unverwesliche Körper dieses Priors wurde in Stein ausgehauen und in die Klosterkirche gesetzt. Er soll um das Jahr 1270 gestorben sein, wahrscheinlich ist er aber vorher nach Magdeburg zurückgegangen, weil er in Neu-Ruppin nicht begraben liegt.

Graf Burchard († 1311) war ein Freund der Dichtkunst und es sind von ihm noch folgende zärtliche Verse vorhanden, die er auf seine Gemahlin Elisabeth gemacht.

Fulget Elisabeth et floret inter uxores
Quas Rapina fovet clarissimas inter sorores,
Haec mea Lux, mea Spes per omnes inter nitores.

Unter dem Grafen Günther, einem Manne von großer Sittenstrenge, (um das Jahr 1330) entstand in Neu-Ruppin ein Aufruhr. Er belegte nämlich die Freudenmädchen mit einer großen Geldbuße und verwendete diese zu frommen Zwecken. Die Bürger wollten sich eine solche Auflage auf ihre Töchter der Freude nicht gefallen lassen und empörten sich; ein rechtschaffener Ruppiner Bürger rettete dabei dem Grafen das Leben.

Nach seinem Tode setzten seine drei Brüder Ulrich, Adolph und Burchard die Regierung fort. Um diese Zeit entstanden die Unruhen wegen des falschen Waldemar. Die Grafen von Lindow konnten nichts thun, als mit dem Strome schwimmen und dem Betrüger huldigen, in der Wirklichkeit blieben sie jedoch dem rechtmäßigen Herrscher treu, daher sie auch in den Bann verfielen. (Schon früher [1337] hatten die Grafen wegen ihrer Anhänglichkeit an das markgräfliche Haus einmal dieses Schicksal gehabt). — Der jüngste Graf, Burchard, wurde 1348 Bischof von Havelberg. Adolph zog sich in den Privatstand zurück und

Ulrich regierte allein. Um diese Zeit verfiel das Ländchen in Schulden und der Wohlstand der Grafen sank immer mehr herab.

Ulrichs drei Söhne Ulrich, Albrecht und Günther erbten (1360) die Regierung. Die beiden letztern ließen sich mit dem Herzoge Kasimir IV. (oder III.) von Pommern in eine Fehde ein, ohne die Macht zu haben, ihm die Spitze bieten zu können. Sie zogen ohne Zweifel den Kürzern und wählten daher 1369 den Johanniter-Ordens-Meister Herrmann von Werberg, zum Schiedsrichter in der Sache. Aber der Vergleich kam nicht zu Stande und die Fehde, in die nunmehr auch der schwache und unvermögende Markgraf Otto verwickelt ward, wurde mit nicht geringem Verlust von Seiten der Grafen fortgesetzt. Kasimir soll sogar einen der Grafen gefangen genommen haben. Doch verlor auch Kasimir das Leben und nun kam 1371 zu Köricke ein Frieden zu Stande, der Alles beim Alten ließ. — Immer tiefer geriethen die Grafen durch den Aufwand in Schulden, den sie in dieser Periode zur Bekämpfung der Räuber machen mußten, und sie begannen, einzelne Theile der Herrschaft zu veräussern.

Um das Jahr 1397 geriethen die Grafen v. Lindow nebst den Bürgern von Ruppin abermals in Bann. Das Ueberhandnehmen der Diebstähle veranlaßte nämlich den Rath von Ruppin, eine Haussuchung vorzunehmen und dabei sogar bis in die Wohnungen der Geistlichen zu dringen, deren Ruppin nicht weniger als 50 in seinen Mauern zählte. Man kam in das Haus des Diakonus Jacob Schildicke und fand die Behältnisse des ehrwürdigen Herrn voll von gestohlenem Gold- und Silbergeräth. In seinem geistlichen Ornat führte man den Diener Gottes ins Gefängniß und sein eigenes Geständniß, das am andern Tage erfolgte, ließ keinen Zweifel an seinem Verbrechen mehr übrig. Auf Befehl des Grafen, des Richters und des Magistrats, ward durch Glockengeläut das ganze Volk zusammenberufen. Man wollte Angesichts der ganzen Stadt und unter Gottes freiem Himmel über die Strafe eines so seltenen Verbrechers sich berathschlagen. Aber stürmisch und tobend verlangte das lange geplagte, von allen Seiten geplünderte und beraubte Volk, daß die Gerechtigkeit sofort gehandhabt werde. Zwei Bürger, Koppe Königsberg und Henning Keller wurden (nach Sitte damaliger Zeit) durchs Loos erwählt und sie hingen den Dieb sofort, ohne weiteres gerichtliches Erkenntniß an den Galgen. Die Geistlichen aber, statt mit Abscheu auf ihren Bruder herabzusehen,

vereinigten sich nun, den Grafen, den Rath und die Bürgerschaft bei Bonifaz IX. zu verklagen, daß sie an ein Mitglied des Klerus die Hand gelegt hätten. Darauf erfolgte denn auch ohne Weiteres der Bannfluch, der nur auf die demüthige Bitte der Grafen und der Bürger im Jahre 1398 durch den Bischof von Havelberg wieder zurückgenommen wurde. Aber noch 6 Jahre nach der Aufhebung fuhren die adlichen Räuber der Mark fort, das arme Ruppin und die Umgegend wie ein geächtetes Land zu behandeln.

Eine bessere Zeit kehrte erst mit Friedrich I. Burggrafen von Nürnbürg ins Land (1412). Die Grafen v. Lindow und alle Bessergesinnten vereinigten sich mit ihm, den Räubereien des Adels ein Ende zu machen. Vorzüglich wirkte der edle Graf Ulrich v. Lindow († 1420) thätig mit bei der Zerstörung der fast unzählbaren Raubschlösser, namentlich zeichnete er sich bei der Eroberung von Friesack, das 1414 dem trotzigen Dietrich von Quitzow abgenommen wurde, aus. Ulrich begleitete den Burggrafen auch nach Kostnitz.

Sein Neffe Albrecht († 1460) folgte ihm in der Regierung, und verkaufte einen Theil seiner Besitzungen nach dem andern. Er half dem Erzbischof Günther von Magdeburg in einem Kampf gegen die dasige Altstadt (1430), trat aber 1433 zur entgegengesetzten Partei über und trieb den Erzbischof mit dessen Verbündeten trotz des ausgesprochenen Bannfluches so in die Enge, daß er fast alle Städte verlor. Im J. 1443 wurde Albrecht, der sehr viel am kurfürstlichen Hofe zu schaffen hatte, bei der von Friedrich II. auf dem Marienberge vor Brandenburg gestifteten Schwanen-Gesellschaft U. L. Frauen Kettenträger, von ihm zu einem der ersten Ordensritter, zum Vorsteher und Prokurator dieser Gesellschaft ernannt. Im Jahre 1448 schmeichelte Albrecht sich sogar damit, König von Dänemark zu werden.

Um diese Zeit scheinen die Städte ihren Landesherrn sehr aufsätzig geworden zu sein, namentlich nahm Neu-Ruppin einen hohen Ton an. Einst schickten die Grafen einen adligen Hofjunker in die Stadt, um dem Rath etwas vermelden zu lassen; da vergriffen sich die Bürger an dem Gesandten, führten ihn auf den Markt und schlugen ihm ohne alle Umstände den Kopf ab. Die Grafen darüber in höchsten Zorn versetzt, ließen die Bürger ihre Ungnade dadurch fühlen, daß sie ihnen ihre (der Grafen) Mühlen verboten. Dadurch wurden die Ruppiner endlich gezwun-

gen, den Grafen zu Fuß zu fallen und Genugthuung zu geben. — Einst wollten die Grafen zu einem Herren-Tage ziehen und brauchten Tuch; sie erboten sich, gegen dessen Lieferung der Stadt die Gerichte abzutreten, aber der eigensinnige Rath schlug den vortheilhaften Handel ab. Bald darauf hätte er gern weit größere Opfer gebracht, um die Gerichte an sich zu bringen; aber nun — brauchten die Grafen kein Tuch.

Graf Wichmann, der letzte seines Hauses, war 1503 geboren. Er stand unter der Vormundschaft des Bischof Johann von Havelberg, Grafen v. Schlabrendorf. Als Kurfürst Joachim I. im J. 1512 zu Neu-Ruppin prächtige Ritterspiele feierte*), berechtigte der junge Graf Wichmann zu den schönsten Hoffnungen. Im J. 1520 trat er die Herrschaft an und ging 1521 mit dem Kurfürsten nach Worms. Im Jahre 1524 erkrankte er in Folge einer Erhitzung auf der Jagd, und wurde dabei wahrscheinlich ein Opfer seiner Aerzte. Er wurde, als der letzte seines Stammes, mit Schild und Helm in der Klosterkirche zu Neu-Ruppin vor dem Altar im hohen Chore feierlich begraben. — Man behauptet, daß die Grafen v. Lindow sämmtlich ein Loch im Ohrläppchen mit auf die Welt gebracht hätten.

„Diese Grafen," bemerkt der alte Geschichtsschreiber Haftitz, „sind fromme und gutthätige Herrn gewesen, die ihren Unterthanen Alles Liebes und Gutes erwiesen haben; aber bei ihrer großen Demuth und Gütigkeit sind sie wenig geachtet gewesen, voraus in der Stadt Neu-Ruppin. Denn obwohl die Herrn Grafen oftmals den Rath und die vornehmsten Bürger mit ihren Weibern und Kindern zu Gaste geladen und in Friede unter den Bäumen zwischen Alt- und Neu-Ruppin von Maien lassen Lauben machen, sie wohl traktirt, Tänze gehalten und das Liebste und Beste gethan, so sind sie doch gemeldeten Herren allezeit zuwider gewesen."

61.

Osterburg.

Osterburg ist ein kleiner lebhafter Ort und vielleicht von den Altmärkschen Städten die zierlichste. Ihre Lage an der

*) Ein Näheres darüber künftig.

Biese, die sich unterhalb des sogenannten Donnerberges mit der Uchte vereinigt, ist sehr angenehm.

Osterburg war ehemals eine Grafschaft. Heinrich der Vogelsteller erweiterte die Burg, welche er hier vorfand und soll einen gewissen Siegfried aus dem Geschlechte der Veltheime zum Gaugrafen hieselbst gemacht haben. Im J. 982 bei dem Einfalle der Wenden wurde Osterburg hart mitgenommen und blieb in den Händen der Wenden.

Kaiser Heinrich IV. befestigte den Ort von neuem und setzte seinen Günstling Werner v. Veltheim zum Grafen ein: dessen Sohn Werner I. wurde in seinen besten Jahren von einer Seiltänzerin, die er geneckt oder überrascht hatte, mit einer Keule erschlagen. Werner III. hatte eine Schwester Albrechts des Bären zur Gemahlin: er stiftete das berühmt gewordene Kloster Crevese, und Kaiser Lothar II. soll zu seiner Zeit in Osterburg gewesen sein; eine Ehre, die seitdem diesem Städtchen nie mehr wiederfahren ist. Sie wurde aber auch sehr hoch gefeiert, denn bei der Freude darüber, geriethen die kaiserlichen Bedienten mit den Bürgern in einen kleinen Zwist, der eben weiter nichts zur Folge hatte, als was der Geist der Zeit mit sich brachte: die meisten Bürger wurden ermordet und die Burg mit dem Städtchen zertrümmert.

Werner's III. zweiter Sohn Heinrich baute unter andern die jetzige Nikolai-Kirche in Osterburg. Im Jahre 1236, bei dem Tode Siegfried II. fiel Osterburg an den Landesherrn, Markgrafen Albrecht II. zurück. Es war nach damaligen Begriffen eine starke Festung; jetzt sind die Festungswerke in Wiesen und Gärten verwandelt.

Otto III. und Johann I. Markgrafen von Brandenburg, erkämpften am 12. Juni 1240 in der Nähe der Stadt an der Biese einen glänzenden Sieg: der Bischof von Halberstadt fiel mit seinen vornehmsten Rittern in ihre Hände.

Albrecht und Waldemar überließen 1351 die Stadt an den Erzbischof von Magdeburg.

Von Feuersbrünsten wurde Osterburg sehr oft verwüstet. 1573 brannten 211 Häuser nieder, 1631 wieder 200, und 1761 wurden fast zwei Drittheile der Stadt in Asche verwandelt. Der Thurm, einer der höchsten und künstlichsten in der Altmark, brannte fast gänzlich nieder und wurde erst weit später in seiner jetzigen Gestalt wieder hergestellt. Dieses Unglück entstand aus Aber-

glauben. Ein Brauer ließ seine Bottiche von einem klugen Manne aus Stendal ausbrennen, weil sie behext sein sollten.

Im Jahre 1583 raffte die Pest zwei Drittheile der Einwohner dahin und im 30jährigen Kriege soll die Stadt die unglaubliche Summe von 392,380 Thlr. an Brandschatzungen aufgebracht haben; wonächst sie fast gänzlich zerstört wurde.

Enzelt von Salfeld, der Verfasser der ältesten Kronik von der Altmark, war Ober-Prediger an der hiesigen Nikolai-Kirche. Der Schriftsteller Nikolaus Leutinger († 1612) liegt in der Martinskapelle begraben. Man fand ihn auf dem osterburgschen Felde in den letzten Zügen liegen. Er kam zu Fuße aus Dänemark in den armseligsten Umständen zurück.

Nahe bei Osterburg liegt das romantische Dörfchen Krumke, wo man einen Fleck rother Erde findet. Die Sage meldet, diese Erde sei von dem Blute der Erschlagenen gefärbt, die in dem Treffen zwischen Hudar von Stade und Albrecht von Askanien, die sich den Besitz der Altmark streitig machten, fielen. Andere meinen, diese ewig rothe Erde sei die unvertilgbare Spur einer blutigen Fehde zwischen den Städten Seehausen und Osterburg.

62.

Die Questenberger.

In der Grafschaft Stolberg, eine Stunde von Roßla entfernt, liegen auf einem steilen versteckten Berggipfel die mit hohem fettem Grase und Gesträuch malerisch umzogenen Ruinen des Schlosses Questenberg. Nichts konnte durch die güldene Aue, diesen so besuchten Landstrich Thüringens, passiren, ohne von dem Burgherrn erspäht und — beraubt zu werden.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert befand sich die Burg im Besitze der Familie von Knaut oder Knut. Kirche und Erbbegräbniß hatten die Ritter in einem unweit belegenen Kloster, das mit sieben Mönchen besetzt war. Die Stätte, wo es stand, heißt noch jetzt die Klause und die große Glocke auf dem Kirchthurme des unter dem Berge gelegenen Dorfes Questenberg wurde aus dem Schutte jenes Klosters hervorgegraben.

Das Dorf Questenberg hieß in älterer Zeit, wahrscheinlich wegen seiner schattigen Lage zwischen Bergen und Wäldern, Finsterberg

und erst im dreizehnten Jahrhundert kam, in Folge eines besondern Ereignisses, jener andere Name in Gebrauch.

Einer der alten Burgherren von Knut hatte nämlich ein einziges Töchterlein, das er, als die alleinige Frucht seiner Ehe, von ganzer Seele liebte. Das Kind spielte gern mit Blumen und pflegte sich deren immer vor den Thoren der Burg im Gesträuch und im nahen Walde zu sammeln. Einst blieb es aber — im Alter von vier Jahren — ungewöhnlich lange aus; der Abend dunkelte, es kam nicht zurück; die Wärterin lief in den Wald, rief es beim Namen, schrie und klagte, aber nur die Felsenwände gaben ihre Klagetöne zurück. Sie eilte in das Schloß zurück, erzählte das schreckliche Ereigniß und Alles in der Burg versank in tiefe Trauer. Der bekümmerte Vater schickte sogleich nach allen Gegenden seine Knappen aus und ließ die Gemeinden seiner Dörfer aufbieten, das verlorne Kind zu suchen.

Dieses hatte sich durch die schönen Blumen immer tiefer in den Wald locken lassen und war in einem finstern Thale, durch welches kein Weg führte, endlich zu einer Köhlerhütte gekommen. Hier hatte es sich vor der Thüre hingesetzt und drehte mit seinen zarten Fingerchen eben einen Blumenkranz, an welchem zwei Quasten von Blümchen herabhingen, als der Köhler es mit einbrechender Nacht bei seiner Rückkehr nach Hause fand. Das Kind lächelte dem schwarzen Manne so freundlich entgegen, als kenne es ihn schon längst; es bot ihm den Blumenkranz an und verlangte zu essen. Der Köhler, welcher weder das Kind kannte, noch auch den Namen der Aeltern zu erforschen vermochte, nahm die Kleine mit Zärtlichkeit auf, drückte seinen russigen Mund auf ihre volle Wange, trug sie in die Hütte und pflegte ihrer durch mehrere Tage. Das Mädchen zeigte kein Verlangen, zu ihrem Vater zurückzukehren; vor der Hütte des Köhlers fand sie ja Blumen in Fülle. Täglich lief sie da herum, pflückte beide Händchen voll, kehrte zurück, saß vor dem Eingange und flocht die Blumen zu kleinen Kränzen.

So fanden endlich nach mehreren Tagen sie einige Questenberger. Ihre Freude war groß; jubelnd und singend nahmen sie die Kleine auf, befestigten den Blumenkranz, den sie eben wand, an eine Stange, trugen ihn vor sich her und der Köhler mußte sie begleiten.

Auf dem Söller seiner Burg saß inzwischen der bekümmerte Vater, den Kopf auf die Hand gestützt; er blickte oft hinab auf

den Weg im Thale und eine Thräne rollte über seine Wangen, wenn er immer noch Niemanden kommen sah. Auf einmal vernahm er in der Ferne ein Jubeln und Jauchzen. „Da kommt sie!“ schrie er freudig auf: „wer würde es wohl wagen, sich meinem Hause mit solcher Freude zu nahen, während Alles in tiefer Trauer liegt. Sie muß es sein!“

Er stürzte hinab vor das Thor; Alles was noch in der Burg war, hinter ihm her. Da zogen sie frohlockend den Berg hinan mit dem theuren Kinde; bald hing die Kleine an seinem Halse und umschlang ihn mit ihren zarten Aermchen, während des Vaters bärtiger Mund sie liebkoste und seine Freudenthränen sie benetzten.

Jubel und Freude herrschten nun in der Burg. Die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghofe aufgepflanzt und die Knappen und das Volk zechten und tanzten um sie herum durch die ganze Nacht. Zum dankbaren Andenken schenkte der glückliche Vater den Questenbergern einen Strich Waldes, und der Gemeinde des ihm ebenfalls gehörigen Dorfes Roda den Holzfleck, auf welchem das Kind vor der Köhlerhütte gefunden worden war. Das Holz wurde ausgerodet und in eine Wiese verwandelt, die noch jetzt die Fräulein-Wiese heißt und zu den Grundstücken des Predigers in Roda gehört. Durch die Blumenquasten, welche den Kranz des Kindes zierten, veranlaßt, gab der Burgherr ferner seiner Burg und dem Dorfe den Namen Questenberg. Die Questenberger aber feierten nun jährlich diesen Tag; sie errichteten einen Baum auf dem höchsten Berge der Gegend und zierten ihn mit einem Kranze, wie der des Kindes war. Noch jetzt wird dieser fast alljährlich zu Pfingsten gefeiert, jedoch nicht ohne einige Abänderungen, die aus den Umständen der Zeit allmählig hervorgegangen sind.

Den jungen Burschen und Männern des Dorfes ist es nämlich erlaubt, sich die größte Eiche im Walde auszusuchen. Diese hauen sie am Tage vor dem Pfingstfeste ab und nehmen ihr, eine halbe Elle vom Stamme, alle Aeste. Das Abgehauene ist ihr Eigenthum. So bleibt der Baum bis zum dritten Pfingsttage liegen, wo sie ihn vor Aufgang der Sonne, von Musik und einem jauchzenden Haufen Zuschauer begleitet, auf den hohen sogenannten Questenberg, dicht über dem Orte, bringen. Dies muß aber, dem Herkommen gemäß, bloß mit den Händen und ohne helfende Werkzeuge, auch ohne Zuthun von Pferden, bewerkstelligt wer-

den. Oben auf der Höhe richtet man den Baum auf, befestigt an seiner Spitze einen Kranz von grünen Birkenzweigen in der Größe eines Wagenrades, an dessen beiden Seiten große Quasten von eben solchen Zweigen hinabhängen, grade so wie der Kranz des Kindes war. Der Holzersparung wegen dürfen die Bauern jetzt immer nur nach acht Jahren einen solchen Baum aussuchen, erhalten aber dafür in den andern sieben Jahren eine Vergütigung.

Im Sommer 1810, wo der aufgepflanzte Baum eben erst vier Jahre gestanden hatte, sah ein Reisender dieses merkwürdige Volksfest mit an. Die männlichen Einwohner des Dorfes zogen, mit Gewehren versehen, mit Federbüschen geschmückt und von Musik begleitet, früh vor Aufgang der Sonne auf den Berg. Hier nahmen sie den verdorrten Kranz des vorigen Jahres herunter, holten aus dem Walde Birkenzweige, wanden einen neuen Kranz und zogen ihn mit vieler Mühe und Anstrengung den Baum hinan, wo er wieder für ein Jahr befestigt wurde. Dies Alles geschah unter dem Zulauf von einer Menge Menschen und unter stetem Jubeln, Schiessen und Musiciren. Als gegen Mittag der Kranz fest saß, schoß man dreimal durch seinen Kreis hindurch und verließ alsdann die steile Höhe. Unten ordnete sich dann die bewehrte Mannschaft, zog mit Musik vor die Wohnung des Predigers, und führte diesen nach einer Salve in feierlicher Prozession in die Kirche zum Gottesdienst. Die Kirche war mit Zuhörern überfüllt und doch faßte sie kaum den dritten Theil der anwesenden Menge. Was nicht hineinging, trieb sich draußen umher und that einzelne Freudenschüsse, sogar dicht bei der Kirche. Nach beendigtem Gottesdienste bildeten sich an verschiedenen Orten Tanzpartien und auf diese Art wurde das Fest und der Tag beschlossen. —

Mit diesem Ueberreste grauer Vorzeit steht noch eine andere Sitte in Verbindung. Einer der Bewohner des Dorfes Roda, welches, wie oben erwähnt, den Holzfleck geschenkt bekam, auf welchem das Kind wiedergefunden wurde, muß nämlich alljährlich am zweiten Pfingsttage dem Prediger in Questenberg ein Brot und vier Stück Käse bringen. Der Prediger stellt über den richtigen Empfang dieses Geschenks einen Schein aus und der Ueberbringer muß noch vor Sonnenaufgang Questenberg wieder verlassen. Geschieht dies Alles nicht pünktlich, kommt der Käse zu spät oder tritt der Ueberbringer zu spät den Rückweg an, so hat die Ge-

meinde Questenberg das Recht, aus der Heerde von Roda das beste Rind von der Weide wegzunehmen. — Die Questenberger halten auf dieses Recht mit großer Strenge; mit dem Grauen des Morgens sind sie schon vor der Thür des Predigers, um sich zu überzeugen, ob der Tribut pünktlich abgeführt wird. —

63.

Dietrich Kagelwied.

(Aus der Vorzeit von Stendal.)

Stendal war einst, vermöge seines Handels, seiner Manufakturen und Volksmenge die erste Stadt der Mark Brandenburg. Kühn durch ihren Wohlstand, trotzte sie selbst den Regenten, die ihr neue Lasten auflegen wollten, war aber eben so treu in der Vertheidigung der Rechte ihrer Fürsten, wenn sie von mächtigen und streitsüchtigen Nachbarn beeinträchtigt wurden. Sie vertheidigte sich selbst gegen ihre Feinde und trieb sie von ihren Grenzen zurück. Stendalsches Recht nahm manche neue Stadt zur Norm, und ihre Münze galt überall, wo die Wimpel der Hanse flatterten. Aechte Patrioten und kühne Männer blühten in ihrem Schoße auf. Die Fürsten der alten Zeit weilten gern in ihren Ringmauern und waren eben so freigebig mit Privilegien, als versöhnlich bei Beleidigungen, die man ihnen anthat. Jetzt hat die Stadt nichts mehr, als das Andenken davon, und die Trümmer ihrer ehemaligen Größe.

Heinrich der Vogelsteller soll Stendal, das nur aus einigen kleinen Weilern bestand, und dem Bischof von Hildesheim gehörte, mit einer Mauer umzogen und selbst einige Zeit dort gewohnt haben. Aber erst zu Albrecht des Bären Zeit war es eine feste Stadt. Albrecht gab ihr das Stadtrecht, und baute eine Burg, in welche er einen Burggrafen setzte. Dieser Beamte wurde nach Bezwingung der Wenden überflüssig und, als eine Ursache vieler Klagen, abgeschafft (1215).

Zu den Fürsten, welche hier residirten, gehört Heinrich, der Bruder des Markgrafen Albrecht. Derselbe errichtete hier mit Beihülfe des Markgrafen Otto II. ein Domstift, in dessen Kirche er auch beigesetzt wurde (1192). — Die Markgrafen Johann

und Otto verlebten ihre Jugendzeit in Stendal; die Markgräfin Agnes, eigenthümliche Besitzerin der Altmark, mit ihrem zweiten Gemahl, Otto dem Freigebigen, Herzog von Braunschweig, residirte zu Zeiten ebenfalls in dieser Stadt. Ludwig der Erste von Baiern kam schon in seinem zwölften Jahre an ihren Hof. Im 14. Jahrhundert war die Bevölkernng bis zu 20000 Seelen gestiegen.

Die größten Gunstbezeugungen erhielt Stendal vom Kurfürsten Joachim dem Ersten, der das Vergnügen und die Jagd liebte. In einem noch vorhandenen Briefe an den Magistrat ersucht er diesen freundlich, ihm seine Jagdköter und seinen Bullerwagen zu leihen. Dieser Fürst war gern in Stendal, Tangermünde und Arneberg; die eigentlichen Residenzen waren ihm zu still und einförmig. Er vermählte sich hier mit der Prinzessin Elisabeth von Dänemark (1502), blieb der Stadt zeitlebens gewogen und endigte in ihr auch sein Leben (11. Juli 1535). Mit ihm ging Stendals Glanz zu Grabe, denn Joachim war der letzte Regent, der hier wohnte.

Stendal gab mehreren berühmten Männern das Dasein. Zu ihnen gehört Dietrich Kagelwied, Erzbischof von Magdeburg und eines Tuchmachers Sohn. Seine humoristische Laune und seine Oekonomie erwarben ihm die Gunst Kaiser Karls IV.

Kagelwied hatte im Kloster Lehnin so viel gelernt, als ein Geistlicher damals bedurfte, und wurde Verwalter des Kloster-Vermögens. Durch Sparsamkeit, Ordnung und gute Wirthschaft befreite er das Kloster von Schulden und machte es wieder wohlhabend. Bei einem Besuche zu Lehnin lernte Karl IV. seine Haushaltungskunst kennen: er nahm ihn mit sich und machte ihn zum Schatzmeister und Statthalter von Böhmen. Kagelwied bewies sich auch hier als Muster eines weisen Finanzmannes, erweckte sich aber dadurch viele Hasser. Der Kaiser forderte Rechnung von seinem Haushalt. Anstatt sich Bedenkzeit auszubitten, begann er also: „Als ich mein Amt bekam, hatte ich nichts als meine Kutte und einige Pfennige. Giebt man mir diese zurück, so gehört alles Andre, was ich erspart habe, Euch, großer Kaiser, an: dies ist meine kurze und aufrichtige Rechnung.“ Eine solche Rechtfertigung befestigte ihn in der Gunst des Kaisers und auf die Empfehlung des letztern wurde er 1361 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt.

64.

Konrad von Hochstetten.

(Aus der Vorzeit von Köln.)
Heft 1. S. 96.

Köln hatte durch seine treue Anhänglichkeit an die Reichs-Oberhäupter in den Zeiten, wo die Erzbischöfe mit den Päpsten gegen dieselben gemeinschaftliche Sache machten, bedeutend gewonnen. Die Stadt entzog sich mehr und mehr der Herrschaft der geistlichen Herren und gelangte endlich auf die Stufe einer freien Reichsstadt, wo sie zwar auf einen dauernden Wohlstand rechnen durfte, mit den Erzbischöfen aber auch in stetem Unfrieden lebte. Funfzehn adliche (patricische) Familien, die ihre Abkunft von den Römern herleiteten und unter denen die Oberstolzen die mächtigste war, vermehrten den Glanz der Stadt. Auch die vielen in Köln befindlichen Reliquien trugen zum Reichthum und zur Berühmtheit der Stadt bei, ja sie erwarben dieser den Namen der heiligen Stadt. Die Andächtigen setzten sie jetzt in gleichen Rang mit Rom und strömten in zahllosen Schaaren hieher, um mit schwerem Gelde Vergebung ihrer Sünden zu erkaufen. So blühten hier Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften, wie in keiner andern Stadt Deutschlands und machten den Namen Köln geehrt durch die ganze christliche Welt. In dem Maaße nun, als der Reichthum und Ruhm von Köln stiegen, vermehrte sich natürlich auch das Streben der Erzbischöfe nach dem völligen Besitze der Stadt, über die sie noch immer einige lehnsherrliche Rechte ausübten. Diese geistlichen Fürsten aber waren allerdings gefährlich für die Freiheit der Stadt; als Herren eines ausgedehnten Landgebiets besaßen sie eine große Macht und gewöhnlich auch große Reichthümer, und ihr entschiedener Einfluß auf die Angelegenheiten des deutschen Reichs machten ihre Gunst den benachbarten Fürsten und Herren so wichtig, daß diese stets bereit waren, ihnen zu helfen, wenn sie die Stadt mit Krieg überziehen wollten. Die Kämpfe, welche die Kölner mit dem Erzbischof Konrad von Hochstetten und dessen Nachfolger Engelbrecht II. von Falkenburg ihrer Unabhängigkeit wegen zu bestehen hatten, sind, als hervorragende Begebenheiten aus dem deutschen Volksleben, vorzüglich merkwürdig. Wir beschränken uns für jetzt auf

die Ereignisse, welche sich unter Konrad von Hochstetten zutrugen, der den Stuhl des Erzstifts im Jahre 1237 bestieg.

Konrad war ein Fürst von großem Ansehen im Reiche, und da er den Streit liebte und keiner Fehde auswich, kam ihm ein Schatz von Gold, Silber und Edelsteinen, den man beinahe für unerschöpflich hielt, trefflich zu statten. Dieser Schatz rührte, wie man sagte, von seinen väterlichen Erbgütern her, deren er viele besaß und die er als der letzte seines Stammes dem Stifte einverleibte. Die nützlichste und dauerndste Unternehmung, welche er mit seinem Gelde begründete, war der Bau des weltberühmten herrlichen Doms zu Köln (1248).

In den ersten Jahren seiner Regierung lebten die Bürger der Stadt mit ihm in der besten Eintracht, und standen ihm in seinen Fehden getreulich bei. Unter andern bauten sie, um ihm gefällig zu sein, eine feste Burg bei Deutz, vermittelst welcher er von dem Grafen von Berg eine Herrschaft erzwang. Das gute Vernehmen hatte jedoch ein Ende, als Konrad, in der Absicht, sich nach und nach zum Herrn der reichen Stadt zu machen, Eingriffe in deren Rechte that, welche zu ertragen die muthigen Bürger nicht gesonnen waren. Folgendes war eine Hauptursache der ausbrechenden Uneinigkeit.

Die Stadt Köln besaß von alten Zeiteu her das Recht, Geld zu münzen; der Erzbischof dagegen durfte nur in den drei Fällen Münzen schlagen lassen, wenn er einen Römischen König krönte, wenn er das Pallium von Rom holte*) und wenn er den Kaiser

---

*) Das Pallium ist für einen Erzbischof gewissermaßen das, was für einen König die Krone ist, nämlich das Zeichen seiner Würde. Er wird nicht eher als wirklicher Erzbischof betrachtet, kann auch nicht eher gültig erzbischöfliche Handlungen verrichten, bis er damit versehen ist Er empfängt es von dem Papste und muß gewöhnlich der päpstlichen Kammer große Summen Goldes dafür bezahlen. Anfänglich war es ein ordentlicher weisser Mantel (Pallium), dann aber veränderte es sich in einen, von weisser Wolle gewebten, drei Finger breiten Streif, der um die Schultern gehängt wird, woran vorn auf der Brust und hinten auf dem Rücken ein eben so breites weisses Band herabhängt, welches mit dem um die Schultern hängenden Streif vorn und hinten ein Kreuz bildet. Ueberdem sind vier Kreuze, zwei von Purpur, zwei von schwarzer Farbe hineingewirkt, wovon zwei vorn an den Armen, nach der Schulter hin, eins auf der Brust und eins ganz unten an den Füßen zu sehen sind. Es wird von der Wolle zweier in der Agnes-Kirche zu Rom geweihter Lämmer durch Nonnen verfertigt, über dem Grabe der Apostel Petri und Pauli mit Gebet und vielen Ceremonien eingeweiht und dann dem Erzbischof oder seinen Abgeordneten feierlich eingehändigt. Er darf es aber nur in seiner Diöces und nur an Festtagen, oder bei feierlichen Handlungen tragen. Bei seinem Tode wird es mit ihm begraben, damit jeder neugewählte Erzbischof es von neuem theuer erkaufen müsse.

auf einem Römerzuge über die Alpen begleitete. Konrad kehrte sich an diese Einschränkung so wenig, als an die Vorstellungen der Bürger. Da nun diese die bischöflichen Münzen im Handel nicht gelten lassen wollten, gerieth der stets streitfertige Erzbischof in Zorn, ging nach Andernach und sandte den Kölnern einen Fehdebrief zu. Zugleich berief er seine Verbündeten und Lehnsleute zusammen und bezog mit ihnen, die viel tausend Mann stark waren, ein Lager bei Deutz; ebenso ließ er vierzehn Streitschiffe kommen, um mit diesen, von Deutz aus, den Handel der Stadt zu sperren. Aber die von Köln wehrten sich mannlich und achteten der feindlichen Schiffe nicht; sie fuhren sogar an das andere Ufer hinüber und gingen bei Deutz ans Land. Konrad ließ jetzt die Stadt mit Wurfgeschütz beschießen, doch auch dieses that keinen weitern Schaden, als daß es von einem Hause, Rothenberg genannt, den Schornstein abwarf.

Den Bischof verdroß es sehr, daß er den Kölnern nichts abzugewinnen vermochte, und besonders, daß seine Streitschiffe keines der vielen kölnischen Schiffe versenken konnten. Als er sich darüber beklagte, erbot sich einer seiner Schützen, die Schiffe der Kölner zu verbrennen, wenn man ihn mit Geldmitteln versähe. Diese bewilligte der Bischof nicht nur gern, sondern er machte dem Schützen auch große Versprechungen, falls ihm sein Unternehmen gelinge. Der Schütze, welcher die Kunst verstand, griechisches Feuer zu bereiten, nahm ein Schiff, stellte darauf ein großes Faß, füllte dieses mit Pech und Schwefel und setzte daneben ein Becken mit griechischem Feuer. Er lenkte das Schiff so nahe an die kölnischen Schiffe, daß solche davon berührt wurden; das Feuer aber verzehrte den Brander allein, ohne den kölnischen Schiffen zu schaden; das griechische Feuer floß längs dem Rhein, bis es versank.

Als nun keiner von Konrads Anschlägen gegen die Stadt gelingen wollte, da rieth Herr Herrmann Vittinghof, ein Ritter im bischöflichen Heere, zum Frieden und sprach: „Herr, die Fehde kostet Euch viel, wir liegen hier vergebens und die Kölner treiben ihren Spott mit uns, denn sie haben auf zehn Jahre Lebensmittel und sind einträchtig, darum auch für uns unüberwindlich. Beruhigt Euer Gemüth und lasset uns Frieden stiften; denn wir leben in den heiligen vierzehn Tagen, wo man allem Hasse entsagen soll. Ueberdem bedenket, gnädiger Herr, wie viel Dienste Euch die Bürger von Köln geleistet haben. Als Ihr mit dem

Grafen von Berg in Unfrieden standet, half Köln bei Deutz Euch eine starke Burg mit funfzehn Thürmen bauen und verwendete darauf funfzigtausend Mark. Da Ihr Euch mit dem Grafen wiederum versöhntet, mußten die Kölner diese Burg, abermals mit großen Kosten, abbrechen. Wie treu hat Köln Euch beigestanden in Eurer Fehde mit dem Herzoge von Brabant, und welche Dienste leistete es Euch gegen das Geschlecht von Limburg. Was damals an Euch gethan, solltet Ihr jetzt vergelten.“ Nach diesen und andern Worten ergab sich der Erzbischof und war es zufrieden, daß der Zwist vertragen wurde zwischen den Bürgern und ihm und er kam wiederum nach Köln.

Allein der Friede war kaum geschlossen, als er auch wieder gestört wurde. Es trug sich nämlich zu, daß einer aus den funfzehn alten kölnischen Geschlechtern, eines Ritters Sohn, Herr Heinrich Kleingedank, mit dem Beinamen der Rothe, von den Bischöflichen gefangen genommen wurde, indem dieselben sich stellten, als wüßten sie von der Sühne nichts. Die Kölner zürnten über diese treulose Handlung sehr und trachteten einen Verwandten des Erzbischofs zu fangen, welcher daran Theil genommen hatte; derselbe erhielt aber Wind und entfloh. Als Konrad von dem darüber entstandenen Auflaufe hörte und die Ursache erfuhr, brach er zornig auf nach Bonn. Hier ließ er mehrere Kölner Bürger, Herrn Bruno v. Kösen, und seine Freunde, welche Geschäfte halber unter sicherem Geleit hieher gekommen waren, ergreifen und auf die Schlösser zu Godesberg und zu Aare in die Thürme legen. Daraus entstand nun eine neue Fehde zwischen dem Erzbischofe und der Stadt Köln, und beide Parteien rüsteten sich zum Kampfe.

Wie nun der Erzbischof Konrad lange bei Rodenkirchen gelegen und gesehen hatte, daß er den Kölnern nichts anzuhaben vermöchte, beschloß er, die Stadt durch Hunger zu bezwingen und zu dem Ende alle Straßen zu Land und zu Wasser zu verlegen. Da half Herr Dietrich von Falkenburg, ein wackerer Ritter und kluger Mann, der in der Stadt lag und in ihrem Solde stand, den Bürgern mit Rath und That. Von ihm ermuthigt, zogen die Bürger zu Fuß und zu Pferde mit ihm aus. Zuerst kamen sie nach dem Dorfe Brechen, brannten dieses ganz kahl ab, und ließen weder Haus noch Scheuer darin. Nun zogen sie gegen den Feind, welcher unfern Brechen jenseits eines Baches

stand, der angeschwollen nnd sehr tief war. Der Bach wurde abgegraben und es entspann sich ein heftiger Kampf.

Der Erzbischof hatte im Ringe einen reinen Diamant; diesen zeigte er seinen Kriegern und bestimmte ihn zum Preise des Tages. Aber damit war dem Uebel nicht abzuhelfen; die Kölner gaben nicht nach und hielten sich so ritterlich, als hätten sie dieses Spiel zeitlebens getrieben. Nur der Hauptmann, Herr Dietrich von Falkenburg, hielt sich anfänglich still, bis ein Ritter ihn an seine Ehre mahnte; da fing auch dieser an, schlug nieder, was ihm vorkam und machte den Kölnern Bahn. Diese richteten ein schreckliches Blutvergießen an; ihre Fußvölker waren gut und kriegten wie die Herren. Was sich nicht wollte gefangen geben, das schlugen sie nieder, wie es ihnen vorkam, so Roß als Mann, und unter ihren Gefangenen waren über dreissig Ritter. Der Erzbischof, als er seine Sache verloren, ergriff die Flucht; da verfolgten ihn aber vier Helden, welche den ganzen Tag schon gestritten hatten, nämlich Mathias Oberstolz, Daniel Jude, Peter von dem Lebart und Simon Rösgin. Sie saßen ihm dicht auf der Ferse bis an die Fallbrücke des Hauses Brechen; hier umkehrend, geriethen sie jedoch unter die Bischöflichen, die vor den Kölnern geflohen waren und wurden gefangen. Man brachte sie auf das Haus Brechen und legte sie mit ihren unverbundenen Wunden in den Keller, was ihnen sehr schmerzhaft war. Als man dem Erzbischofe die Namen der vier Gefangenen nannte, ließ er sie kommen und sagte: „Die Meinigen mögen sich schämen, die nicht wie diese gefochten haben. Du aber, Daniel, obwohl Du gefangen bist, so gebührt Dir doch des Streites Preis. Allein mir sind dreissig Ritter gefangen und an Euch muß ich mich erholen: mögen die Kölner jene Dreissig für Euch herausgeben."

Die Kölner ihrer Seits zogen aus dem Felde mit Freuden heim und führten die dreissig gefangenen Ritter nebst vielem Fußvolk und großer Beute mit sich. Mit diesen herrlichen Siegeszeichen in der Stadt angekommen, war die Gemeinde gar freudig und lobte Gott, daß er ihr diesen Sieg verliehen und sie in brüderlicher Eintracht und Treue erhalten hatte. Die gemeinen Bürger wollten nun von dem errungenen Siege Nutzen ziehen: zu Hunderten versammelt, fuhren sie über den Rhein nach Deutz, um Holz zu holen. Sie thaten dieses ohne Vorwissen und ohne Genehmigung der Herren von Köln. Der Graf Adolph von Berg, zu der Zeit ein Verbündeter des Erzbischofs, hörte von

diesem Zuge der Kölner, überfiel sie mit vierhundert und, als er damit nichts ausrichtete, mit achthundert Pferden. Da behielt er das Feld; viele der Kölner blieben auf dem Platze, die andern flohen über den Rhein. Da nun die Gemeinen diese Schmach mit sich heim brachten, erregten sie den Unwillen der Herren; diese rüsteten sich (wiewohl der Zug wider ihren Willen geschehen war), mit mächtigem Gezeug, holten die Todten mit Gewalt heim und verbrannten Deutz.

Endlich unternahm der Erzbischof Albrecht von Trier einen Sühne-Versuch zwischen Konrad und der Stadt Köln. Beide Theile waren der lange dauernden Fehde überdrüssig, es kam daher ohne Schwierigkeit ein Vergleich zu Stande, zufolge dessen die Stadt dem Bischofe sechstausend Mark zahlen sollte. Die Aufbringung dieser Summe wurde den Bürgern zwar sehr schwer: sie schossen dieselbe aber zusammen, um des Bischofs willen, der die Sühne gestiftet hatte, und um ihr Wort zu lösen.

Der Erzbischof kam nun wieder in die Stadt, jedoch nicht eigentlich wie ein Friedensfürst, sondern wie einer, der neue Unruhe zu erregen wünscht. Er suchte die reichsten Bürger und die Herren von Köln zu bereden, sich mit ihm zu verbünden, ihm Heeresfolge zu leisten und ihm in Allem zu Willen zu sein; dagegen versprach er ihnen große Güter und Ehren. Die Bürger beriethen sich unter einander und schlugen ihm dann sein Ansinnen ab, weil es gegen ihre Freiheit laufe. — Zu einer andern Zeit sandte der Erzbischof nach den Reichsten unter den Webern und andern Gemeinen, beschied sie in das Richthaus und überredete sie, daß sie ihm schwuren und huldigten und ihm beizustehen gelobten gegen den Rath und die Obersten der Stadt, die ihm zuwider waren. Ihre Freiheit, sagte er, wolle er nicht brechen und kränken, wohl aber ihnen viele Gnade erweisen, so sie ihn gewähren ließen mit den Häuptern der Stadt, die ihm so viel Ueberlast gemacht hätten.

Als der Bischof auf solche Weise die Reichsten der Gemeinen, die da vom Wollenamt waren, auf seine Seite gebracht hatte, unterfing er sich, die Gewaltigsten von den Geschlechtern, die man die Hausgenossen nannte, die den Wechsel und die Münze unter sich hatten, zu entsetzen und ihre Aemter an Personen zu verleihen, die ihm ergeben waren. Er entsetzte ferner die Schöffen und nahm ihnen ihre Waffen und Gewehre. Sieben der Vornehmsten aus der Stadt wurden von seinen Leuten gefangen

genommen und festgesetzt. Die mit dem Erzbischof verbundenen Obersten der Gemeinen hätten wohl leiden mögen, daß er den Gefangenen ans Leben gegangen wäre. „Herr," sagten sie zu ihm: „schleift sie oder bratet sie oder ertränkt sie, oder sendet sie über See, damit sie uns nicht mehr hindern." Der Erzbischof aber handelte nach adeliger Art; er gedachte der willigen Dienste, so die Gefangenen ihm geleistet hatten und entließ sie heimlicher Weise; sie entflohen und ließen Weib und Kind und alle ihre Habe zurück. Da nun auch die andern ihres Amts Entsetzten die Stadt verlassen hatten, setzte der Erzbischof neue Schöffen aus der Gemeinde, welche, um sich mit ihrer Gewalt zu brüsten, bald große Umwandlungen vornahmen. Sie schätzten Reich und Arm mehr, denn es je der Fall gewesen und theilten davon mit dem Erzbischofe. Wenn sie ein Urtheil fällen wollten, so fragten sie erst den Erzbischof um Rath, theils weil sie sich nicht zu helfen wußten, theils weil sie Jenem ganz zu Gefallen lebten.

Also, sagt der Chronist, verlor die heilige und freie Stadt Köln ihre Freiheit und manche andere gute Sitten und kam in Kurzem in viel Kummer und Leid; und dies Alles darum, weil keine Eintracht zwischen den Obersten und der Gemeinde herrschte. In diesen Tagen des Hasses und der Zwietracht gab ein Streit zwischen den Anhängern der alten und der neuen Schöffen Gelegenheit zu einem blutigen Auflauf. Um Ostern nämlich, wo viele Leute nach den weißen Frauen zum Ablaß gingen, entspann sich ein Gespräch über die Absetzung der alten und Einsetzung der neuen Schöffen. Dasselbe artete in einen Zank aus und ein Anhänger der alten Schöffen erstach einen Fleischer, mit dem er stritt. Am Abende des Tages versammelte sich die ganze Gemeinde, um den Tod dieses Fleischers zu rächen, und der Haufe überfiel das Haus des Herrn Bruno v. Hartenfaust, eines Gräfen des Hochgerichts. Da nun die Gemeinen das Haus stürmten und es anzündeten, kam Herr Ludwig Mummersloch mit dreissig von seiner Partei herbeigeeilt und half Herrn Bruno den Haufen abwehren. Herrn Bruno's Freunde kamen auch herbei, als das Haus brannte, und da sie Viele fanden, die da plünderten, erschlugen sie diese alle. Die neugewählten Schöffen ließen sich bei diesem Auflauf nicht sehen; als die Nacht aber eintrat und der Hader sich legte, erschienen sie, nahmen Frieden auf und setzten einen Tag zur Sühne. Gleichzeitig luden sie heimlich den Bischof ein, nach Köln zu kommen; seine Mühe

solle ihm wohl bezahlt werden. Konrad freute sich über diese Botschaft, kam alsobald nach Köln und berief beide Parteien vor sich, um Klage und Einrede anzubringen. Nach Anhörung beider Theile entschied er, daß, um den Tod des Fleischers zu rächen und den Frevel zu strafen, sie sich selbst schätzen mußten, sie mochten arm oder reich, bei dem Streite zugegen gewesen sein oder nicht. Die von den Geschlechtern mußten fünfhundert Mark gleich auf dem Saale erlegen und überdem allda barfuß vor allem Volke Buße thun. Der Gräfe der Stadt lösete sich mit Gelde von des Bischofs Zorn, und die dies nicht konnten, mußten die Stadt räumen und fliehen.

Die neuen Schöffen beschatzten das gemeine Volk unehrlich und schändlich, und eben so das Volk, welches von aussenher zur Stadt kam. Da wurden sie vor dem Erzbischof verklagt als meineidige Männer und man bat ihn, daß er sie ihres Amts entsetzte. Konrad meinte zwar, da er sie eingesetzt, wäre es nicht rühmlich für ihn, sie ihres Amts zu entlassen. Die Geschlechter aber sprachen: „Herr, wir begehren, daß Ihr richtet über sie nach Recht, als über offenbare Bösewichter.“ Und als der Erzbischof sich immer noch abgeneigt zeigte, setzten sie hinzu: „Herr, wir wollen ein Urtheil erhalten wider sie, und sollt es uns Gut und Leben kosten. Man soll wissen, wo das Gut hingekommen, welches sie mit räuberischer Hand der Stadt abgenommen haben.“ Nun wollte der Erzbischof die Sache einem Urtheil überlassen, das der Abt von St. Pantaleon-Hof sprechen sollte, und ging hinweg, sich darüber zu berathen.

Unterdessen riefen die Schöffen die Gemeinde zusammen und Herrmann der Fischer sprach: „O edle Gemeinde! mit weinenden Augen klagen wir Euch, daß die Geschlechter uns bringen wollen um Leben und Gut, weil wir uns mit Euch verbunden und Euch geholfen haben. Sprecht, wollt Ihr Euch halten zu denen, die um Ostern sich unterstanden, die Eurigen zu erschlagen, und die da trachten, Euch um Ehre und Leben zu bringen; oder wollt Ihr unserm Herrn, dem Erzbischofe beistehen? Saget schnell: was wollt Ihr thun? Unser Herr will mit seiner Hand für Euch streiten.“ Da rief die ganze Gemeinde ohne weitere Berathung: sie wolle dem Erzbischofe helfen.

Als die Obersten und die Geschlechter vernahmen, daß die Gemeinde es mit dem Erzbischof halten wolle, eilten sie, reich und arm, Jeder nach Hause, um den Harnisch anzulegen und sich

zu wappnen. Darauf versammelten sie sich in der Rheingasse und bei St. Kolumban; die Gemeinde aber hielt sich zu den neuen Schöffen.

Da der Erzbischof hörte, daß die Geschlechter sich also wehrhaft gemacht, ersann er einen listigen Anschlag, sie zu berücken. Er sandte seinen Neffen Engelbrecht, Probst zu St. Gereon und nachherigen Erzbischof von Köln, und den Ritter Herrmann v. Vittinghof zu den in der Rheingasse versammelten Geschlechtern und ließ ihnen rathen, seine Gnade zu suchen, wie die bei St. Kolumban Versammelten schon gethan hätten; er wolle es alsdann nicht zulassen, daß die Gemeinde sie an ihrem Leibe oder an ihrer Ehre angriffe. Die Abgesandten richteten ihren Auftrag aus, fanden aber keinen Glauben. Da hieß Herr Herrmann Vittinghof sie einen Boten mitsenden, der sich überzeuge, daß die von St. Kolumban wirklich auf dem Saale bei dem Erzbischofe wären. Die Geschlechter zeigten sich dazu bereit und gelobten Gnade zu suchen, wenn der Bote es besagtermaßen finde. Die Abgesandten des Erzbischofs ritten nun schnell nach St. Kolumban, verkündigten den dort Versammelten, daß die von der Rheingasse mit dem Erzbischofe vertragen wären, und riethen ihnen ein Gleiches zu thun. Da sie ihnen Sicherheit des Leibes und der Ehre gelobten, so gingen die Geschlechter zum Bischofe. Der Bote von der Rheingasse war schlauer Weise durch List abgehalten worden, früher zu erscheinen, daher fand er bei seiner Ankunft die von St. Kolumban im Saale. Er kehrte um, meldete, was er gesehen, und die Vornehmsten von der Rheingasse verfügten sich nun ebenfalls nach dem Saale. Da hieß der Erzbischof zwanzig der Trefflichsten zu sich entbieten und versicherte, sie an Leib, Ehre und Gut nicht zu schädigen. Als sie aber erschienen waren, ließ er sie gefangen nehmen und hielt sie vier Tage zu Köln in Haft; dann sandte er einige von ihnen auf seine Burgen, die übrigen entflohen theils nach den Niederlanden, theils rheinaufwärts.

So wurde die Stadt ihrer weisesten Männer beraubt und es war nun nicht zu verwundern, daß Alles verkehrt und verderblich zuging. Der Erzbischof behandelte die freien Bürger wie eigene Leute, ließ die Thore, Pforten und Mauern besetzen, bestellte alle Aemter nach seinem Willen und machte sich zum unumschränkten Herrn in der Stadt. Einen Theil der Bürger ver-

jagte er und einen andern nahm er gefangen, so daß das Volk in der Irre im Lande umherlief.

Also stand es in Köln zwei Jahre lang, bis Konrad starb, und noch lange nachher unter seinem Nachfolger. Vergebens wendeten sich die Freunde der Gefangenen oftmals an den Probst zu St. Gereon, daß er Gnade für sie erbitte; er betheuerte seinen guten Willen zu helfen, da er sich der guten Dienste, die ihm die Gefangenen erwiesen, sehr wohl erinnere, er gestand, daß ihnen von seinem Oheim großes Unrecht geschehe, doch ihre Befreiung bewirkte er nicht. Auch eine Bitte der Freunde der Gefangenen bei dem Erzbischof selbst, als er auf dem Todbette lag, war umsonst; der Mann, der nur den Frieden wollen sollte, versicherte, wie er gelobt habe, so lange er lebe, die Verhafteten nicht zu entlassen.

Berlin, gedruckt bei Julius Sittenfeld.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reiche, Fr.

Preussens Vorzeit, oder historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen aus der Vorzeit von Städten, Burgen, Schlössern, Klöstern und Dörfern
Biographieen berühmter vaterländischer Personen und Züge aus dem Leben der Fürsten, Herren, Ritter und Bürger ; eine Lektüre zur Kenntnis der vaterlä
Bd.: 1

Berlin (1835)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.2,335(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094172-9